KLEINERE ERZÄHLUNGEN FÜR DIE CHRISTLICHE JUGEND

Christian Gottlob Barth





Kleinere Erzählungen

für die christliche Jugend

von

Dr. Christian Gottlob Barth.



Erstes Bändchen.

Zweite Auflage.

Stuttgart, 1852.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.





Vorrede.

Es sind einige Leute — ob Kinder oder Erwachsene, weiß ich nicht mehr genau — mit dem Aufhören meiner jährlichen Spenden unzufrieden gewesen, und denen zu lieb habe ich diese Sammlung kleinerer Erzählungen veranstaltet, die ungefähr zur Hälfte schon in den Jugendblättern oder in den Weihnachtblüthen erschienen, zur Hälfte aber ganz neu sind. Somit wollte ich es machen wie ein guter Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorbringt. Ein zweites Bändchen beabsichtige ich im folgenden oder nachfolgenden Jahre herauszugeben, so der HErr Leben und Kraft schenkt. Nicht als ob ich meine Arbeiten für unentbehrlich oder auch nur für wichtig hielte; ich denke, wie Schlözer zu Büsching sagte: „die Straße ist ja breit genug;" und die guten Kinderschriften machen sich nicht so breit, daß nicht unser Einer auch noch nebenher gehen könnte. Wenn dann hie und da eine Kinderseele durch den Dienst dieses Büchleins in nähere Bekanntschaft mit Dem gebracht würde, der die Himmelspilgrime auf dem schmalen Wege gehen heißt, so könnte ich ja mit Wahrheit sagen, daß ich nicht umsonst gearbeitet habe. Und — im Vertrauen gesagt — gerade das wünscht allen seinen lieben Lesern

Geschrieben im Sept. 1843.

der Verfasser.

Inhalt.

Der Apotheker und sein Arzt.

1.

Am verwichenen Gründonnerstag habe ich das fünfundzwanzigjährige Jubiläum einer Reise gefeiert, die ich im Jahr 1814 mit einem älteren Freunde, dessen Kinder nun auch in diesem Büchlein lesen, nach Karlsruhe machen durfte. Wir reisten zu Pferd, um schneller fortzukommen, und unsre Absicht ging hauptsächlich dahin, einen Mann, dessen Schriften uns besonders lieb geworden waren, persönlich kennen zu lernen, nämlich den geheimen Hofrath Jung, genannt Stilling. Zuerst ging ich in das Haus eines trefflichen Jugendlehrers, der sich auch durch Schriften verdient gemacht hat, und mit dessen Familie ich früher wohlbekannt gewesen war. Mein älterer Freund ging mir zu lieb auch mit, dachte aber nicht von ferne daran, daß er sich wenige Jahre nachher die ältere Tochter des Hauses, die auf der Hausflur unbemerkt an ihm vorüberging, zur Gattin holen würde. Auch das kleinere Töchterchen, das damals noch auf dem Arm getragen wurde, trägt jetzt nahe bei der Weibertreue seine eigenen Kinder auf dem Arm. — Hierauf besuchten wir die bekannte Frau v. Krüdener, an die wir eine Adresse hatten, und wurden sehr freundlich empfangen. Sie ermahnte mich, das Studium der Theo-

logie so zu betreiben, daß ich zuerst meine eigene Seele retten lasse, um dann auch an der Rettung anderer Seelen arbeiten zu können. Ob ich gleich zu Allem von Herzen Ja sagte, so würde doch ihre Rede einen bleibenderen Eindruck auf mich gemacht haben, wäre nicht die jugendliche Flatterhaftigkeit dazwischen gekommen, die sich nur an den bunten Blüthenblättern ergötzt und die kleinen Saatkörner zerstreut.

Endlich in der Abendstunde um 5 Uhr schlugen wir den Weg nach Stillings Hause ein. Ich war voll gespannter Erwartung, den Mann von Angesicht zu sehen, von dem ich schon so viel gehört, dessen anziehende Schriften ich größtentheils gelesen hatte, den Mann, durch dessen Hand mehr als 2000 Staarblinde zum Anblick des schönen Sonnenlichtes, und vielleicht eben so viele Geistlichblinde zur Einsicht in die Wahrheit gebracht worden waren. Wir wurden angemeldet. Ein großer Mann von imposanter Gestalt trat heraus; sein ernstes Angesicht mit strengem, scharfem Blick war auf uns gerichtet, als er fragte: „Was wollen Sie?“ Mir klopfte das Herz, als ob Einer drinnen wäre, der heraus und im Schrecken davonlaufen wollte; und wirklich stieg leise der Gedanke in mir auf: Wärest du lieber daheim geblieben! Aber kaum hatten wir die Grüße von bekannten Freunden gemeldet, so war die Strenge auf seinem Angesicht plötzlich hinweggeweht, wie der Frühreif von einer Herbstrose, wenn ein kräftiger Sonnenblick darauf fällt. Er ergriff uns mit einer ungemeinen Freundlichkeit an der Hand, und führte uns in seine Wohnstube, wo seine treffliche Gattin Elise am Fenster saß. Auch sie bewillkommte uns

mit mütterlichem Wohlwollen, setzte sich zu uns an den Tisch, und bei einer Tasse Thee entwickelte sich bald ein lebhaftes Gespräch, wobei wir es ganz darauf anlegten, so viel als möglich den Mann sprechen zu lassen, den wir nicht hoffen konnten je wieder zu sehen. Eine Stunde war verflossen, ehe wir's uns versahen; und wir hielten es für schicklich, den ehrwürdigen Greis, der von so vielen Besuchen belästigt wurde, nicht zu lange in Anspruch zu nehmen. Mit einigen Schriften beschenkt, wurden wir so freundlich verabschiedet, als ob wir Kinder des Hauses wären; und Stillings Worte, von denen mir manches noch lebhaft erinnerlich ist, tönten uns den ganzen Abend in den Ohren nach. Als er drei Jahre darauf seinen Lauf vollendete, erhielt ich von seinen Kindern mehrere Kleinigkeiten aus seinem Nachlaß zum Andenken, seinen Spazierstock aber, oben mit einem Fernrohr versehen, bekam jener Jugendlehrer, der sein Hausfreund war, und da dieser starb, vermachte er ihn mir.

Froh und voll lieblicher Eindrücke legten wir uns im Gasthof zur Sonne, wo wir abgestiegen waren, zu Bette, und schliefen ruhig und dankbar ein. Aber mit welcher Angst erwachte ich! Mir träumte, ich stehe in einer belagerten Stadt auf der Mauer, und es seien die Mündungen vieler Kanonen, die fortwährend abgefeuert wurden, auf mich gerichtet. Doch konnte und durfte ich meine gefahrvolle Stellung nicht verlassen. In vollem Angstschweiß wachte ich endlich aus dem Schlaftaumel auf und kam zum Bewußtseyn meiner Lage; aber wirklich hörte ich in der Nähe laute Kanonenschüsse, die in regelmäßigen Zwischenräumen über

die Stadt hin donnerten. Mein Freund, der früher wach gewesen war, half mir aus dem Traume, indem er mich erinnerte, daß wir schon Tags zuvor die Nachricht von der Einnahme von Paris durch die alliirten Truppen vernommen hätten, und daß dieses freudige Ereigniß auf solche Weise angekündigt werde. Es war Morgens vier Uhr. Bald darauf traten wir unsere Rückreise an.

2.

In derselben Nacht geschah es, daß der zehnjährige Sohn eines deutschen Handwerkers, der sich seit einigen Jahren in Paris niedergelassen hatte, seinen Eltern entlief. Die große Unruhe und der Zusammenlauf unzähliger Menschen, welche die Einnahme der Stadt verursachte, gaben ihm Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen, und sich durch das Gedränge vor's Thor hinaus zu flüchten, wo er in einiger Entfernung von der Stadt in dem Lager deutscher Soldaten bei einer Marketenderin Zuflucht suchte, indem er sich für ein Waisenkind ausgab, das seine Eltern verloren habe. Ludwig — so hieß der Knabe, in Paris aber nannte man ihn Louis — hatte gottesfürchtige Eltern, und da er ihr einziges Kind war, so wandten sie allen Fleiß an, um ihn sorgfältig und christlich zu erziehen. In einer so verdorbenen Stadt wie Paris, wo die Versuchung zum Bösen auf allen Straßen lauert, schien es ihnen nothwendig, ihr Kind so viel als möglich zu Hause zu behalten, und zu dem Ende entschloß sich der Vater, es in den freien Abendstunden selbst zu unterrichten, und es nie ohne Aufsicht über die Straße gehen

zu lassen. Vielleicht bedachten die guten Eltern nicht genug, daß der Keim der Sünde, der im Herzen liegt, sich nöthigenfalls auch ohne den Sonnenschein und Regen der verführerischen Außenwelt entwickeln kann. Als ich noch ein Knabe von dreizehn Jahren war, machte ich verschiedene Versuche, solche Baumfrüchte, die schnell in Fäulniß überzugehen pflegen, vom Spätsommer bis in den Winter und Frühling hinein aufzubewahren. Unter Anderem kam ich auch auf den Gedanken, sie in ein Gefäß hermetisch zu verschließen, d. h. so, daß kein Luftzutritt möglich sei. Ich füllte also eine starke hölzerne Büchse mit verschiedenen Arten von Pflaumen, worunter auch sogenannte türkische Kirschen waren, und überpappte sie rings umher wohl zehnmal mit Papier. Aber ich überlegte dabei nicht, daß einestheils eine solche Verwahrung nicht als hermetisch fest angesehen werden könne, und anderntheils schon die wenige Luft, die sich noch innerhalb des Gefässes befand, meine Absicht hindern werde, daß ich also eigentlich das Gefäß mittelst einer Luftpumpe hätte luftleer machen sollen. Als ich nun im Frühjahr die Büchse öffnete, dampfte mir gleich der Geruch der Verwesung entgegen, und ich brauchte die Gaumenprobe nicht anzustellen, um zu errathen, daß der Tod durch Papier und Holz sich nicht habe abhalten lassen, meine gelbrothen Türken zu vergiften. Etwas Aehnliches mußten auch Ludwigs Eltern erfahren; denn sie konnten den Knaben weder so hermetisch in's Zimmer einschließen, daß er nicht hie und da die Fühlfäden seiner Begierde hätte auf die Straßen und Gassen der Stadt hinausstrecken können, noch war auch

mit diesem Einschließen ganz geholfen, da auch ohne Zuthun von außen in seinem eigenen Herzen Zündstoff genug war, um das ganze Gebäude ihres Glücks in die Luft zu sprengen. Um einen solchen mächtigen Reiz des Bösen zu bekämpfen, ist's nicht genug, daß man ihn absondere und einsperre; man muß vielmehr eine Kraft des Guten daneben in's Herz pflanzen, durch welche das Böse verdrängt werden kann. Ich will nicht sagen, daß diese Seite von Ludwigs Erziehung vernachlässigt worden sei: seine Eltern ließen es an Ermahnungen, am Gebrauch des Wortes Gottes und an Gebet nicht fehlen; aber Ludwig sann Tag und Nacht nur darauf, wie er seine Eltern hintergehen und ohne ihr Wissen auf eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde sich hinwegstehlen könnte, um mit muthwilligen Gassenjungen sich herumzutummeln. Daß dieß auf dem Wege der Wahrheit nicht möglich war, sondern nur auf dem Wege der Lüge, könnet ihr euch wohl denken. Das Lügen aber ist eine der giftigsten unter den Schlangen, von welchen es in der Schrift heißt: „Fleuch vor ihr; denn so du ihr zu nahe kommst, so sticht sie dich!" so daß jene alte Schlange, die unsere Ureltern um das Paradies gebracht hat, den Schandtitel führt: „Lügner und Vater des Lügners." Und auf der andern Seite wird dem, der gesündigt hat, Vergebung von Seiten Gottes versprochen, wenn er nur seine Sünde bekennt, also nicht leugnet oder leugt. Wenn also auch ein Kind durch Leugnen sich die Strafe von Seiten der Eltern und Lehrer erspart, so ist es doch bei Gott darum nicht weniger in der Schuld, sondern doppelt, und macht es so thöricht wie jener

Knabe, der einen schönen Apfel auf einen Baum warf, um einen andern Apfel herunterzuwerfen, und dem beide in den Teich fielen. — Ludwig gewöhnte sich frühzeitig das Lügen an, weil er kein anderes Mittel sah, um an den Ergötzlichkeiten der Gassenjungen, die er vom Fenster aus sah, dann und wann Theil nehmen zu können. Wenn er zu dem benachbarten Bäcker oder sonst in ein nahegelegenes Haus geschickt wurde, und es waren Kameraden um den Weg, so ließ er sich leicht von ihnen verleiten, eine halbe Stunde mit ihnen zu spielen. Im Anfang freilich schützte er das strenge Gebot seiner Eltern vor, er solle gleich wieder kommen; aber da lachten ihn die muthwilligen Jungen aus und gaben ihm allerlei Spottnamen. Das ärgerte ihn, und da in seinem Herzen Lust genug war, an den Spielen Theil zu nehmen, so kostete es ihn das zweite und dritte Mal schon einen schwereren Kampf, den Gehorsam gegen die Eltern durchzubehaupten, und das vierte Mal fiel ihm der Spruch: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!“ schon nicht mehr ein, obgleich er ihn dießmal am nöthigsten gehabt hätte. Denn als er mit sichtbarem Wohlgefallen einige Augenblicke dem Zeitvertreib der Knaben zugesehen hatte, forderten sie ihn abermals zur Theilnahme auf, und gaben ihm zu verstehen, er könne sich ja bei seinen Eltern über sein langes Ausbleiben mit irgend einer erdichteten Ursache entschuldigen. „Es ist auch wahr,“ sagte Ludwig bei sich selbst; „ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht auch einmal mitspielen soll, es ist ja nichts Unrechtes, sondern ein unschuldiges Spiel, und zu Hause habe ich nichts zu versäumen.“ Als er

nun nach einer halben Stunde in seine Wohnung zurückkehrte, schlug ihm das Herz doch lauter, denn sein Gewissen war noch nicht in den Ruhestand versetzt; und er besann sich nun, was er seinen Eltern vorsagen wolle. Einmal kam ihm sogar der Gedanke, es wäre am Ende das Beste, wenn er die Wahrheit gerade heraus sagte; aber die Furcht vor der Strafe drängte ihn sogleich wieder zurück: denn wenn man sich einmal mit der Sünde eingelassen hat, so beweist sie ihre Macht besonders auch dadurch, daß man nicht gleich wieder aufhören kann, wo man will, sondern von einer Uebertretung zur andern geführt wird; und wie hinter einem vornehmen Herrn ein Lakai, so läuft in der Regel jeder Sünde die Lüge hintennach. Ludwig erwiederte auf die Frage, wo er so lange gewesen: ein fremder deutscher Mann habe ihn gebeten, ihm den Weg zu einem Gasthof zu zeigen, und da habe er selbst sich vorher erkundigen müssen, weil der Fremde nicht Französisch verstanden. Hätte der Vater bei dieser Erzählung dem Knaben in's Gesicht gesehen, so würde er jene Farbe bemerkt haben, die, wie auf der Sonnenseite des Apfels, auf jeder Wange zu sehen ist, welche noch im Sonnenschein der Wahrheit steht. Aber er war ein Damastweber und saß an seinem Webstuhl, und der Knabe stand hinter ihm; die Mutter aber war in der Küche. Auch fiel es den guten Leuten nicht ein, daß ein Kind, das so sorgfältig auferzogen und so aus dem Worte Gottes ermahnt worden, seine Eltern so frech belügen könnte. Bei Ludwig regte sich freilich, das Gewissen noch einigemal an diesem Abend, besonders bei seinem Abendgebet, und er nahm sich vor,

nicht wieder zu lügen. Aber als einige Tage nachher wieder eine Gelegenheit kam, über die Zeit auf der Straße zu verweilen, war eben doch die Lust stärker als sein guter Vorsatz, und als er nach einer halben Stunde nach Hause gieng, hatte er bald eine andere Unwahrheit ersonnen, die er schon mit mehr Fassung vortragen konnte. So trieb er es einige Zeit lang; die Lust, statt befriedigt zu werden, wurde mit jedem Genuß unersättlicher, und den ganzen Tag, auch unter der Arbeit und während des Unterrichts, dachte er auf Wege und Mittel, recht oft zu diesem Genuß zu gelangen. Daß diejenigen Knaben, die er zu jeder Stunde des Tages auf der Straße antreffen konnte, nicht gerade die gesittetsten waren, ist leicht begreiflich; und was er in den verstohlenen Stunden von ihnen lernte, damit hat er sich nirgends einen Dank verdient. Im frechen Lügen erwarb er sich nach und nach eine Gewandtheit, die alle Vorsicht seiner Eltern täuschte; und als diese endlich durch einen wohlgesinnten Nachbar von dem Zeitvertreibe ihres Sohnes in Kenntniß gesetzt wurden, fiel die Bestrafung um so strenger aus, weil auch noch der Aerger über diese Täuschung hinzu kam. Bisher war Ludwig für kleinere Vergehen durch Einsperrung, Entziehung der Speise u. dgl. gestraft worden; jetzt aber hielt sein Vater eine strenge körperliche Züchtigung für nöthig, und ein derber Strick, der merkliche Schwielen zurückließ, mußte dazu dienen. Allein Ludwig hatte von den Gassenjungen, wie diese von größeren Taugenichtsen, gelernt, man brauche sich nicht alles gefallen zu lassen, und die Welt sei groß genug, um einem daheim Verfolgten an einem andern

Orte eine Freistätte zu gewähren. Er entschloß sich daher gleich im ersten Unwillen über die harte Züchtigung, davonzulaufen. Es muß ihm an der Liebe zu den Eltern sehr gefehlt haben, sonst wäre er wohl nicht auf diesen Gedanken gekommen. Ob die Art und Weise ihrer Erziehung daran schuldig gewesen oder seine eigene kalte Gleichgültigkeit, kann ich nicht sagen.

3.

Ludwigs kindischer Plan war, mit dem deutschen Kriegsheer in sein Vaterland zurückzukehren, und eine Unterkunft bei seinen Verwandten zu suchen, die in Wilhelmshöhe bei Cassel, sonst Waltershausen genannt, wohnten. Wie er dahin gekommen, darüber konnte ich nichts in Erfahrung bringen; aber ihr könnet euch denken, daß sein Oheim sehr erstaunt darüber war, den zehnjährigen Knaben auf einmal vor seiner Thüre zu sehen, und daß er keinen Augenblick versäumte, um seinem Bruder in Paris Nachricht davon zu geben. Allein bei diesem hatten sich unterdessen die Umstände geändert und ihn zu dem Entschlusse vermocht, wieder in seine Heimath zu ziehen und sich in Cassel niederzulassen. So kam Ludwig abermal, wider seinen Willen, unter die strenge Zucht seiner Eltern. Für seine Entweichung zwar wurde er nicht gestraft, denn die Eltern waren froh, den verloren geglaubten Sohn wieder zu haben; aber sie begannen nun einzusehen, daß man bei dem Knaben besonders dem Lügengeiste entgegenarbeiten müsse, und züchtigten ihn ernstlich für jede, auch die geringste Abweichung von der Wahrheit,

ließen es auch an den eindringlichsten Bitten und Vorstellungen nicht fehlen. Im Anfang schien dieß zu fruchten: wenigstens nahm sich Ludwig gegenüber von seinen Eltern sehr zusammen; allein der Hang zur Unwahrheit war in seinem Herzen schon so eingewurzelt, daß er sich dafür in der Schule, die er jetzt besuchen mußte, schadlos zu halten suchte. Ihr würdet mir schwerlich glauben, wenn ich euch nach diesem allem noch versichern wollte, Ludwig sei kein eigentlich bösartiger Junge gewesen; und doch darf ich auch sein Gutes nicht verschweigen. Es ist wahr, daß es ihm an der zärtlichen Liebe gegen seine Eltern, durch welche so manche Uebertretung hätte verhütet werden können, ziemlich fehlte, und daß er ganz verlernt hatte, es mit der Wahrheit genau zu nehmen; auf der andern Seite aber war er doch gutmüthig genug, Niemand beleidigen zu wollen, und auch wenn er sich eine Unwahrheit erlaubte, so that er es nie, um einem Andern zu schaden, sondern nur, um sich einen Genuß zu verschaffen, oder eine Strafe zu ersparen, oder um sich einen Spaß zu machen. Sonst war er in der Schule fleißig und gehorsam, dienstfertig und gefällig, und seine Mitschüler hatten nichts über ihn zu klagen, als daß er sie so oft anlüge. Für die Vorstellungen seiner Eltern und Lehrer war er keineswegs unzugänglich; er sah seinen Fehler ein, bereute ihn, weinte darüber, und nahm sich vor, nie wieder zu lügen. Aber ehe er sich's versah, war er wieder von der Versuchung überwältigt, und merkte es gewöhnlich erst hintennach, wie ein Mensch, der über einen Stein stolpert, und zurücksieht, was es gewesen sei.

Bald nach der Zurückkunft seiner Eltern durfte er mit ihnen seinen Oheim, den Bruder seiner Mutter, besuchen, der Prediger war, und in einem Dorfe, etliche Meilen von Cassel, wohnte. Es war Herbst, und die Blätter begannen von den Bäumen zu fallen, ein Anblick, der uns so lebhaft daran erinnert, daß auch wir verwelken und dem Staub der Erde gleich werden müssen. Als das dürre gelbe Laub über den Pfad, auf dem sie wandelten, dahingeweht und von dem rauhen Nordostwind hinweggetragen wurde, erinnerte der Vater an das Wort des Propheten Jesaia Kap. 64, 6: „Wir sind alle verwelket wie die Blätter, und unsere Sünden führen uns dahin wie ein Wind.“ — Am Tage nach ihrer Ankunft bat Ludwig um Erlaubniß, in den schönen Garten hinabzugehen. „Du kannst gehen,“ sagte der Vater, „aber untersteh dich nicht, etwas von den Früchten, die du dort findest, zu essen.“ Ludwig versprach es, und lief ganz vergnügt im Garten umher. Es blühten noch einige wenige Blumen: die Chinarose hieng ihr zartes Haupt und schützte dadurch ihre weichen, blaßrothen Blättchen gegen den Wind, der eine größere Blume entblättert haben würde; und als dann die Sonne wieder warm schien, erhob sie sich auf's Neue eben so frisch und lieblich wie vorher. So werden auch die frommen Seelen, welche sich unter die Prüfungen, mit denen Gott sie heimsucht, demüthig beugen, zu Seiner Zeit wieder aufgerichtet, während die stolzen, widerstrebenden Herzen, welche der mächtigen Hand Gottes trotzen wollen, gebrochen und zerrissen werden. Ich will aber damit nicht sagen, daß Ludwig beim Anblick jener Blumen

solche Gedanken gehegt habe; er war zu flüchtig und leichtsinnig, um auf die bedeutungsvolle Sprache der Natur zu hören. Verschiedene andere noch blühende Gewächse, wie das Maasliebchen, die dunkelfarbige China-Aster und dergleichen einfache Blumen, die man unter den glänzenden Farben des Sommerflors ganz übersehen haben würde, machten jetzt, da die schöneren Blumen verschwunden waren, allen Anspruch auf Beachtung. Auch das lieblichaussehende kleine Blümchen, Stiefmütterchen oder Jelängerjelieber genannt, das unter dem schützenden Dache des Immergrüns sogar den Winter überleben kann, lächelte überall hervor. Hätte Ludwig nicht auch an diesen Blümchen etwas lernen können?

Von Früchten war nur wenig im Garten zu sehen. Hie und da einige Trauben an einem Weinstock, der in sehr geschützter Lage an einer Mauer sich hinaufschlang; einige Winteräpfel, die noch an den Bäumen hiengen, und an der nördlichen Mauer wenige Johannisbeeren, die sehr spät gereift waren, und zwischen dem Spinngewebe und den gelben Blättern bescheiden hervorblickten. Am meisten Wohlgefallen aber hatte Ludwig an einem mit tief scharlachrothen Beeren bedeckten Busch, der prächtig aussah. Lange blickte er an diesem Busch hinauf, dann lief er auf den zierlichen Sandwegen rings umher, kam aber immer wieder zu dem Busch zurück und blieb bei ihm stehen. „Hätte mir mein Vater nicht verboten," so sprach er bei sich selbst, „von irgend einer Frucht zu essen, so würde ich sehr gern einige von diesen schönen Beeren versuchen. Wie süß müssen die seyn!"

Während er so munter spielend im Garten umhergieng, kam sein Oheim und fragte ihn, wie ihm der Garten gefalle. „O gar zu schön ist's hier,“ erwiederte Ludwig. Sie spazierten eine Weile mit einander herum. Da kamen sie auch an den Busch mit den schönen rothen Beeren, und als der Prediger sah, wie begierig sein Neffe daran hinaufblickte, sagte er zu ihm: „Hoffentlich wirst du keine von diesen Beeren essen, Ludwig!“ — „O nein, Onkel,“ antwortete Ludwig, „mein Vater hat mir ja verboten, irgend eine Frucht anzurühren.“ — „Ich weiß es, mein Lieber,“ fuhr der Prediger fort, „und du wirst dich immer am besten dabei befinden, wenn du deinen Eltern in Allem gehorsam bist.“

Nach dem Mittagessen wurden auch Früchte aufgetragen, Aepfel und Birnen, Nüsse und Trauben und Johannisbeeren; aber Ludwig bemerkte mit großer Unzufriedenheit, daß von den schönen rothen Beeren nichts zu sehen war.

Am folgenden Morgen war's Sonntag. Ludwig gieng vor dem Frühstück im Garten auf und ab, und als er an dem Busch vorbeikam, sagte er still vor sich hin: „O ich weiß nun schon, mein Onkel hebt diese schöne Frucht für sich selber auf. Wie unfreundlich das ist! Er verdient wohl, daß er etwas davon verliere.“ So verleitete ihn seine unbezwungene Lust zu einem ungerechten Urtheil.

Nach dem Frühstück bat Ludwig um Erlaubniß, bis zum Anfang des Gottesdienstes im Garten bleiben zu dürfen. „Meinetwegen,“ sagte der Vater; „aber bedenke, daß es heute Sonntag ist, und springe nicht

so wild herum. Auch erinnere dich meines Verbots, irgend etwas ohne Erlaubniß abzupflücken." — „Gewiß, Vater!" sagte Ludwig, und gieng hinunter.

Was wird er wohl gethan haben? Wenn ihr euer eigenes Herz kennet, werdet ihr es leicht errathen. Wenn es einem ein rechter Ernst ist, die Lust nach etwas Verbotenem zu überwinden, so muß man demselben möglichst aus dem Wege gehen, und es nicht machen wie Eva, die in dem großen Garten Eden Platz genug gehabt hätte, und sich doch gerade in die Nähe des verbotenen Baumes setzte. Auch Ludwig war so thöricht, daß er, statt den Anblick der rothen Beeren, der seine Begierde immer auf's Neue reizte, zu fliehen, sich doch wieder der Gefahr aussetzte. Er stellte sich vor den Busch hin und gaffte die Beeren so lange an, bis es ihm unmöglich schien, wieder hinwegzugehen, ohne sie versucht zu haben. Sein Herz fieng an stärker zu klopfen; er blickte empor und dachte an seines Vaters Gebot, erinnerte sich auch, daß es noch nicht zu spät sei, zu Gott zu beten, der ihn im Kampf gegen die Lust stärken könnte; aber dennoch, trotz alles dessen, streckte er seine Hand aus, pflückte einige Beeren, und schlang sie in großer Hast und Unruhe hinunter, denn er hörte in diesem Augenblicke seinen Vater, der ihm von der Gartenthüre aus rief.

Besinnet euch, ob's euch nicht auch schon oft so gegangen ist wie dem armen Ludwig. Indem man im Begriffe ist, einer bösen Lust zu folgen, ist man sich wohl bewußt, daß das Sünde sei; man weiß auch, daß man um Kraft zum Widerstand beten sollte; aber der Reiz ist so mächtig, man läßt sich hinreißen; und

kaum ist die Sünde vollbracht, so fängt man an zu merken, daß man angeführt ist; denn man hat das doch nicht gefunden, was man erwartete. So fand es auch Ludwig. Die Beeren waren nicht so süß, wie er erwartet hatte, sondern schleimig, und hatten einen so zusammenziehenden Geschmack, daß er es schon deßwegen gleich im Augenblick bereute, seines Vaters Verbot übertreten zu haben. Der Vater, der ihm die Unruhe sogleich ansah, fragte: „Hast du etwas genascht?“ und Ludwig antwortete rasch: „Nein.“ So macht eine Sünde der andern Platz! Aber die Strafe folgte auf dem Fuße nach.

Ihr werdet gemerkt haben, daß die Beeren giftig waren. Hätte Ludwig die Wahrheit gesagt, so hätte man ihm auf der Stelle ein Gegenmittel eingeben können. Nun aber mußte er die schmerzliche Strafe seiner Unredlichkeit aushalten. Noch ehe das Anfangsgebet vorüber war, fühlte er sich sehr unwohl, verbarg es aber, so gut er konnte. Hierauf gab sein Onkel den Text an aus dem 139. Psalm: „Wo soll ich hin gehen vor Deinem Geist, und wo soll ich hin fliehen vor Deinem Angesicht?“ Er beschrieb den schrecklichen Zustand eines Sünders, der es inne wird, daß, wenn er auch seine Uebertretung vor den Menschen verbergen kann, doch Gott Alles weiß und sieht. Er sprach von Adam, der von der verbotenen Frucht gegessen und sich zu verbergen gesucht habe, als er die Stimme Gottes im Garten hörte. Ludwig war nun vollkommen überzeugt, sein Onkel habe ihn im Garten gesehen; und dieß, sammt dem zunehmenden Brennen und Schneiden in seinen Gedärmen, machte ihn so verwirrt,

daß er erbärmlich zu weinen und zu schluchzen begann. Da ihn sein Vater nicht beruhigen konnte, führte er ihn aus der Kirche nach Haus. Man legte ihn zu Bette, und er konnte eine Zeit lang kein Wort sprechen. Als endlich die Sprache wieder kam, fragte er gleich nach seinem Oheim, der auch alsbald erschien. „O lieber Onkel!“ schluchzte der Knabe, „verzeihen Sie mir, ich will's gewiß nicht mehr thun!“

„Was hast du denn gethan?“ fragte der Prediger.

„Ach, Sie wissen es wohl, Onkel, Sie haben mir's ja in Ihrer Predigt gesagt.“

„Nein, mein Kind; ich sprach von der Sünde im Allgemeinen, und zu allen Sündern, die um mich her saßen. Wenn du glaubst, ich habe dich gemeint, so kommt dieß blos daher, daß du deine eigene Sünde erkannt hast. Was hast du gethan?“

„Ach, ich habe von den rothen Beeren gegessen!“

Kaum hatte der Prediger dieß gehört, so eilte er erschrocken hinweg, und suchte ein Gegenmittel, um es dem vergifteten Knaben einzugeben. Da Ludwig nur wenige Beeren gegessen hatte, so war es auch wirksam genug, um ihn in kurzer Zeit wieder ganz herzustellen, und die Eltern hofften, die Angst, welche der Knabe durchgemacht, werde ihn von seiner Neigung zum Lügen gründlich kuriren. Auch faßte Ludwig einen ernstlichen Entschluß, künftig nie wieder eine Unwahrheit zu sagen, und hielt ihn auch, so lange die Erinnerung an den schrecklichen Vorfall lebhaft genug war. Aber leider währte dieß nicht lange.

In der nächsten Neujahrsnacht kamen einige Knaben zusammen, um auf einer Anhöhe vor der Stadt

ein Freudenfeuer zu machen. Sie hatten es in der Schule verabredet, und Ludwig, der davon hörte, empfand große Lust, auch dabei zu seyn. Er fand Gelegenheit, sich unbemerkt zu entfernen, und als er kam, brannte das Feuer bereits lichterloh. Die Knaben hatten aber, weil sie kein anderes Holz fanden, zwei Waschzüber aus einem Hofraum entwendet, wovon Ludwig nichts wußte. Der Eigenthümer derselben hatte einige Namen herausgebracht, und am folgenden Tage kamen zwei Polizeidiener in die Schule, um die Knaben auf das Rathhaus zu holen, wo sie für ihren muthwilligen Diebstahl bestraft werden sollten. Auch Ludwig war unter den Angegebenen. Zufällig wurde er zuerst verhört, und anstatt die Wahrheit zu bekennen, leugnete er alles ab. Er setzte voraus, die andern Knaben werden auch leugnen, und suchte sein Gewissen damit zu beschwichtigen, daß er ja wirklich an der Entwendung keinen Theil genommen habe. Als aber die übrigen Knaben in's Verhör kamen, so gestanden sie sogleich ein, und da man sie fragte, ob Ludwig auch dabei gewesen, so zeugten sie einstimmig gegen ihn. Sie waren unwillig darüber, daß er sie so oft angelogen hatte, und wollten sich nun dadurch an ihm rächen, daß sie behaupteten, er habe auch an der Entwendung der Waschzüber Antheil gehabt. Da nun auch der Lehrer auf Befragen das Zeugniß gab, Ludwig gehöre nicht zu den wahrheitsliebenden Knaben, so wurde er für überwiesen angenommen, und gleich den übrigen Knaben streng bestraft.

Am folgenden Tage diktirte der Lehrer in der Schule folgende Geschichte:

„Der berühmte Reisende Mungo Park erzählt, als er einmal durch ein afrikanisches Dorf gekommen, habe er ein Leichenbegängniß gesehen. Es war der einzige Sohn seiner Mutter, einer armen Wittwe, den sie zu seinem langen Schlafe begleiteten. Die Mutter gieng mit gebrochenem Herzen hinter dem Leichnam her, rang die Hände und rief in schmerzlichem Kummer wiederholt aus: „Er hat nie eine Unwahrheit gesagt! Er hat nie eine Unwahrheit gesagt!“ — Welches Herz sollte nicht Mitleiden haben mit einer armen heidnischen Mutter, die also trauert über ihre verwelkten Hoffnungen, ohne den Trost des Evangeliums zu haben! Aber, ihr lieben Knaben, ich habe auch euch bei dieser Gelegenheit ein Wort zu sagen. Sollte es dem HErrn, in dessen Hand euer Leben und Athem ist, gefallen, euch frühzeitig hinwegzunehmen, könnten eure trauernden Eltern auch von euch das Zeugniß ablegen: „Er hat nie eine Unwahrheit gesagt!“—? Fraget euer Gewissen um Antwort. Wenn ein armer unwissender Heide, der nie von einem Heiland gehört, und keinen andern Führer hat als das natürliche Licht, die Wahrheit so heilig hält, was kann man von euch erwarten, die ihr von christlichen Eltern geboren und von Kindheit auf gelehrt worden seid, die Lüge zu hassen, weil Gott sie haßt!“

Ludwig merkte, daß alle Schüler ihn ansahen, als ob diese Geschichte auf ihn allein gemünzt wäre, und wurde so roth wie ein Flamingo: denn ob er gleich wußte, daß ihm in der gestrigen Geschichte zu viel geschehen war, so konnte er doch auch nicht leugnen, daß er sich durch muthwilliges Lügen diese Behandlung zu-

gezogen hatte. Er stand wie am Pranger, und abermals faßte er von ganzem Herzen den Entschluß: künftighin soll mich aber Niemand wieder einer Unwahrheit zeihen können. Indessen war er eben an diese Sünde schon so gewöhnt, daß es ihm oft gieng wie einem Bogenschützen, dem der Pfeil losgeht, ehe er den Bogen recht gespannt und das Ziel in's Auge gefaßt hat. So wechselten bei ihm Fallen und Aufstehen, gute Vorsätze und Uebereilungen bis in sein vierzehntes Jahr, wo er nun eine andere Laufbahn betreten sollte.

4.

Wenn ich an dem Haven einer großen Handelsstadt stände, um mich nach Neuyork in Amerika einzuschiffen, so würde ich unter den verschiedenen Schiffen, die da vor Anker liegen, zu wählen haben; ich könnte mit einem großen Kauffahrteischiff oder auf einem Packetboot oder auch mit dem Dampfschiff reisen. Aber das könnte ich diesen Schiffen nicht zum voraus ansehen, welches derselben mich am sichersten, ohne Schiffbruch und ohne den Verlust meiner Habe, nach dem fernen Ziele bringen werde; ich müßte mich eben irgend einem auf gut Glück, d. h. im Vertrauen auf Gott, anvertrauen. Wenn aber Einer neben mir stände, der eine Erbschaft in einem fremden Welttheil holen sollte, und wüßte nicht, in welchem, der würde noch viel unschlüssiger seyn, auf welchem dieser vielen Schiffe, die nächstens ihren Weg nach allen Weltgegenden antreten werden, er sich einen Platz bestellen solle. Etwas Aehnliches ist es mit der Wahl eines Berufs. Manche

stehen im Augenblick der Entscheidung da, ohne im Geringsten zu wissen, welche Wahl sie treffen sollen, welcher Beruf ihren Fähigkeiten angemessen seyn und sie zu dem erwünschten Ziele des Wohlstandes führen wird. Es ist, als ob sie in einen Sack griffen, um unter hundert schwarzen Kugeln die einzige weiße hervorzuholen. Andere wissen zwar im Allgemeinen schon, wohin ihre Neigung und Fähigkeit sie ruft; aber über die Wege, zu ihrem Ziele zu gelangen, kann noch allerlei Ungewißheit und Zweifel vorwalten. Oder es könnte einem gehen wie unlängst einem Reisenden in Stuttgart, der sich in der Nacht auf den Eilwagen setzte, um nach Carlsruhe zu fahren, und Morgens in Ulm erwachte. Er hatte in der Eile den rechten Eilwagen verfehlt.

Alle diese Ungewißheit sah sich Ludwig erspart. Sein Vater hatte für ihn überlegt, und er hatte weiter nichts zu thun, als der Anweisung seines Vaters zu gehorchen. Seit Ludwig im Garten seines Oheims durch den Genuß einer giftigen Frucht seine Gesundheit in so große Gefahr gebracht hatte, war es ihm ein dringendes Anliegen, mit der Beschaffenheit der Gewächse genauer bekannt zu werden und sich in der Pflanzenkunde recht festzusetzen. Zu dem Ende bat er sich von dem Hausarzt, der seine bald darauf krank gewordene Mutter besuchte, einige Bücher aus; und da dieser nicht Zeit hatte, sich viel mit ihm abzugeben, verwies er den Knaben an einen jungen Apotheker, der ihm erlaubte, ihn in den freien Stunden auf seinen botanischen Excursionen zu begleiten. Bald gewann Ludwig diesen Zweig der Naturkunde so lieb,

daß er alle freie Zeit darauf verwendete; und seine Eltern sahen es gern, weil ihn diese Beschäftigung wenigstens von dem Umgang mit leichtsinnigen Kameraden abhielt. Vom Frühling bis in den späten Herbst hatte er immer einige Gläser voll Blumen im Zimmer stehen, die er mit Federmesser und Pincette so kunstgerecht zerlegte, wie der Oberkellner in der Stadt Paris einen Hasen. Im Winter las er botanische Bücher, die ihm der junge Apotheker geliehen hatte, und übte sich im Pflanzenzeichnen. Die leidenschaftliche Neigung, mit welcher sich Ludwig auf dieses Fach geworfen hatte, gab seinem Vater einen Fingerzeig hinsichtlich der Bestimmung seines künftigen Berufes; und einige Tage nach der Confirmation erklärte ihm dieser gerade heraus: „Du sollst Apotheker werden!" Ludwig war um so froher, daß dieß mit seinem eigenen Wunsche übereinstimmte, da sein Vater nicht gewohnt war, in solchen Dingen erst um seine Einwilligung zu fragen oder sich einen Widerspruch gefallen zu lassen. Er strebte freilich nach höheren Dingen, und wäre am liebsten ein Doktor geworden, denn er hielt sich bereits für einen ganz geschickten Botaniker; aber er dachte, der Weg zu diesem Glück sei ihm ja dadurch nicht verschlossen, sondern vielmehr gebahnt.

Im Allgemeinen hatte er auch darin Recht: denn bei weitem der größte Theil der berühmtesten Chemiker hat beim Apothekerberuf angefangen, wie z. B. der berühmte Engländer Davy. Auch der deutsche Chemiker Scheele, dessen Name unter den ausgezeichnetsten seines Faches genannt wird, war zuerst Apothekerlehrling. So lange dieser sich in dem Hause

seines Prinzipals aufhielt, lag er insgeheim dem Studium seiner Lieblingswissenschaft ob, und wendete oft die halbe Nacht daran, chemische Schriften zu lesen oder Experimente zu machen, und zwar mit Werkzeugen, die er sich, wie Davy, selbst und aus eben so einfachem Material verfertigt hatte. Es wird erzählt, er habe manchmal durch seine Knallexperimente das ganze Haus in Schrecken gesetzt, und sein Prinzipal sei jedesmal sehr zornig darüber geworden und habe ihn durch scharfe Drohungen von so gefährlichen Versuchen abschrecken wollen, aber es habe nie lange gefruchtet.

In dem Hause eines Apothekers hielten der berühmte Boyle*) und seine Oxforder Freunde ihre ersten wissenschaftlichen Zusammenkünfte, aus welchen später die bekannte „königliche Gesellschaft" entstanden ist; und es wird ausdrücklich versichert, sie haben dieses Haus deßwegen gewählt, weil sie da die nöthigen chemischen Stoffe zu ihren Experimenten am leichtesten bekommen konnten.

Isaak Newton wohnte, so lange er auf der Schule zu Grantham war, bei einem Apotheker; und da er schon in diesem frühen Alter sich eifrig mit wis-

---

*) Robert Boyle, der Sohn des Grafen von Cork, wurde zu Lismore in Irland im Jahr 1627 geboren, und hat durch seine zahlreichen chemischen Versuche die Wissenschaft mit manchen wichtigen Resultaten bereichert. Er ließ öffentliche Vorträge zur Vertheidigung des Christenthums halten, unterstützte die Missionen unter den Indianern, und ließ auf eigene Kosten irische und gälische Bibelübersetzungen drucken. Er starb in London im Jahr 1691.

senschaftlichen Experimenten beschäftigte, so konnte auch der Inhalt der Büchsen und Phiolen in der Apotheke seines Hauswirths seiner neugierigen Untersuchung nicht entgehen. Obgleich seine wichtigsten Entdeckungen sich auf Mathematik und Physik beziehen, so sieht man doch aus seinen Schriften über Licht und Farbe, daß er sich auch mit chemischen Arbeiten vielfach beschäftigte.

So haben auch in anderen Gebieten der Wissenschaft denkende und forschende Köpfe mit den einfachsten und geringsten Werkzeugen sich beholfen, bis ihnen ihre fernere Laufbahn ausgebreitetere Mittel an die Hand gab. Fergusson war ein Schäferjunge, und beobachtete die Stellung der Sterne vermittelst eines Fadens, an welchen er mehrere Knöpfe gemacht hatte, verfertigte auch in früher Jugend einen Himmelsglobus ohne Anweisung. Nachher brachte er sich mehrere Jahre lang in Edinburg als Miniaturmaler durch. Im Jahr 1763 wurde er Mitglied der Königlichen Gesellschaft wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in der Physik und Astronomie. Tycho Brahe hatte in seinen jungen Jahren zur Beobachtung der Sterne kein anderes Instrument als einen Zirkel. Der amerikanische Mathematiker Rittenhouse, der in seiner Jugend als Ackerknecht angestellt war, pflegte geometrische Figuren auf seinen Pflug zu zeichnen, und daran zu studiren, während er die Furchen aufriß. Pascal machte sich schon als Knabe, ohne die Hilfe eines Lehrers, mit den ersten Grundsätzen der Geometrie bekannt, indem er die Figuren mit einem Stückchen Kohle auf den Fußboden seines Zimmers zeichnete. So war auch eine Kohle oder ein an einem Ende an-

gebrannter Stecken oft der erste Pinsel eines jungen Malers, und wo er eine glatte weiße Wand finden konnte, mußte sie statt der Leinwand dienen. Das waren z. B. die Erstlingsversuche des jungen toskanischen Künstlers Andrea del Castagno, der als kleiner Knabe beim Viehhüten seine Muße auf diese Weise anwendete, bis endlich seine Arbeiten die Aufmerksamkeit eines Medicäers erregten, der ihn dann einem Maler in die Lehre gab. Auf gleiche Weise zeigte sich zuerst das Malertalent des berühmten Salvador Rosa. Auch könnte hier der englische Componist John Davy erwähnt werden, der das Studium und die Ausübung seiner Kunst schon in seinem sechsten Jahre damit angefangen haben soll, daß er das Glockenspiel einer benachbarten Kirche mit acht Hufeisen nachahmte, die er in Schnüren in seinem Zimmer so aufhing, daß ihre Töne eine Oktave bildeten.

5.

Ludwig brauchte nicht alle diese Beispiele, die ich euch hier bei Gelegenheit aufgeführt habe, zu wissen, um sich über seine Laufbahn zu beruhigen; er war froh, aus der langweiligen Schule und der strengen Zucht seines Vaters entlassen zu werden, obgleich ihm, seit er sich an das Pflanzenstudium gemacht hatte, diese weniger lästig war als jene. Er überzeugte sich aber bald, daß die Schule nicht aufhörte, sondern nur den Namen wechselte, und daß sein neuer Gebieter wo möglich noch strenger war als sein Vater. Das kam ihm freilich jetzt gut, daß er in der Botanik schon

ziemlich vorgearbeitet hatte; aber nun mußte er auch mit allem Ernste hinter die Chemie und Mineralogie; und da ging's nicht so spielend und unterhaltend zu wie bei der Botanik, weil sich's da zugleich um mathematische Verhältnisse und Berechnungen handelt, an denen Ludwigs flatterhafter Geist weniger Wohlgefallen fand. Schon Linné's Klassen und Ordnungen hatten ihm nicht bequem genug seyn wollen; noch weniger behagte ihm die Lehre von den Crystallisationen, von den chemischen Proportionen, und was dergleichen Dinge sind, die euch, wenn ich sie alle aufzählen wollte, vorkommen würden wie böhmische Dörfer. Indessen war Ludwig klug genug, um zu merken, daß man es nicht zu etwas Rechtem bringen kann, wenn man nicht harte Bretter bohren lernt, und etwas Rechtes wollte er doch werden. Er gab sich also darein, lernte emsig, vergaß wieder, wurde ausgezankt, lernte auf's Neue, und brachte es endlich doch dahin, daß er die ersten und schwersten Berge überstiegen sah. Die vielerlei Zeichen, z. B. ☿ Quecksilber, ◁ pl. Regenwasser, ◁ F. Scheidewasser und dergl. hatte er sich bald gemerkt: aber mit der Waarenkunde ging's nicht so leicht; denn wenn die Orte genannt wurden, woher diese Waaren kommen, so versetzte ihn seine bewegliche Phantasie gleich mitten auf den Schauplatz der Reisebeschreibungen, die er früher so gern gelesen hatte, und überhörte indessen, was von der Waare selbst gesagt wurde. Bei der Fieberrinde z. B. (cort. peruvianus) dachte er richtig an Pizarro und Atahualpa, beim Süßholzsaft an die sicilianische Vesper, weil eine Sorte desselben aus Palermo in Sicilien kommt; bei dem Opium

dachte er an Epaminondas, weil es den Zunamen „thebaisches“ führt; bei der weißen Kreide an den hängenden Thurm von Bologna und an die Champagne, weil von beiden Orten welche bezogen wird. Sollte er dann das Gesagte wiederholen, so hatte er das Meiste und oft die Hauptsache vergessen, und wurde von seinem Prinzipal so scharf angesehen, daß er selber so bleich ward, wie ein Stück weiße Kreide. Das gab sich aber alles mit der Zeit; die Gegenstände, mit denen er sich beschäftigen mußte, erhielten immer mehr Reiz für ihn; er arbeitete sich mit Eifer allmählig hinein, und erwarb sich endlich sogar die Zufriedenheit seines strengen Lehrherrn. Auch mit seiner Aufführung war man zufrieden; die Lust, sich draußen in Gesellschaft zu zerstreuen, hatte in dem Grade bei ihm abgenommen, wie ihm sein Beruf anziehender wurde, und gegen die Leute, welche in die Apotheke kamen, war er gefällig und gesprächig.

Nur Eines hing ihm immer noch an, wie einem Matrosen, wenn er auch schon längst wieder auf dem Lande lebt, die Liebe zu Speck und Branntwein, — nämlich die Neigung zur Unwahrheit. Lag irgend etwas in der Apotheke oder im Laboratorium nicht am rechten Orte, worauf der Prinzipal besonders streng hielt, und Ludwig wurde gefragt, ob er es verlegt habe, so war er sicher gleich bereit, es zu leugnen, obgleich außer ihm und dem Knecht Niemand dahin kam. Konnte ihm dann der Herr beweisen, daß Niemand als er die Unordnung verschuldet habe, so war's ihm freilich leid, daß er nicht lieber die Wahrheit gesagt hatte, denn nun wurde er doppelt gezankt. Und doch

konnte es am gleichen Tage zum zweiten Mal vorkommen, ohne daß er die Versuchung zum Leugnen überwand.

In allem Uebrigen, was man sonst an ihm aussetzte, hatte sich Ludwig sichtbar gebessert; aber diese Lieblingssünde konnte er nicht überwinden, so lästig sie ihm auch manchmal wurde. Wenn sich ein Mensch nicht von ganzem Herzen bekehrt, so ist er eben ein Knecht der Sünde, wenn's auch nur eine einzige wäre, die ihn gefangen hält; gleichwie ein Mensch, der einen chronischen Ausschlag hat, als krank betrachtet werden muß, wenn er sich auch übrigens ganz gesund fühlt. Auch bedenkliche Warnungen, wie die Gefahr von den rothen Beeren, helfen da nichts, wenn sie den Menschen nicht dazu treiben, sich bußfertig vor Gott zu demüthigen, und Ihn um eine gründliche Umwandlung des Herzens ernstlich und standhaft anzurufen. Das zeigte auch folgende schmerzliche Erfahrung, welche Ludwig um seiner unaufrichtigen Gesinnung willen machen mußte. —

In dem Waisenhaus des Städtchens waren einige Kinder schnell erkrankt, und der Arzt verordnete unter Anderem auch Opium. Ludwigs Prinzipal, der sich auf dessen Pünktlichkeit verlassen zu dürfen glaubte, überließ es ihm, diese Recepte zu besorgen, da ja auch seine Lehre bald zu Ende war. Nun stand zwar deutlich auf dem Recepte: pulv. opii saccharati, aber Ludwig hatte statt dessen in der Eile pulv. op. puri genommen, das weit stärker ist als jenes mit Zucker vermengte. Somit war die Dosis für die kranken Kinder viel zu stark. Gleich nachdem die Arzneien

fort waren, kam der Prinzipal aus dem Laboratorium wo er gerade beschäftigt war, sah die Opiumbüchse noch auf dem Tische stehen, und sagte rasch: „Ludwig, du hast doch nicht von d i e s e m Opium genommen?“ Ganz gewohnheitsmäßig, gleich jenem Knaben, der seinem Vater versicherte, er habe die Welt nicht erschaffen, fuhr Ludwig alsbald mit seinem Nein heraus, obgleich ihm schon im nächsten Augenblick das Blut in's Gesicht stieg und eine peinliche Angst sich seiner bemächtigte. Unglücklicherweise bemerkte dieß der Prinzipal nicht, und so entschlüpfte der entscheidende Moment, in welchem es noch Zeit gewesen wäre, durch schleunige Anzeige im Waisenhause das Einnehmen der gefährlichen Arznei zu verhüten. Als Ludwig wieder allein gelassen war, brachen die Vorwürfe seines Gewissens gegen ihn los, wie die Indianer gegen ihren Gefangenen, der an den Pfahl gebunden ist und mit den schmerzlichsten Martern zu Tode gepeinigt wird. Die schrecklichen Folgen seines Versehens, oder vielmehr seines Leugnens, stiegen gleich drohenden Gespenstern vor seiner Seele auf, wie Samuels Schatten vor dem König Saul. Eine gräßliche Angst beengte ihm den Athem und legte sich drückend auf seine Brust. Und dennoch, so stark auch die innerliche Mahnung dazu war, konnte er sich doch nicht dazu entschließen, sein doppeltes Vergehen offen zu bekennen. Er flehte mit heißem Gebet Gott um Hilfe an, bedachte aber nicht, daß diejenigen keinen Anspruch auf Seine Hilfe machen können, welche sich beharrlich weigern, ihre Sünde zu bekennen.

Gegen Abend stellten sich bei den kranken Kindern

in Folge der Arznei beunruhigende Zufälle ein, welche die schnelle Herbeirufung des Arztes veranlaßten. Dieser konnte nicht begreifen, wie seine Verordnungen einen solchen Erfolg hätten haben können, und vermuthete alsbald, es müsse in der Apotheke ein Versehen vorgegangen und eine zu starke Dosis Opium in die Arznei gekommen seyn. Er eilte sogleich selber in die Apotheke und fragte den Prinzipal, der ja, da sein Lehrling noch keine öffentliche Prüfung bestanden hatte, allein verantwortlich war, ob die Arznei für die kranken Kinder nach seiner Vorschrift gemacht worden sei. Ludwig wurde herbeigerufen, um sich zu verantworten. Es wurde ihm immer schwüler zu Muthe, als er von der bedenklichen Wirkung seines Pulvers hörte; aber je größer die Gefahr schien, um so mehr fürchtete er sich vor den Folgen eines offenen Geständnisses; und da der Doktor ihn fragte, ob er nicht mehr als das vorgeschriebene Gewicht Opium genommen habe, so wurde ihm dadurch die Antwort um ein Gutes erleichtert, weil er meinte, diese Frage mit gutem Gewissen verneinen zu können. Er überlegte nicht, daß das Verschweigen einer Sache, die an's Licht kommen soll, eben so gut eine Unwahrheit und Unredlichkeit ist als eine Behauptung, die der Wahrheit geradezu widerspricht. Der Arzt wollte ihm nicht glauben; Ludwig bestätigte seine Angabe zum zweiten Mal. Der Prinzipal aber, der mit seinem scharfen Blicke Ludwigs Verlegenheit und die Unsicherheit seiner Stimme, welche von der Angst aus der Brust bis zum Halse herauf getrieben war, gleich bemerkt hatte, legte sich nun darein und fragte: „Nicht wahr, Ludwig, du hast nicht

mehr als das Verordnete genommen; aber du nahmst es von dem Opium purum, statt von dem Opium saccharatum? Oder warum hätte ich die Büchse mit dem ersteren auf dem Tisch stehen sehen, die du doch sonst nicht gebraucht hast?" — Nun war Ludwig nicht länger im Stande, zu leugnen; er erzählte den Hergang der Sache, und entschuldigte sein Nichtbekennen mit der Furcht vor den schlimmen Folgen. Auf dieses hin traf der Arzt eilig die nöthigen Anstalten, um der schädlichen Wirkung des Opiums entgegenzuarbeiten; und mit vieler Mühe gelang es ihm unter dem Beistande Gottes, die Gesundheit der Kinder nach und nach wieder herzustellen. Aber geheim halten ließ sich nun die Sache nicht mehr. Eine gerichtliche Untersuchung wurde angestellt; der Apotheker wurde um eine bedeutende Summe gestraft; und Ludwig konnte sich der Strafe nur dadurch entziehen, daß er mit Zurücklassung aller seiner Habe sich auf die Flucht machte und sein Vaterland verließ.

6.

Auf seinen einsamen und scheuen Wanderungen hatte Ludwig Zeit genug, über die Ursache nachzudenken, die ihn in dieses Elend gebracht. Nach wenigen Tagen hatte er sein Examen machen sollen, und bei dem Eifer, mit welchem er sich besonders in der letzten Zeit seinem Berufe gewidmet hatte, konnte man erwarten, daß dasselbe nicht blos günstig, sondern sogar glänzend ausfallen werde. Dann wäre ihm nach allen Seiten hin eine ehrenvolle und vortheilhafte Laufbahn

in seinem Fache offen gestanden, und er hätte endlich Gelegenheit finden können, seinen Eltern, die schon so manche Bekümmerniß um ihn gehabt, Freude zu machen. Alle diese Hoffnungen waren nun dahin; sein Vaterland hatte er durch seine heimliche Flucht sich selbst verschlossen, und seine armen Eltern mußten wieder so sehr als je über ihn betrübt seyn. Und warum das Alles? Blos weil er die Wahrheit verletzt hatte, was Niemand ungestraft thun kann. Wenn er jetzt hinterher darüber nachdachte, so kam's ihm unbegreiflich vor, wie er in einer so wichtigen Sache so unüberlegt habe handeln und der Versuchung zum Leugnen abermals so schmählich unterliegen können; und es wollte ihn manchmal bedünken, die Neigung zur Lüge sei eine Krankheit bei ihm, gegen welche alles Kämpfen vergeblich seyn werde. Das Menschenherz kommt eben auf allerlei Ausflüchte, nur um sich nicht schuldig geben zu müssen, und trägt sogar oft kein Bedenken, die Schuld lieber auf den gütigen und heiligen Schöpfer zu schieben, als sie selbst auf sich zu nehmen. Wer aber anfängt, die Hoffnung aufzugeben, daß er über seinen Feind werde Meister werden, der läßt natürlich auch im Ernst des Kampfes nach, und wird nur um so leichter auf's Neue besiegt.

Ludwig hatte sein Angesicht nach der Schweiz gewendet, wo er eine Gehilfenstelle zu erhalten hoffte. Aber wie es ihm dazu an den nöthigen Zeugnissen fehlte, so war er auch durchaus mit keinem Paß versehen, um unangefochten durch mehrerer Herren Länder an die Grenze der Schweiz gelangen zu können. Habt ihr schon gelesen, wie viele Eier der Kabeljau

legt? Eben so fruchtbar ist oft eine einzige Lüge, so daß ein ganzes Heer Lügen von ihr geboren werden. Wollte Ludwig nicht arretirt und auf eine schimpfliche Weise in sein Vaterland zurücktransportirt werden — was freilich noch besser gewesen wäre als ein neues Sündenregister — so mußten alle seine Angaben auf dieser Wanderung eine zusammenhängende Kette von Unwahrheiten seyn; und ich habe euch schon gesagt, warum er sich dieselben nun mit weniger Widerstreben erlaubte, auch abgesehen davon, daß die Noth sie zu entschuldigen schien. Da er außer seiner Botanisirbüchse, in welcher die nöthigste Wäsche war, durchaus kein Gepäcke bei sich führte und anständig gekleidet gieng, so sah man ihn nicht für einen Reisenden an, sondern nur für einen jungen Naturforscher aus der Nachbarschaft, der eine botanische Excursion mache; und dafür gab er sich auch, wo man ihn fragte, gewöhnlich aus. Einmal aber gieng's ihm damit sehr hinderlich. Er pflegte meistens in Dörfern zu übernachten, weil da weniger strenge Untersuchung zu fürchten war. Eines Abends nun wurde er in einem Städtchen von einem Gewitter überfallen und konnte nicht mehr, wie er wollte, in's nächste Dorf gelangen, mußte also in dem Gasthofe des Städtchens sich sein Nachtlager bestellen. Einige meiner Leser haben schon vorhin gefragt, woher er denn Reisegeld zu einer so weiten Reise bekommen habe. Ich will's euch sagen. Seine Eltern, deren Vermögensumstände sich in Cassel verbessert hatten, zahlten ihm, so lange er in der Lehre war, ein artiges Taschengeld. Da er nun auch seine Freistunden gewöhnlich zu Hause zubrachte, und also keine Gelegen-

heit hatte, es in Gesellschaft zu verbrauchen, da er auch keine Bücher zu kaufen brauchte, weil ihm die schöne Büchersammlung seines Prinzipals zum Gebrauche offen stand, so konnte er das meiste zusammensparen, und er hatte es gerade zu keinem andern Zweck bestimmt, als um nach dem Austritt aus der Lehre in die Schweiz reisen zu können, wo er sich eine schöne botanische und mineralogische Sammlung anzulegen gedachte. Freilich würden ihn seine Eltern zu einer solchen Reise schon mit dem nöthigen Reisegeld versehen haben; aber er vermuthete, sie würden dieselbe mißbilligen, und ihn darum auch nicht unterstützen wollen; und für diesen Fall wollte er sich dann unabhängig von ihnen machen. Denn leider muß ich sagen, daß er auch die falsche und schädliche Meinung hegte, die Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen den Willen der Eltern nehme mit den Jahren ab. Auf diese Weise nun hatte er sich eine hinlängliche Summe erspart, um unbesorgt in die Schweiz reisen zu können. Doch wir müssen in den Gasthof des Städtchens zurückkehren.

Einige Honoratioren des Orts hatten sich Abends in der Wirthsstube zu einem Glas Wein zusammengefunden, und Ludwig saß in ihrem Kreise und wußte sich angenehm mit ihnen zu unterhalten. Einer der Herren war erst später eingetreten, und fragte den Jüngling höflich, wo er denn herkomme. Ludwig antwortete mit scheinbarer Unbefangenheit, er sei der Apothekergehilfe aus dem Städtchen St., sechs Stunden von dort, und befinde sich auf einem botanischen Ausflug. „Wie lange sind Sie denn schon in dieser Apotheke?“ fragte der Herr weiter. „Erst seit Kur-

zem." erwiederte Ludwig. „Das muß seyn," fuhr der Herr fort, „denn der Apotheker ist mein Schwager, und ich habe ihn erst vor vier Wochen besucht, aber nichts von ihnen gehört." — Nun war Ludwig in der Klemme, das Blut schoß ihm in die Wangen, und der Herr, der dieß gleich bemerkte, und der unglücklicherweise der Polizeibeamte des Städtchens war, fragte nun mit derselben Ruhe: „Haben Sie Ihre Papiere bei sich?" Was lag hier näher, als zu sagen, auf einen so kurzen Ausflug von ein paar Tagen pflege man nichts von der Art mitzunehmen; allein Ludwig, der sich in seinem Gewebe von Unwahrheit verstrickt sah, wollte nach Gewohnheit sich selbst helfen mit den Waffen, die ihm schon so oft in das eigene Fleisch gegangen waren, und sagte: „Ja wohl; wenn Sie wünschen, dieselben zu sehen, stehen sie zu Dienst. Kellner, geben Sie mir ein Licht, daß ich sie auf meinem Zimmer holen kann." Er nahm das Licht, ging auf das ihm vorher schon angewiesene Zimmer, hing seine grüne Kapsel um, löschte das Licht aus, und schlich sich die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Glücklich entkam er durch das Thor, weil keines da war, und eilte dann, aller Müdigkeit vergessend, auf der Landstraße vorwärts. Die dunkle Nacht, die auf das Gewitter folgte, begünstigte seine Flucht.

Indessen schien es dem Polizeibeamten doch, als ob der junge Mensch gar zu lange ausbleibe, und da ihm derselbe ohnehin verdächtig vorgekommen war, beauftragte er den Wirth, in dem Zimmer nachzusehen. Aber der Vogel war ausgeflogen. Nun leuchtete es Allen ein, daß derselbe irgendwo entlaufen seyn müsse,

und einige der Herren meinten zwar, man sollte ihm nachsetzen; allein der Polizeibeamte erklärte, in der dunkeln Nacht würde das wenig helfen, und der Jüngling, der nicht gerade gefährlich aussehe, werde seinem Schicksale nicht entgehen. So blieb er unverfolgt, und in dem zweiten Dorfe, wo er endlich Halt machte, fand er auch noch ein Nachtlager.

7.

Im Herbst 1824, als ich von Rotterdam bis Schaffhausen immer am Rhein herauf reiste, kam ich eines Abends nach Kehl. Ein Jude aus Straßburg, Namens Schwarz, war mit mir von Karlsruhe bis Kehl gefahren, und einige Tage vorher hatte ich mit ihm auch die Reise von Heidelberg nach Karlsruhe gemacht, so daß er sehr erstaunt war, als wir in Karlsruhe nach einem Aufenthalt von einigen Tagen wieder zufällig in derselben Reisekutsche zusammentrafen. Ich weiß nicht, warum dieser Mann durchaus meinte, ich müsse ein Professor seyn; aber was ich auch dagegen sagen mochte, er titulirte mich auf der ganzen Reise immer so. Als er nun von Kehl nach Straßburg abgefahren war, befand ich mich in der Wirthsstube allein mit einem jungen Menschen, der mir durch sein lebhaftes, bewegliches Wesen auffiel. Da er mich hatte Professor nennen hören, so kam er höflich herbei und fragte mich, ob ich etwa Professor der Medicin sei. Ich erwiederte natürlich verneinend, sagte aber zugleich, daß es mir an Interesse für die Naturwissenschaften nicht fehle, und wenn er etwa ein Naturforscher sei,

so werde ich mich gern mit ihm über dieses Fach unterhalten. Er nahm keinen Anstand, sich dazu zu bekennen, und so entspann sich bald ein Gespräch über Gebirgsarten, Pflanzenformen, Mineraliensammlungen und dergleichen, wobei er mannigfache Kenntnisse entwickelte, und ich auch nichts schuldig bleiben wollte. Hatte ich doch schon im Jahr 1820 mit dem Inspektor eines Naturalienkabinets einen Theil von Deutschland durchreist, und war als reisender Mineralog mit ihm in manches öffentliche und Privatkabinet gekommen. Wir klopften bald an einen Steinhaufen, bald an ein Herz, und zuweilen war ersterer ergiebiger. — Eben war ich im Begriff, dem jungen Menschen auch an's Herz zu klopfen, um zu sehen, ob in den Gebirgsgängen desselben auch Gold- und Silberadern anzutreffen seien, da wurde ich durch einen reisenden Kaufmann unterbrochen, der nicht weit von meiner Vaterstadt wohnte und mir wohl bekannt war. Dieser nahm mich gleich in Beschlag; ich verlor den jungen Menschen aus dem Gesichte, und habe ihn nachher nie wieder gesehen. Da aber die Zeit so genau zusammentrifft, so kann ich kaum zweifeln, daß Ludwig es gewesen sei. Ich kehre nun zu seiner Geschichte zurück.

Seine jugendliche Sorglosigkeit ließ sich durch den Gedanken, daß er ohne Zeugnisse keine Stelle finden würde, nicht im Geringsten anfechten; und das fiel ihm auch nicht ein, daß im Wort Gottes steht: „Dem Aufrichtigen läßt's der HErr gelingen.“ Als er aber nun in die Schweiz kam, sagte ihm gleich der erste Apotheker: „Einen soliden Gehilfen könnte ich wohl brauchen; allein ohne alle Zeugnisse kann und darf ich

Sie nicht annehmen.“ Ebenso lautete es durch alle Städte hindurch. Endlich war sein Geld zusammengeschmolzen; der Winter brach herein, und das Herumziehen mußte nun ein Ende nehmen. Ludwig war so weit herabgekommen, daß er in der nächsten besten Apotheke um die Stelle eines Stößers bat, die er denn auch erhielt. Sein Prinzipal, der zugleich Arzt war, ließ sich seine ganze Geschichte von ihm erzählen, und Ludwig gestand den Fehler, den er begangen, aber nicht, daß er ihn geleugnet und eigentlich dadurch erst die Sache verschlimmert habe. Zugleich examinirte er ihn mehrere Tage lang, ob er wirklich sein Fach verstehe, und machte ihm dann Hoffnung, ihn vielleicht mit der Zeit zum Gehilfen vorrücken zu lassen. Indessen aber schrieb er, ohne ihm etwas davon zu sagen, an seinen vormaligen Prinzipal und Lehrherrn, und erkundigte sich nach dem Verlauf der Sache. Seinen Eltern hatte Ludwig selbst geschrieben, und seine Noth, aber auch seine Hoffnung gemeldet. Um Geld zu bitten, wagte er nicht. Nach einigen Wochen kam ein Brief von dem Apotheker, der dem jungen Menschen bezeugte, daß er ein geschickter Mann in seinem Fache werden könnte, und daß nur seine beharrliche Neigung zum Lügen und Leugnen ihn so unglücklich gemacht habe. Das war nun freilich eine fatale Eigenschaft, und der Doktor konnte um so weniger glauben, daß Ludwig davon geheilt sei, da er selbst von ihm mit Unwahrheit berichtet worden war. Er verlor den Muth, ihn als Gehilfen anzustellen, und wollte doch auch mitten im Winter ihn nicht brodlos aus dem Hause treiben. Er dachte, vielleicht sei dem Jüngling die Demüthi-

gung, eine Zeitlang als Knecht Pulver zu stoßen und Wurzeln zu schneiden, heilsam, und gab ihm auch bei Gelegenheit zu verstehen, wie die Wahrheitsliebe bei Menschen, denen man etwas anvertrauen wolle, eine so schätzbare Eigenschaft sei. Ludwig merkte endlich, daß sein Herr etwas mehr von seiner Geschichte wissen müsse, als er ihm mitzutheilen für gut befunden, und dieß war eine neue Verlegenheit für ihn. Unter diesen Umständen konnte er nicht hoffen, von ihm als Gehilfe angestellt zu werden, und mußte eben im Frühjahr seine Wanderung auf's Neue beginnen. Zum Glück hatten ihm seine Eltern, nebst einem Briefe voll der ergreifendsten Ermahnungen und Bitten, etwas Geld geschickt. Aber noch ehe der Frühling anbrach, wurde er krank und mußte mehrere Wochen lang das Bett hüten. Nun hatte er bequeme Zeit, über sich selbst und sein Schicksal nachzudenken. Er sah wohl ein, daß er von den Banden der Unwahrheit frei werden müsse, wenn sein Mißgeschick ein Ende nehmen solle. Er sah ein, daß die Sünde die Ursache alles seines Unglücks gewesen sei. Aber wie nun davon frei werden, das wußte er nicht. Seine Eltern hatten ihn zwar christlich auferzogen, und das Wort Gottes war das tägliche Brod in ihrem Hause; aber es war ihm nichts zu Herzen gegangen; und seit er von ihnen weg war, hatte er ungeachtet ihrer fleißigen Ermahnungen nur selten in der Bibel gelesen, gebetet aber nur, wenn er in einer großen äußeren Noth war. Es fiel ihm daher auch jetzt nicht ein, daß er durch Gebet zu Gott über die Macht der Sünde in seinem Herzen den Sieg erlangen könne. Da kam ihm aber die gnädige

Hand Gottes selbst zu Hilfe, und schickte ihm einen Mann an sein Krankenbett, der in solchen Dingen guten Bescheid wußte. Es war ein armer Mann, der in der Nachbarschaft wohnte und im Sommer als Taglöhner in dem großen Garten des Doktors zu arbeiten pflegte. Da er somit im Hause bekannt war, und im Winter wenig arbeiten konnte, kam er auch, sobald er hörte, daß Ludwig krank liege, und besuchte ihn in seinem Kämmerlein. Der Mann hatte so was Freundliches und Zutrauliches, daß Ludwig unmöglich fremd und verschlossen gegen ihn seyn konnte: und ehe acht Tage vergingen, hatte ihm dieser sein ganzes Herz geoffenbart und alle seine Vergehungen eingestanden. So oft Eberhard, so hieß der Alte, weggegangen war, wollte es Ludwig bereuen, daß er ihm so viel anvertraut hatte; aber wenn er wieder kam, ihn mit seiner freundlichen Miene grüßte und nach seinem Befinden fragte, verschwand alle Zurückhaltung wie ein Wolkenschatten, und Eberhards mildes Urtheil, das ihm nie strenge Vorwürfe machte, lockte ein Bekenntniß um's andere von ihm heraus. Endlich kam's so weit, daß Ludwig angelegentlich fragte: „Wißt Ihr mir denn gar keinen Rath, wie ich von dieser unglücklichen Neigung frei werden kann?“ — „Ei warum denn nicht?“ — erwiederte Eberhard, „das wäre traurig, wenn ein Mensch, der seinen Heiland kennt, in einer solchen Sache keinen Rath zu finden wüßte, da ja doch in Ihm alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen. Ich will dir einmal erzählen, wie es mir gegangen ist. Ich bin aus einem Dorfe in der Wetterau gebürtig, und hatte schon als Knabe durch

eine Krankheit das Licht meiner Augen verloren. Die Aerzte sagten, es sei der graue Staar; aber keiner wagte es, mich in die Kur zu nehmen. Da hörten meine Eltern, welche wohlhabende Leute waren, in der nächsten Woche komme ein sehr geschickter Augenarzt durch Frankfurt und werde sich einige Tage dort aufhalten. Sie reisten mit mir hin, und ich wurde operirt. Dieser Augenarzt war der bekannte Hofrath Jung, genannt Stilling. Ich war damals 22 Jahre alt, und wußte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, um dem wackern Manne für seine unschätzbare Hilfe meinen Dank recht auszudrücken. Ich hörte, er habe auch viele Schriften geschrieben, und weil mich nun alles, was von diesem Manne kam, höchlich interessirte, so schaffte ich mir nach und nach alle seine Bücher an, die ich aber freilich, um meine schwachen Augen zu schonen, nur in kleinen Abschnitten lesen durfte. Um so mehr konnte ich darüber nachdenken, und da fand ich denn bald, daß ich nicht blos leiblich, sondern auch geistlich blind gewesen war. Ich hatte mir viel auf meine eigene Gerechtigkeit eingebildet, und merkte nun, daß es damit gar nicht weit her war. Von dem Glauben an Jesus Christus, den Erlöser von unseren Sünden, von der Liebe zu Ihm und von der Wirksamkeit des Gebets im Namen Jesu hatte ich gar wenig gewußt; durch diese Schriften wurde ich aber damit bekannt. Ich ging nun in mein Kämmerlein, und fing an, zu Jesu zu beten, daß Er mich auch geistlich sehend machen und mir zur rechten Erkenntniß und zur wahren Seligkeit verhelfen wolle. Und Er war so gnädig, sich meiner zu erbarmen, und mir den

Frieden des Herzens und die Vergebung meiner Sünden zu schenken. Seitdem bin ich nun ein seliger Mensch; das Wort Gottes ist meine Speise, das Gebet mein Stab, und die Hoffnung, Ihn einst zu sehen, wie Er ist, hält mich unter allen Mühseligkeiten dieses Erdenlebens aufrecht. Dafür stehe ich dir, daß es auch für dich keinen andern Weg gibt, aus deiner Noth herauszukommen, als wenn du dich an den Heiland wendest und Ihn um seine Hilfe bittest; und dafür stehe ich dir auch, daß du Ihn nicht vergeblich anrufen wirst, wenn es dir redlich um gründliche Hilfe zu thun ist."

Ludwig hörte diese Mittheilung mit Aufmerksamkeit an. Es war ihm nicht gerade etwas Neues, denn dasselbe hatten ihm seine Eltern schon gesagt; aber er konnte die Sache jetzt reiflicher überlegen, und seine bisherigen Erfahrungen gaben diesem Rath ein ganz besonderes Gewicht. Drei Tage lang konnte Eberhard nicht mehr zu ihm kommen, weil er selbst unwohl geworden war. In dieser Zeit versuchte es Ludwig, zu beten. Da stellten sich aber seine Sünden in einer so schrecklichen Gestalt vor ihn hin, daß er den Muth aufgab, auf diesem Wege zur Ruhe zu kommen, und sich solcher beängstigenden Gedanken ganz zu entschlagen suchte. Sie kamen aber immer wieder, und brachten ihn in eine solche Verwirrung, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Er sehnte sich nach dem alten Eberhard, wie Einer, dem das Bein gebrochen ist, nach dem Wundarzt, der es wieder einrichten soll. Endlich kam er, und ließ sich erzählen, wie es bisher gegangen. Er sprach dem Kranken Muth ein, und

ermunterte ihn, den Versuch nicht aufzugeben, sondern anzuhalten im Gebet, bis es in seiner Seele licht werde. Eberhard betete mit ihm und für ihn, und allmählig legte sich der Sturm in seiner Seele; er konnte glauben, daß ihm seine Sünden vergeben seien und daß ihm der Heiland Kraft geben werde, künftighin die Versuchung zum Bösen, namentlich zum Lügen, zu überwinden. Und sonderbar! wie es in seinem Herzen ruhiger wurde, so ließ auch die Krankheit nach, als ob sie einzig zu dem Ende von Gott geschickt worden wäre, um ihm zur Selbsterkenntniß und zur seligen Freiheit der Kinder Gottes zu verhelfen. Der Entschluß stand nun fest bei ihm, von jetzt an auf den Wegen der Wahrheit zu wandeln, und sein Erstes, nachdem er das Krankenlager verlassen hatte, war, seinen Eltern die glückliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen, zu melden, und dem Doktor alles offen zu gestehen, was er ihm bisher verheimlicht hatte. Dieser, der es auf anderem Wege, ohne Ludwigs Wissen, schon erfahren hatte, konnte sich nicht genug darüber wundern, denn von den Wegen des Geistes verstand er nichts; sagte ihm aber sogleich zu, daß er ihn nun als Gehilfen in seiner Apotheke anstellen wolle. Allein Ludwig war schon entschlossen, zu seinen Eltern zu reisen, wozu ihm diese auch ein Reisegeld schickten; und nachdem er von Eberhard dankbar und gerührt Abschied genommen hatte, machte er sich sogleich auf den Weg. Den ergreifenden Empfang bei seinen Eltern will ich nicht beschreiben. Die Strafe, welche er noch gut hatte, wurde ihm durch Verwendung eines angesehenen Freundes erlassen; und nachdem er ein

rühmliches Examen bestanden, fand er auch bald eine gute Stelle. Nach dem bald darauf erfolgten Tode seiner Eltern reiste er mit einem Verwandten nach Nordamerika, wo er, wie ich höre, eine Anstellung als Arzt in einer fernen Colonie gefunden hat. Eine Unwahrheit aber hat er sich nie wieder zu Schulden kommen lassen, obgleich noch manchmal eine Versuchung dazu in seinem Herzen auftauchen wollte. Er wußte nun den rechten Arzt, der in allen Krankheitsfällen augenblickliche Hilfe schaffen kann.

Ich hoffe, ihr, meine lieben jungen Leser, werdet auch den Weg zu diesem Arzte wissen, und bei Ihm Kraft holen, wo ihr sie zum Kampf gegen das Böse von außen und innen bedürfet. Denn dazu allein ist uns doch Christus nicht geboren, daß wir uns des Jahres einmal über die hellen Lichter und die schönen süßen Weihnachtsgrüße und Gaben freuen, sondern daß wir das ganze Jahr, ja das ganze Leben lang Alles an Ihm haben, was wir bedürfen, und es Jedermann uns anmerken könne, was für einen reichen Vater wir im Himmel haben, der uns mit Christus, Seinem Eingeborenen, Alles geschenket hat.

2.

Die Geschichte des Peter Trom.

Als der Erzähler sich aus einem rothgeschnürten Viertelhundert Hamburger Posen einen Kiel herausholte und zurechtschnitt, um für die jungen Nimmersatte eine neue Erzählung niederzuschreiben, sprang die Feder krumm, und eine ganz verbrannte, zusammengeschnurrte Seele hatte sie auch, so daß ich mich nicht wundere, warum mir gerade die Geschichte eines Menschenkindes eingefallen ist, das auch krumme Sprünge machte, und dessen Seele —— Nun dieses Menschenkind hieß, wie die Aufschrift bereits verrathen hat, Peter Trom. Daß er diesen Namen führte, daran war er gewiß so unschuldig als die grüne Ente dort an ihrem Federbusch. Die eine Hälfte davon hatte er mit auf die Welt gebracht, und die andere war ihm zugetheilt worden, als er noch nicht dagegen protestiren konnte, und als auch noch Niemand ahnte, wie sehr sein ganzer Charakter diesen Namen Lügen strafen werde: denn Peter heißt zu deutsch ein Fels, also etwas Festes, Standhaftes, und Peter Trom sah einem Wankelmüthigen so ähnlich wie der Pudel einem Hund. Zwar trug er nicht wie eine Pariser Modedame jeden Tag ein anderes Kleid, aber blos aus dem einfachen Grund, weil Er nur Eines hatte; auch befahl er seinem Koch nicht, jeden Tag andere Gerichte

aufzutragen, denn sein Koch hieß Hunger, und der mußte froh seyn, wenn irgend etwas zum Anbeißen vorhanden war. Die ganze Abwechslung bestand darin, daß er das eine Mal Suppe und Kartoffeln hatte, das andere Mal Kartoffeln und Suppe. „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein:“ das erklären die Feinschmecker in Very's Speisehaus in Paris so: „er muß auch noch Braten und Gemüse, Geflügel und Fische, Austern und Bordeaux-Wein und ein Paar Duzend andere Speisen dazu haben;“ und die Grönländer, die ihr Lebenlang nie Brod sehen, verstehen es so: „er kann auch von Fischen und Seehundsfleisch leben.“ Unser Peter aber dachte: „Ich wollte gern von Brod allein leben, wenn ich nur immer dessen genug hätte!“ ein Beweis, daß er den Spruch eben so wenig verstand als der Feinschmecker und der Grönländer. Indessen kam er bald in eine Lage, wo es ihm an Brod nicht mehr fehlte, und wo er auch noch „was Warmes“ dazu bekam.

Peters Vater war ein armer Taglöhner, der sich mit Holzsägen und Holzspalten sein Brod verdiente, und so bald vor diesem, bald vor jenem Hause der kleinen Stadt seine Arbeit verrichtete. Das war ganz nach des Jungen Geschmack; denn wann die Schulstunden vorüber waren, so lief er eben den Eltern nach, die immer gemeinschaftlich arbeiteten, und trieb sich in ihrer Nähe herum, und da war's ihm ganz erwünscht, daß man jeden Tag vor ein anderes Haus kam und somit die Unterhaltung immer wechselte. War der Schauplatz vor dem Hause des Zuckerbäckers Honigmann, so amüsirte es Petern sehr, die vielen hübschen, mitunter

komischen Figürchen, die hinter den Fenstern standen, nacheinander zu betrachten; aber im Laufe eines halben Tages hatte er sie, so zu sagen, alle auswendig gelernt, und am folgenden Tage wieder vor dasselbe Haus zu kommen, wäre daher sehr ermüdend gewesen. Aber es ging nun zu dem Buchhändler Lettermann, und da war hinter den Fenstern eine Menge schöner Bücher mit noch schöneren Titelkupfern, die alle nacheinander betrachtet wurden. Und daneben wohnte ein Klempner, der eine Menge kleiner blecherner Spielwaaren verfertigte, dem war auch lustig zuzusehen; und auf der andern Seite war ein Nagelschmid, dessen Blasbalg von einem kleinen Hund getrieben wurde, der in einem hohlen Rad beständig vorwärts lief und doch nicht weiter kam, und der seine Zeit so genau wußte wie ein Kranich: denn sobald die Stunde schlug, sprang er heraus und holte seinen Kameraden, der ihn ablösen mußte. Gegenüber aber wohnte ein Hufschmid, der bei offenen Fenstern zu ebener Erde arbeitete, wie die Schneider in Cairo, und da gab's auch immer Unterhaltung. Ein andrer Platz, eine andre Straße hatten wieder ihr Anziehendes; es gingen andre Leute vorbei, es waren andere Gewerbe, Kaufläden, Gebäude u. dgl. Uebrigens blieb Peter nie lange bei Einem stehen; sein unruhiger Geist trieb ihn weiter, und so kam er im ganzen Kreis herum von einem zum andern, wie die Friedenspfeife bei einer indianischen Rathsversammlung. Alles Einförmige, Gleichartige, Nachhaltige war ihm zuwider; ohne Abwechslung, meinte er, könne er gar nicht leben. Zu Hause war's denn vollends langweilig. Er das einzige Kind, also kein

Umgang, keine Gespielen, kein Schleifstein, an dem das Rauhe abgeschliffen werden konnte; das Häuschen klein, draußen in der Vorstadt, von Niemanden bewohnt als Peter Trom und seinen Eltern. Waren diese einmal mit ihrer Arbeit frühzeitig fertig geworden, oder war an einem Tag keine Bestellung gekommen, so daß der Junge zu Hause bleiben mußte, so war's gerade, als hätte man eine Gazelle in einen Wandkasten gesperrt, oder einen Grashüpfer in eine leere Schnupftabacksdose. Da seht ihn nur einmal an, wie unmüßig er Eins um's Andere treibt! Er eilt von der Schule nach Hause, nämlich so, daß er an jeder Ecke stehen bleibt, wo etwas zu sehen ist, und also ziemlich eine Stunde braucht, ehe er die Hütte in der Vorstadt erreicht. Die Zeit braucht er ja nicht zu sparen, er hat deren nur zu viel, weil er nicht weiß, was damit anfangen; und die Kunst ist noch nicht erfunden, die Zeit von Einem, der zu viel hat, überzutragen auf Einen, der zu wenig hat, wie man etwa Rechte auf einen Andern übertragen kann; sonst gäbe das in unserer Zeit der Handelsstockungen einen neuen blühenden Handelszweig, und da würde ich in meinen alten Tagen auch noch ein Handelsmann, aber blos auf den Einkauf. In diesem Fall hätte auch Peter ein gutes Geschäft machen und mehr verdienen können als seine beiden Eltern miteinander, trotz ihrer sauren Arbeit. Nun, er kommt nach Hause, legt seine Bücher auf den Schrank, in welchem die Mutter ihre Milch stehen hat, geht an die Tischlade und sucht, ob kein Brod darin ist, denn Hunger hat er wie ein englisches Rennpferd, findet aber nur ein Paar alte Krusten und

einige kalte Kartoffeln, die er in größter Hast verzehrt, als wenn sich's darum handelte, einem Todtkranken Arznei zu bringen. Dabei gehen seine Augen unruhig im Kopfe hin und her, und sobald er den letzten Bissen in die Mühle gebracht hat, sieht er sich nach einer andern Unterhaltung um. Der Vater ist hinten im Hof und flickt den Hühnerstall, die Mutter ist draußen auf der Straße, um an dem Chausseegraben ein Bündel Gras für die Kuh zusammenzubringen. Peter sieht zuerst nach seinem Goldkäfer, den er in einem Schächtelchen unter Rosenblättern eingesperrt hält, ohne zu bedenken, daß ein Käfer die Freiheit eben so lieb hat wie er selbst; dann fällt ihm auf einmal ein, daß er auf dem Dachboden angefangen hat, ein kleines Blockhaus zu bauen; er stürmt hinauf, setzt seine architektonische Arbeit eine Weile fort; aber bald entleidet sie ihm wieder, und er eilt herunter in den Hof, um seinem Vater bei der Arbeit zuzusehen. Der weist ihn an, einige alte Breter und Latten zu zersägen; eifrig macht er sich an die Arbeit, wird aber bald müde und ist froh, wie er das letzte unter die Zähne bekommt, nämlich unter die Zähne der Säge. Nun geht er wieder in die Stube, um auszuruhen, holt die alte Historienbibel herunter und besieht die Bilder, die er schon hundertmal gesehen hat. Das ist auch zu langweilig, und jetzt besinnt er sich auf den Reif, der auf der kleinen Hausflur steht, und geht hinaus auf die Straße, um ihn eine Zeit lang vor sich herzutreiben. Da begegnet ihm ein Knabe, der auch einen Reif treibt; aber dieser hat an seinen Reif kleine Stücke Blech befestigt, die beim Umherrollen ein

klingelndes Geräusch machen. „Ei," denkt er, „das könnte ich mit meinem Reif auch probiren." Gedacht, gethan. Er geht, d. h. rennt, in die Stadt hinein zum nächsten Klempner, bittet um einige Abfälle von weißem Blech, und dann sucht er ein paar alte Nägel, um diese Blechstücke inwendig auf den Reif zu nageln. Hierauf treibt er den klingenden Reif ein paar Mal durch die Straße, und schon wieder hat die Freude daran ein Ende. Es fällt ihm ein, daß er auf morgen ein Lied auswendig zu lernen hat; er nimmt sein Gesangbuch, stellt sich an's Fenster, um nichts unbemerkt passiren zu lassen, und fängt an, das Lied durchzulesen, wobei er aber nach jeder Strophe die Straße hinauf und hinab blickt, und wenn Jemand vorübergeht, noch einmal mehr. Da fährt ein Kinderwägelchen vorbei, mit zwei Hunden bespannt, und eine Schaar von Knaben hintendrein. Alsbald wird das Gesangbuch zugeschlagen, und Peter fliegt hinaus, um sich an den Zug anzuschließen. Unterdessen ist die Mutter zurückgekommen, hat die Abendsuppe gekocht, und nach dem Essen ist Peter von dem vielen Umherrennen so müde, daß er sein Lager aufsucht.

So ungefähr war Peters täglicher Lebenslauf beschaffen, so oft er nicht mit seinen Eltern vor den Häusern zu thun hatte. Ich sage: zu thun, denn am Ende kam's auch dazu; und als er zwölf Jahre alt und stark genug war, selbst auch etwas anzugreifen, so duldete sein Vater das müßige Herumlungern nicht mehr, sondern muthete ihm zu, das gespaltene Holz in den Häusern der Kunden die Treppen hinauf in den Holzstall zu tragen und so in seinem Theil auch

einen Groschen zur Unterstützung der Haushaltung zu verdienen. Eine halbe Stunde lang war das unterhaltend und ging gut; aber dann war die Geduld erschöpft, und nur des Vaters ernstlicher Befehl konnte den Knaben bewegen, weiter zu arbeiten. Von da an jedoch war die Herrlichkeit des Vagantenlebens, das von Haus zu Haus führte, verschwunden, und unser fahrender Schüler sehnte sich nunmehr nach den Tagen, welche sein Vater verwünschte, d. h. nach den arbeitslosen, wo alles zu Hause blieb. Ein afrikanischer Königssohn, der in die Sklaverei verkauft wird, kann kaum betrübter seyn, als Peter war bei der Aussicht auf eine so gleichförmige, langweilige und ermüdende Beschäftigung, während er bisher einen prachtvollen Müßiggang geführt hatte, wie der Pfau auf dem Hühnerhof. Es ist wahr, er mußte täglich 3—4 Stunden in der Schule sitzen; aber es kostete auch den quecksilbernen Burschen Mühe genug; er rutschte immer auf seinem Sitze hin und her wie eine Bachstelze, und alle seine Glieder waren beständig in Bewegung wie die eines Gliedermannes, den eine galvanische Batterie auf's Korn genommen hat. Der Schullehrer hatte auch nur deßwegen Nachsicht mit ihm, weil der Junge bei all' seinem zerstreuten und flüchtigen Wesen doch sehr schnell faßte, leicht auswendig lernte und immer zweimal so viel antworten konnte, als alle andern Schüler. Lesen und schreiben konnte er weit besser, als der König von Aschantee; und wenn er alle die Bücher durchgelesen hätte, welche er zu lesen anfing, so wäre er der gelehrteste aller zwölfjährigen Bücherhelden gewesen, von Ulm bis Culm und von Cöln an der

Spree bis Cöln am Rhein; aber seine Geduld reichte in der Regel nicht weit über das Titelblatt hinüber, und in einer halben Stunde hatte er sämmtliche Bücher auf dem Tisch des Vorkäufers am alten Markt durchgesehen. Er kam an hunderterlei Dingen herum; alles Neue zog ihn an; aber nach der ersten Berührung hatte es seinen Reiz verloren.

Eines Tages hatte Vater Trom für einen alten Professor in der Rittergasse Holz zu spalten, der in seinem Hause eine beträchtliche Sammlung von Büchern, Steinen, Münzen, Antiquitäten und andern Merkwürdigkeiten besaß. Durch die Fenster zu ebener Erde konnte man eine Menge von diesen Herrlichkeiten erblicken. Peter ging voll Neugier von dem einen zum andern, und schien die wunderbaren Sachen mit seinen Augen verschlingen zu wollen. Der Professor, der sich gerade in diesem Zimmer befand, wurde die Aufmerksamkeit des Knaben gewahr und beobachtete seine gierigen Augen. Er rief ihn herein, zeigte ihm Mehreres, was für einen zwölfjährigen Jungen Interesse haben konnte, und fragte ihn: „Hättest du wohl Lust, den ganzen Tag unter diesen schönen Sachen zuzubringen?“ Wäre diese Frage ein halb Jahr vorher an ihn gerichtet worden, so würde er gewiß gesagt haben: „O nein, das wäre mir viel zu langweilig.“ Jetzt aber, da ihm das Holztragen so viele beschwerliche Stunden verursachte, sah er den Antrag mit ganz andern Augen an und sagte mit beiden Händen Ja. Als Vater Trom Abends seinen Taglohn empfieng, fragte ihn der Professor: „Wollt Ihr mir wohl Euren Knaben abtreten, daß er bei mir wohne und mein

Diener sei?" Der Vater bat sich Bedenkzeit aus, um die Sache zu Hause zu überlegen. Die Mutter wollte nicht; aber Peter bat so dringend, und die Aussicht auf eine Versorgung des Knaben war bei der großen Armuth der Leute so lockend, daß sie am Ende doch einig wurden, wenigstens einen Versuch zu machen. Der Professor hatte keine Familie und wohnte mit einer alten Haushälterin in seinem großen Hause allein. Er hielt sehr viel auf Reinlichkeit und war in diesem Punkte fast übertrieben und wunderlich. Für seine großen Sammlungen, die eine ganze Reihe Zimmer füllten, mußte er eine eigene Person haben, die Alles in Ordnung hielt und immer wieder den Staub, der sich so leicht ansetzt, von den Büchern und Steinen und Sculpturen und Modellen abkehrte. Er hatte es mit einigen Studenten versucht, denn ihr müßt wissen, daß wir uns in einer Universitätsstadt befinden; aber denen war der Kehrwisch ein zu gemeines und verächtliches Werkzeug gewesen, und sie setzten sich viel lieber an die Bücher des Professors, um daraus Weisheit zu schöpfen. Wenn dann der Professor einigemal nach einander kam und den Staub auf seinen Kostbarkeiten liegen sah, so konnte er doch den Studenten nicht ausschelten wie einen Bedienten und begnügte sich, ihn zu entlassen. Nun wollte er es einmal mit einem Knaben probiren und ihn zu seinem Dienst heranziehen.

Im Anfang ging Alles gut, so lange Peter lauter neue Sachen sah und von einem zum andern gehen konnte. Sein treffliches Gedächtniß kam ihm sehr wohl zu statten. In kurzer Zeit wußte er alle die Namen, auch die lateinischen, auswendig, ob er gleich das

Lateinische so wenig verstand als ein chinesischer Götzenpriester; und wenn ihn der Professor in sein Mineralienkabinet schickte und ihm sagte: „bring' mir den Adular", oder: „bring' mir das ferrum phosphoratum", so konnte er sich darauf verlassen, daß Peter keinen Fehlgriff machen werde. Auch unter den Büchern war hie und da eines, das seine Aufmerksamkeit so lange fesseln konnte, daß er es ganz durchlas, ein Geschichtenbuch oder eine Reisebeschreibung, wodurch die Einbildungskraft in beständiger Spannung erhalten wurde. Aber nachdem er einmal alle diese Bücher durchgelesen und alle einzelnen Stücke der verschiedenen Sammlungen mehrmals angesehen hatte; als er nichts Neues mehr fand, das ihm Unterhaltung und Abwechslung gewähren konnte; als seine Beschäftigung zu einem alltäglichen Einerlei wurde, — da fingen die Wanderungen mit dem Kehrbesen durch die gefüllten Sääle an, langweilig zu werden, und sein unsteter Geist, der jede anstrengende Arbeit scheute, sehnte sich nach einem andern Schauplatz.

Ein ganzes Halbjahr hatte der vierzehnjährige Peter in dieser Schule ausgehalten und darin allerdings mancherlei gelernt, aber freilich keine Brodwissenschaft: — auf einmal war er über alle Berge. Geld hatte er freilich keins, was doch einem Reisenden so nöthig ist als einem Kanonier das Pulver, denn der Professor hatte ihm noch keinen Lohn gegeben und fordern konnte er ihn nicht, ohne seine Absicht zu verrathen. Heimlich etwas mitnehmen, wozu wohl Gelegenheit gewesen wäre, wollte er auch nicht; dazu war er zu ehrlich. Zu seinen Eltern wollte er nicht zurückkehren,

denn womit konnte er sein Entweichen rechtfertigen? Hatte er nicht alle Tage genug zu essen und zu trinken? War ihm nicht jährlich ein neues Kleid versprochen und zwölf Thaler dazu? Hatte er nicht eine leichte und angenehme Beschäftigung und die Aussicht, es mit Hilfe des Professors weiter zu bringen, als der Sohn eines armen Taglöhners sonst hätte erwarten dürfen? Aber trotz aller dieser Vortheile war er der Meinung, er könne es in diesem ewigen Einerlei nicht mehr länger aushalten und müsse nun auch wieder etwas Anderes sehen. Ein so leichtsinniger, flüchtiger Mensch überlegte natürlich nicht lange und nahm die Schwierigkeiten, die er in der Fremde finden mußte, nicht in Rechnung. Wie er ging und stand, machte er sich auf den Weg, und lief auf der nächsten besten Landstraße fort, sah unterwegs lauter neue Sachen, die seine Aufmerksamkeit vorübergehend anzogen, und war königlich vergnügt. Kam er am Abend in ein Dorf oder in eine Stadt, so suchte er gute Leute auf, die ihm unentgeltlich ein Nachtlager gestatteten, und auf ihre Frage nach dem Zweck seiner Reise sagte er, er sei vater- und mutterlos, habe seine Stelle als Diener in einem Naturalienkabinet verloren und suche nun eine andere. Da er gut gekleidet war — denn der Professor hatte ihm eine Art Livree machen lassen — und einnehmend aussah, so fand diese Ausrede Glauben, und ebenso das Vorgeben, er habe durch langes Umherreisen sein Reisegeld schon ganz aufgezehrt. Einmal traf er sogar in einem Wirthshause den durchreisenden Vorsteher eines fürstlichen Museums, der ihn nach Anhören seiner Erzählung scharf in's Verhör

nahm und nach diesen und jenen Naturalien fragte, die ihm aber Peter genau anzugeben wußte. Als ihm aber der Herr eine ähnliche Stelle in seinem Museum anbot, so sagte er zwar Abends zu; allein am andern Morgen machte er sich in aller Frühe aus dem Staub, denn er wollte keineswegs wieder in eine solche Sklaverei zurück, wie er es nannte; und das lustige Umherwandern, bei dem es ihm bisher so gut gegangen war, gefiel ihm viel besser.

Indessen mußte ein Mensch, dem außer einer beständigen Abwechslung alles Beständige zuwider war, auch des langen Umherwanderns endlich überdrüssig werden, und Peter war daher froh, als er nach Bremen kam und dort einmal wieder etwas Neues sah, nämlich große Handelsschiffe. Schnell war er entschlossen, auf einem derselben als Schiffsjunge Dienste zu nehmen und auch einmal eine Seereise zu machen, dergleichen er in den Büchern des Professors so manche im Trocknen gemacht hatte. Da mußte es ja viel Neues zu sehen geben. Er wußte aber freilich nicht, daß, wenn es auf dem Lande langweilig ist, das Seeleben noch viel mehr Einförmigkeit hat, und daß die einzige bedeutende Unterbrechung einer monotonen Seefahrt, ein Sturm, noch viel unangenehmer ist als die Einförmigkeit selber. Das Schiff fuhr nach Buenos Ayres, um dort Wildhäute einzunehmen. Das war wieder etwas Neues. Und auch auf den ferneren Reisen fehlte es an Abwechslung nicht. Aber davon muß ich ausführlicher erzählen.

Peter hatte es als angehender Schiffsjunge auf dem Bremer Schiff so gut, wie er erwarten konnte;

und doch war er das Wechseln schon so gewohnt, daß er sich in Buenos Ayres auf ein englisches Schiff verdingte: er hatte nämlich auf dem deutschen Fahrzeug einen jungen englischen Matrosen kennen gelernt, der auch seinen Eltern entlaufen war und von dem er bei seinem guten Gedächtniß in der kurzen Zeit so viel Englisch lernte, um mit den Engländern fortkommen zu können. Auf dem englischen Zweimaster fand er einen freundlichen Kapitän, der an dem muntern, aufgeweckten Jungen sein Wohlgefallen hatte und ihm in müßigen Stunden in den nautischen Wissenschaften Unterricht ertheilte. Peter faßte Alles mit Leichtigkeit, und benützte die gute Gelegenheit mit lebhaftem Eifer, und den Mangel an Ausdauer ersetzte sein außerordentliches Gedächtniß, das einmal Erlerntes so wenig vergaß, als ein Geiziger seine Schätze oder ein Corsikaner seine Rache. So erwarb er sich in kurzer Zeit alle theoretischen Kenntnisse, die einem Seemann nöthig sind, und er bedurfte nur noch die Erfahrung. Die Dankbarkeit hätte gefordert, daß er bei dem Kapitän geblieben wäre, um ihm seinen Unterricht durch treue Dienste zu vergelten; aber daran war bei einem so unbeständigen Menschen nicht zu denken. Das englische Schiff fuhr von Buenos Ayres nach Plymouth und von da nach New-York. So lange hielt auch Peter auf demselben aus: aber die glänzendsten Versprechungen wären nicht im Stande gewesen, ihn länger zu fesseln, denn nun wollte er auch das Leben auf dem Lande, und in einer so neuen Welt, wie Nordamerika, wieder versuchen. Von New-York ging er in's Land hinein, und trieb sich so lange herum, bis sein Geld-

vorrath aufgezehrt war, ein Umstand, der schon manchen Faullenzer wieder zur Arbeit gebracht hat. Das Landleben war ihm auch bald entleidet, und er sehnte sich wieder nach der See. In New-York fand er eine Anstellung auf einer amerikanischen Sloop als Unterbootsmann, weil ihn seine nautischen Kenntnisse empfohlen hatten. Dieses Schiff war nach Cadix bestimmt, wurde aber unterwegs in der Nähe der azorischen Inseln von einem Sturm ergriffen und sehr übel zugerichtet. Alle Segel und Wandtaue wurden ihnen nach und nach weggerissen, und am ersten December hatten sie nur noch das Hauptsegel und ein einziges Wandtau übrig, so daß das Schiff aussah wie ein Wilder aus Australien, dessen ganze Kleidung in einem Tuch um die Lenden besteht. In diesem Zustand kam es nur sehr langsam vorwärts, und bald waren alle Mundvorräthe aufgezehrt bis auf ein wenig Brod: am Ende mußte die Portion für einen Mann auf ein Viertelpfund Zwieback herabgesetzt werden, wozu noch eine halbe Flasche Wasser und eine Flasche Wein kamen; zu viel zum Verhungern, zu wenig, um davon leben zu können.

Unterdessen war das Schiff sehr leck geworden; der Sturm schwellte die Wogen zu Bergen an, und der Donner rollte unaufhörlich über ihrem Haupte in schrecklichem, fast ununterbrochenem Getöse. Da ließen sich in der Ferne zwei Schiffe sehen, ein Anblick, der den Schiffbrüchigen eben so freudig aufregt, wie die fernen Dunstwolken über einer Wasserquelle den verschmachteten Pilger in der afrikanischen Sandwüste. Aber eine vereitelte Hoffnung ist schmerzlicher als ein

trostloses Unglück. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß keines der beiden Schiffe, die so gern geholfen haben würden, sich nähern konnte; und mit Empfindungen, die fast noch bitterer waren als der Tod, mußte man die beiden Schiffe sich wieder entfernen und nach und nach verschwinden sehen. Der tägliche Verbrauch von Brod und Wasser, obgleich auf noch kleinere Rationen beschränkt, erschöpfte bald den kleinen Vorrath, bis endlich jeder Bissen Speise verzehrt und in dem Wasserfaß nur noch zwei Gallonen (8 Maaß) Wasser übrig waren. Die armen Bursche, die, so lange noch etwas von Lebensmitteln übrig blieb, fortwährend dem Kapitän Gehorsam geleistet hatten, wurden nun durch die Verzweiflung zur Zügellosigkeit gebracht: sie stiegen in den Keller hinunter, und weil es dort nur noch Wein und Branntwein gab, so tranken sie von Beidem, bis der nagende Hunger durch Trunkenheit noch vermehrt wurde, und Flüche und Lästerungen sich unter die Seufzer und Klagen mischten.

Ihr werdet fragen, wie sich denn Peter in diesen jämmerlichen Zustand geschickt habe. Nun, an Abwechslung fehlte es ihm dießmal nicht, denn jeden Tag kam neue Noth zum Vorschein; aber dieser Wechsel war von so trauriger Art, daß der arme Mensch gern wieder zu Suppe und Kartoffeln im elterlichen Hause zurückgekehrt wäre, wenn er nur einen Weg dahin gehabt hätte. An einem festen Halt, woran seine Seele sich in der schwankenden Noth hätte anklammern können, fehlte es ihm ganz. Man sagt im Sprüchwort: „Wer nicht beten kann, soll auf's Meer geschickt werden;" allein wenn das Beten eine Kunst ist, und zwar

die wichtigste von allen, so sollte man diese Kunst vorher lernen, und man könnte den Satz auch umkehren: „Wer nicht beten kann, der soll ja nicht auf's Meer gehen, denn da braucht man das Gebet.“ Peter konnte nicht beten, so wenig als fliegen; zu diesem war er zu schwer, zu jenem zu leichtsinnig; er hatte es nie gelernt. O du armer Peter!

Mitten unter diesen greulichen Auftritten, dieser Mischung von Mangel und Schlemmerei, Leichtsinn und Verzweiflung, wurden die Schiffbrüchigen wieder ein anderes Segel in der Ferne gewahr. Alsbald richteten sich alle Augen darauf; die Nothflagge wurde aufgezogen, und sie hatten den unaussprechlichen Trost, daß sie das Schiff nahe genug bekamen, um ihm ihre traurige Lage durch Signale schildern zu können. Der Kapitän des fremden Schiffes antwortete auf demselben Wege und versprach Hilfe; aber ach! es war nur eine Verspottung ihres Unglücks, und anstatt die versprochene Hilfe zu senden, zog der gefühllose Wicht alle Segel auf und überließ die unglückliche Mannschaft dem Todeskampf der Verzweiflung, wie sie bei solchen Leuten eintreten muß, die nie gelernt haben, ihre Hoffnung auf den ewigen Felsengrund zu stützen.

Indessen rafften sie sich noch einmal zu einem Versuche auf, ihr Leben so lange als möglich zu fristen. Den Bodensatz im Wasserfasse hatten sie dem Kapitän überlassen, der es mit der größten Sparsamkeit genoß und so wenig als möglich Wein trank. Die einzigen lebendigen Geschöpfe an Bord des Schiffes außer der Mannschaft waren zwei Tauben und eine Katze. Die Tauben wurden geschlachtet und zum Mittagsmahl am

Weihnachtstage vertheilt, wobei keiner so viel bekam, um sich den Magen zu überladen; die Katze schlachteten sie am folgenden Tage; und da die Gesellschaft aus neun Personen bestand, so machten sie neun Theile daraus, die dann verloost wurden. Der Kopf fiel dem Kapitän zu, und er erklärte nachher, er habe nie in seinem Leben etwas gegessen, das ihm so köstlich geschmeckt hätte.

Am folgenden Tage untersuchten die Matrosen den Schiffsboden, um Entenmuscheln zu finden, die sich gewöhnlich dort ansetzen; aber die oberhalb des Wasserspiegels waren durch die Wogen hinweggespült worden, und die Leute waren zu schwach, um sich tiefer hinabzulassen. So verschwand auch diese Hoffnung. Unter diesen Umständen suchten die Elenden die Erinnerung an ihre Noth in Wein und Branntwein zu ersäufen, gleichwie ein reisender Naturforscher einen Scorpion, den er auf seinem Lager gefunden, in eine Weingeistflasche wirft; und während sie in der Matrosenkajüte beständig Glühwein machten, lebte der Kapitän einzig von dem schmutzigen Wasser auf dem Boden der Wassertonne. Ein halbe Flasche davon, mit einigen Tropfen Balsam vermischt, war Alles, was er in einer Zeit von 24 Stunden zu sich nahm. Unserem Peter muß ich übrigens, um gerecht zu seyn, das Attestat ausstellen, daß er von dem Wein und Branntwein nie bis zur Berauschung trank.

Ihre Lage wurde noch trauriger dadurch, daß sie weder Kerzen noch Oel hatten, und somit genöthigt waren, sechszehn Stunden des Tages in völliger Dunkelheit zuzubringen, das flackernde Licht des Feuers

abgerechnet. Uebrigens waren sie mit Hilfe ihres einzigen Segels doch ein wenig vorwärts gekommen; aber am 28. December überfiel sie ein zweiter Sturm, der auch dieses letzte Segel vollends in Fetzen zerriß. Das Schiff lag nun auf dem Wasser wie ein Wrack oder wie ein todter Wallfisch, ein wehrloses Spiel der Winde und Wogen.

Wie sie von dieser Zeit an bis zum 13. Januar, sechszehn Tage lang, ihr Leben fristeten, begreife ich nicht, habe auch keine Nachricht darüber finden können. Ihr Zwieback war längst verzehrt, und der letzte Bissen Fleisch war die Katze, die sie am 26. December verspeisten; und doch waren sie am 13. Januar noch Alle bei Leben, und die Matrosen, der Steuermann an ihrer Spitze, kamen zum Kapitän in die Kajüte, freilich halb betrunken, aber doch noch mit hinlänglichem Bewußtseyn, um das Schauderhafte ihres Vorhabens in ihren Gesichtszügen auszudrücken. Sie sagten, sie könnten es nun nicht mehr länger aushalten, ihr Tabak sei zu Ende, sie hätten alles Lederwerk an der Schiffspumpe aufgegessen und sogar die Knöpfe an ihren Jacken; nun sei kein anderes Mittel mehr übrig, wenn sie nicht Alle miteinander umkommen sollten, als daß man durch das Loos entscheiden lasse, wer von ihnen zur Erhaltung der Uebrigen geopfert werden müsse. Der Kapitän suchte sie zu bewegen, daß sie ihr Vorhaben auf den nächsten Tag verschieben möchten; aber vergeblich: sie betheuerten mit schrecklichen Flüchen, was zu thun sei, das müsse sogleich gethan werden; es sei ihnen übrigens gleichgiltig, ob er ihr Vorhaben billige oder nicht; sie hätten ihm zwar die Ehre angethan, ihn vor-

her mit ihrem Beschluß bekannt zu machen, er müsse sich aber so gut wie die Andern dem Loose unterwerfen, denn bei einem allgemeinen Mißgeschick höre die persönliche Auszeichnung auf.

Nachdem diese Eulen ihren Todtengesang gekrächzt hatten, wobei ich zur Ehre Peters bemerken muß, daß er nicht dabei war, machte der Kapitän noch einige fruchtlose Versuche, ihren grellen Ton freundlicher zu stimmen. Allein gefühllos zogen sich die Leute zurück und machten Anstalt, ihr schauderhaftes Vorhaben auszuführen. Das Loos fiel auf Peter Trom, den Unterbootsmann. Der Schrecken darüber war so groß, daß die ganze Gesellschaft eine Zeit lang bewegungslos und schweigend stehen blieb; denn Peter war wegen seines lebhaften und freundlichen Wesens und wegen seiner Kenntnisse von der ganzen Schiffsmannschaft geliebt und geachtet. In diesem Augenblick übertraf Peter sich selbst; der flüchtige, wankelmüthige Mensch war auf einmal entschlossen und furchtlos, und redete seine Kameraden also an: „Meine lieben Freunde und Unglücksgenossen! ich bitte euch nur darum, daß ihr mich schnell aus der Welt schaffet und mich nicht lange leiden lasset.“ Dann wandte er sich an den Matrosen David, der besonders anhänglich an ihn war, und sagte: „Du sollst mich erschießen!“ Mit Widerstreben willigte David endlich ein. Hierauf erbat sich das Schlachtopfer noch eine kurze Frist, um sich zum Tode bereit zu machen, was ihm auch von seinen Kameraden gerne zugestanden wurde. So gleichgiltig Peter auch allezeit gegen das Christenthum gewesen war, so war er doch, wie so viele andere Leute, der Meinung,

diese Heilslehre sei wenigstens für einen Sterbenden brauchbar, wenn auch der Lebende nicht viel damit anzufangen wisse, gleichwie ein Indianer, wenn seine Sterbestunde herannaht, seinen ganzen Schmuck anlegt. Er suchte in seinem Gedächtniß alle die Sprüche auf, die er einst in der Schule auswendig gelernt hatte, und die Sterblieder, die in irgend einer Zelle seines Kopfes bei Seite gelegt waren, wie abgelegte Kleider in einem Kasten. Während dieses ängstlichen Augenblicks schien die Mannschaft geneigt, sein Leben zu retten; allein sie sahen keine andere Wahl, als entweder ihn sterben zu lassen und eine Zeit lang sich von seinem Fleische zu nähren, bis vielleicht Hilfe komme, oder Alle mit ihm unterzugehen. Nachdem sie daher ihren Abscheu vor dem bevorstehenden Auftritt durch etliche Schlücke Wein einigermaßen gedämpft hatten, rüsteten sie sich zum Schlachten, wie ein Koch, der einen Kapaun abthun will, und zündeten in der Matrosenkajüte ein Feuer an, um ihre erste Mahlzeit zu kochen, sobald ihr Kamerad zum Opferfleisch würde. Als jedoch der furchtbare Augenblick herannahte, wuchs ihre innere Unruhe, und endlich triumphirten Freundschaft und Menschlichkeit über Hunger und Mordlust. Sie beschloßen, ihren Freund Peter wenigstens bis 11 Uhr des nächsten Morgens am Leben zu lassen, in der Hoffnung, wie sie sagten, die Güte Gottes werde ihnen unterdessen eine andere Hilfe verschaffen. Hätten sie nur den Widder gehabt, den Abraham anstatt seines Sohnes Isaak opferte, der wäre ihnen baß zu statten gekommen. Ihre Gesinnung milderte sich sogar so weit, daß sie den Kapitän baten, die Kirchengebete vorzu-

lesen, was er mit aller Anstrengung seiner Kräfte doch kaum im Stande war zu thun. Sobald dieß vorüber war, sammelten sie sich um ihren unglücklichen Freund Peter und drückten sehr angelegentlich und herzlich ihre Hoffnung aus, Gott werde Seine mächtige Dazwischenkunft eintreten lassen, um ihm das Leben zu retten. Sie versicherten ihn auch, obgleich sie bisher noch nie einen Fisch hätten fangen, ja nicht einmal erblicken können, so wollten sie doch noch einmal alle ihre Angeln auswerfen und sehen, ob's nicht möglich sei, der Noth auf einem andern Wege abzuhelfen.

Allein dem armen Peter konnten diese Aussichten so wenig Trost gewähren, als einem Bettler die Möglichkeit, einmal ein reicher Mann zu werden. In der ersten Aufregung hatte er sich über seinen Horizont hinaus erhoben, wie ein fliegender Fisch über den Wasserspiegel; aber nun, nachdem aller Muth, den er gesammelt, verbraucht und sein Pulver verschossen war, sanken ihm die Flügel gewaltig, und sein unbefestigter, haltloser Geist verlor völlig das Gleichgewicht. Wahrscheinlich trugen auch die freundschaftlichen Aeußerungen seiner Kameraden, die gegen ihre vorherige Wildheit einen so schneidenden Gegensatz bildeten, dazu bei, seine Gemüthsbewegung heftiger zu machen; und diese war in der That so stark, daß sie ihn überwältigte: denn noch vor Mitternacht wurde er fast ganz taub, und gegen vier Uhr Morgens zeigten sich Spuren von Wahnsinn. Seine Kameraden, welche diese Veränderung bemerkten, berathschlagten mit einander, ob es nicht ein Akt der Menschlichkeit wäre, ihn sogleich umzubringen; aber der erste Beschluß, ihn bis Vormit-

tags 11 Uhr am Leben zu lassen, behielt doch die Oberhand. O armer Peter, was wird's mit dir werden!

Gegen acht Uhr Morgens, als der Kapitän in seiner Kajüte über das Schicksal des unglücklichen Jünglings, der nur noch drei Stunden zu leben hatte, nachsann, kamen zwei von seinen Leuten hastig die Treppe herab. Aus ihren Augen strahlte ein ungewöhnliches Feuer; sie ergriffen seine Hände und blickten ihn starr an, ohne ein Wort zu sprechen. Sie hatten ein Schiff gesehen, und dieser Anblick hatte sie so überwältigt, daß sie eine Zeit lang kein Wort hervorbringen konnten. Auch bei dem Kapitän verursachte die Nachricht von einem Schiffe, das so nahe war, daß man Signale mit ihm wechseln konnte, eine so übermäßige und stürmische Freude, daß er beinahe darunter erlag. Sobald er wieder der Sprache mächtig wurde, befahl er, alle möglichen Nothzeichen zu geben. Seine Befehle wurden mit der äußersten Lebhaftigkeit befolgt, und in seiner Kajüte liegend hatte er die unaussprechliche Freude, wie seine Leute auf dem Verdeck emporhüpften und schrieen: „Es nähert sich uns! Es nähert sich uns! Es kommt auf uns zu!"

Je deutlicher mit jedem Augenblick die Annäherung des Schiffes wurde, desto lebhafter wurde natürlich ihre Hoffnung, und der Vorschlag wurde gemacht, alsbald vor Freude eine Flasche Wein zu trinken. Da kam der Leichtsinn des Menschenherzens sogleich wieder zum Vorschein, wie wenn auf einen Regen nach langer Dürre schnell auch das Unkraut wieder emporschießt.

Es gelang dem Kapitän, Allen dieses Vorhaben auszureden; nur der Steuermann ging in eine Ecke

und trank für sich allein. Der arme Mann hatte auch bei sich selbst das Steuerruder verloren.

Nachdem die Leute mit großer Unruhe und ängstlichem Harren das Herannahen des Schiffes einige Stunden lang beobachtet hatten, sahen sie zu ihrem Entsetzen, daß der Wind auf einmal gänzlich aufhörte und der rettende Engel in einer Entfernung von drei Viertelstunden stehen blieb. Wenn je ein sehnliches Verlangen die Kraft des Magnets haben könnte, so hätte er nothwendig vollends herüberfliegen müssen. Doch blieben sie nicht lange auf diese Folter gespannt: denn nach wenigen Minuten sahen sie, daß von der Hinterseite des Schiffes ein Boot ausgesetzt wurde, das mit voller Bemannung und kräftigen Ruderschlägen auf sie zukam. Sie hatten nun schon zweimal vergeblich auf Errettung gehofft, sie sahen sich immer noch an dem Rande des Verderbens schweben; — wie peinlich mußte während der Annäherung des Bootes der Kampf zwischen Furcht und Hoffnung seyn! Endlich jedoch legte es am Schiffe an; aber das Aussehen der schiffbrüchigen Mannschaft war so geisterhaft, daß die Bootsleute, auf ihre Ruder gelehnt, mit Entsetzen in ihren Blicken zu fragen schienen, mit wem sie es denn hier zu thun hätten.

Nachdem man ihnen die nöthige Auskunft gegeben, kamen sie an Bord und baten die Mannschaft, so schnell als möglich das Wrack zu verlassen, es könnte sie sonst ein schneller Windstoß überfallen und ihre Rückkehr zu dem Schiffe verhindern. Da der Kapitän nicht im Stande war, aufzustehen, trug man ihn aus der Kajüte herauf und ließ ihn an Seilen in das

Boot hinab; seine Leute folgten ihm mit dem armen Peter, der immer noch wahnsinnig war, und gerade wollten sie abfahren, als Einer bemerkte, der Steuermann fehle noch. Sogleich rief man ihn herbei, und die Freudenflasche hatte ihm gerade noch so viel Kraft übrig gelassen, daß er auf's Verdeck kriechen konnte. Mit wahnsinnigem Erstaunen blickte er um sich her; denn offenbar hatte er alles, was vorgegangen war, vergessen. Nachdem man den armen besoffenen Menschen mit Mühe in's Boot gebracht hatte, erreichten sie nach Verlauf einer Stunde wohlbehalten das Schiff, das einem Londoner Kaufmann gehörte und glücklicherweise nach einem nordamerikanischen Haven segelte. Der Kapitän nahm sie mit der größten Menschenfreundlichkeit und Zartheit auf, und versprach, am folgenden Morgen bei dem Wrack anzulegen, um wo möglich etwas von der Ladung zu retten; da aber der Wind noch vor Abend sehr heftig wurde, sah er sich genöthigt, weiter zu fahren. Das Wrack versank somit ohne Zweifel sammt seiner Ladung in die Tiefe des Meeres.

Neun und zwanzig Tage lang hatten die Schiffbrüchigen ohne Speise zugebracht. Der Steuermann David und ein anderer Matrose starben auf der Ueberfahrt. Die Andern, nebst Peter Trom, der auf der ganzen Reise wahnsinnig blieb, kamen glücklich in Philadelphia an, von wo aus Jeder seine Heimath aufsuchte. Peter wurde in ein Irrenhaus gebracht; aber nach wenigen Monaten konnte er als völlig geheilt wieder entlassen werden. Nicht einmal sein Gedächtniß hatte Noth gelitten; doch konnte er sich der furchtbaren Scenen auf dem Schiff, die seinen Wahnsinn herbei-

führten, nicht mehr erinnern. Er wußte aber genug davon, um das Seeleben auf eine Weile satt zu haben; auf wie lange, darüber möchte ich nichts versprechen: denn der Charakter eines Menschen ist nicht wie ein Rock, den man in die Kiste legen kann, und der dann mit sammt dem Wrack in der Tiefe des Meeres ertrinkt, oder wie die Zwangsjacke im Irrenhaus, die man einem anziehen und wieder abziehen kann. Das steckt fester und — ich will's nur gleich sagen — Peter ist aus dem Wrack und aus dem Irrenhaus ganz als der alte Peter, als derselbe leichtsinnige, flüchtige und wankelmüthige Mensch, der er früher gewesen, hervorgegangen, vielleicht etwas ernsthafter, aber immer noch gleich unruhig, seinen Stuhl immer hin und her rückend, weil's ihm nirgends lange gefällt. Nur Eines hätte ihn aus diesem schwankenden Wesen retten können: wenn er sich bekehrt, d. h. gekehrt hätte nach dem himmlischen Ziel, das uns im Worte Gottes vorgehalten wird. Dann hätte er seine Ruhe und Befriedigung nicht mehr in irdischen Dingen gesucht, bei denen man freilich bald erfährt, daß sie der Seele nicht genügen; das Leben wäre ihm zu einer Reise geworden, und auf einer Reise nimmt man vorlieb, wenn's auch nicht so gut ist, wie man es in der Heimath erwartet; man wundert sich auch gar nicht darüber, denn eben deßwegen zieht man ja dem Vaterhaus zu, weil man weiß, daß es dort besser ist als irgendwo. Der Hadschi, der durch die Wüste nach Mekka wallfahrtet, kümmert sich wenig um die Dornsträuche und Sandhaufen, die ihm seinen Weg erschweren, wenn er nur am Morgen, wo er den Compaß

herauszieht, findet, daß der rothe Arm des Magnets, der nach Mekka weist, in der Richtung seines Weges liegt, und daß er also Hoffnung hat, sein Ziel nicht zu verfehlen. Der Muhamedaner kann nicht einmal beten ohne Compaß, denn wo er auch sei, so muß er beim Gebet sein Angesicht nach Mekka wenden. Unter den Christen aber gibt es viele Leute, die, selbst, wenn sie Seeleute sind wie Peter, ihr Lebenlang nie auf den Compaß sehen, d. h. die sich nie besinnen oder fragen, ob sie auch auf dem rechten Weg zum Ziele sind, denn sie haben gar kein Ziel, sie leben nur so in den Tag hinein, wie die astrachanische Gans, und denken nie: Wo wird's am Ende hinausgehen?

Ihr werdet euch nicht wundern, daß Peter das Seeleben gern eine Zeitlang entbehrte, wie ein schottischer Pächter den Regen, denn als ein Reisender in Schottland einen Bauersmann fragte: „Regnet's denn bei euch alle Tage?" so antwortete er: „Nein, manchmal schneit's auch." Nun, das ist wenigstens eine Abwechslung, wie sie unser Peter so sehr liebte. Weniger lieb aber war ihm das, daß er aus dem Schiffbruch nur seinen Geldbeutel gerettet hatte und nichts darin, und daß er sich somit, sobald er sich aus der Heilanstalt entlassen sah, umsehen mußte, wo etwas zu verdienen sei; denn in Nordamerika muß man arbeiten, wenn man essen will. Peter verdingte sich als Unterschreiber in ein Waarenmagazin, dann als Condukteur auf einer Eisenbahn, dann als Steuermann auf einem Dampfschiff, das den Hudson befuhr; dann als Aufseher in einer großen Fabrik, und so noch auf einem Halbdutzend anderer Stellen; nirgends hielt er

es länger als ein Vierteljahr aus. Nach einigen Jahren finden wir ihn wieder als Untersteuermann auf dem Schiff des Kapitän Middleton; und da dieser mit seinen Leistungen sehr zufrieden war, so gab er ihm auf der zweiten Fahrt schon die Stelle des Obersteuermanns, der sich in die Stille des häuslichen Lebens zurückziehen wollte. Die dritte Fahrt aber, die Peter mit diesem Schiffe machte, muß ich ausführlicher beschreiben.

Es war ein schönes, starkes Schiff von etwa vierhundert Tonnen, und die Reise sollte dießmal von New-York nach Liverpool gehen. Das Schiff hatte eine werthvolle Ladung an Bord und überdieß gegen 90,000 Dollars baar, eine Summe, für welche alle meine Geldkassen zu klein wären. Der Kapitän war durch anderweitige nöthige Geschäfte verhindert worden, bei der Ladung des Schiffs und der Auswahl der Mannschaft für die Reise — denn es war eine Zeitlang im Haven gewesen und die bisherige Mannschaft war entlassen — persönlich genaue Aufsicht zu führen; dagegen hatte er seinem Obersteuermann Peter Trom, auf den er großes Vertrauen setzte, ausdrücklich aufgetragen, wo möglich keine andern als geborene Amerikaner zum Matrosendienst anzuwerben. Als sie unter Segel gehen wollten, sagte ihm Peter, er sei nicht im Stande gewesen, dieser Anweisung genau nachzukommen, sondern habe auch zwei Ausländer, einen aus der Insel Guernsey und einen Franzmann, als Matrosen angestellt. Dem Kapitän gefiel jedoch das Aussehen der Mannschaft im Allgemeinen und namentlich der beiden Ausländer. Sie waren

beide kräftige und gewandte Männer und befolgten ihre Ordre mit besonderer Aufmerksamkeit und Munterkeit. Der Kapitän selbst hat eine Erzählung dieser merkwürdigen Seereise hinterlassen, die ich nun mit seinen eigenen Worten hier einrücken will. Er hebt also an:

„Die Reise begann unter günstigen Vorzeichen, denn kaum hatten wir den Ankerplatz verlassen, so bekamen wir einen hübschen, standhaften Westwind. Bald aber wurde ich zu meiner großen Bekümmerniß gewahr, daß in dem Benehmen der beiden Ausländer eine schlimme Veränderung vorging. Sie betrugen sich ungezogen gegen die Schiffsoffiziere, waren häufig durch Genuß von Branntwein aufgereizt und übten offenbar auf die übrige Mannschaft einen verderblichen Einfluß aus. Ihr unmäßiges Trinken wurde bald unerträglich, und da sie augenscheinlich Branntwein mit an Bord gebracht haben mußten, so beschloß ich, das Vordercastell durchsuchen und ihnen denselben confisciren zu lassen. Ich befahl den Offizieren, bei der Untersuchung mild aber fest zu Werke zu gehen, keine Waffen mitzunehmen, wie sie zu thun geneigt schienen, aber jeden Winkel, jede Kiste und jeden Schrank genau durchzustöbern, und, was sie von geistigen Getränken finden würden, in meine Kajüte zu bringen.

„Nicht ohne Aengstlichkeit schickte ich sie mit diesem Auftrag ab. Ich selbst blieb auf dem Halbverdeck, um ihnen, falls es nöthig wäre, zu Hilfe zu eilen. Nach wenigen Augenblicken hörte ich einen lauten und zornigen Wortwechsel und gleich darauf ein heftiges Handgemenge unter dem Vordercastell. Der Proviant-

meister brachte mir auf meinen Befehl meine geladenen Pistolen aus der Kajüte, und mit diesen eilte ich hinunter. Der Franzose hatte den Untersteuermann, einen ganz jungen Burschen, am Hals gefaßt, auf den Boden geworfen und wollte ihn augenscheinlich erwürgen. Von der andern Seite rief der Obersteuermann, Peter Trom, um Hilfe, der sich mit dem Guernsey-Mann herumbalgte. Die übrigen Matrosen standen als gleichgültige Zuschauer umher, schienen aber eher geneigt, den Ausländern zu helfen. Ich zielte mit meiner Pistole auf den Kopf des Franzosen und befahl ihm, den Untersteuermann loszulassen, was er auch augenblicklich that. Dann schickte ich ihn auf das Fockmars und die andern Matrosen auf das große Mars, und verbot ihnen bei Todesstrafe, wieder herunterzukommen, bis sie weitere Ordre erhalten würden. Unterdessen hatte der Proviantmeister noch ein Paar Pistolen gebracht, die ich dem Untersteuermann einhändigte mit der Weisung, auf dem Verdeck zu bleiben; ich selbst aber ging in das Vordercastell hinab. Der Obersteuermann war durch das Messer seines Gegners an zwei verschiedenen Stellen leicht verwundet; sobald ich aber erschien, ließ ihn dieser los und wurde unverweilt in Ketten gelegt. Dann setzte ich die Untersuchung fort, fand eine Partie Branntweinflaschen und ließ sie in meine Kajüte bringen. Der Franzose wurde zu seinem Kameraden in den Kerker gebracht und die übrigen Leute wurden von dem Mars herabgerufen. Ich hielt ihnen eine scharfe und lange Strafpredigt über ihr ungeziemendes und subordinationswidriges Benehmen, daß sie sich durch zwei schurkische Auslän-

der so leicht hatten zur Unordnung verführen lassen, und sprach meine Hoffnung aus, daß ich in Zukunft nicht wieder Ursache haben würde, mich über sie zu beklagen. Diese Predigt schien einen guten Eindruck zu machen, denn sie zeigten Reue und versprachen Besserung. Hierauf entließ ich sie, und die Ordnung war wieder hergestellt.

„Am folgenden Tage baten die Verbrecher flehentlich um Pardon, mit den feierlichsten Versprechungen, sich künftig gut aufführen zu wollen; und da auch die andern Matrosen sich für sie verwendeten, so ließ ich ihnen die Ketten abnehmen. Mehrere Tage lang wurden die Arbeiten auf dem Schiff zu meiner völligen Zufriedenheit verrichtet; doch entdeckte ich in den Gesichtern der beiden Ausländer einen tiefgewurzelten Groll gegen den Obersteuermann, der ein entschlossener, energischer Seemann war und von den Matrosen jederzeit einen bereitwilligen und pünktlichen Gehorsam gegen seine Befehle forderte.

„Eine Woche etwa war auf diese Weise vorübergegangen, als einmal um die Mitternachtswache alle Matrosen aufgerufen wurden, die Segel einzuziehen. Bei solchen Gelegenheiten führte gewöhnlich der Obersteuermann den Befehl; dießmal aber gieng ich selbst auf's Verdeck, um die Arbeiten zu dirigiren, und schickte ihn auf das Vordercastell. Die Nacht war finster und stürmisch; die See gieng aber nicht hoch, und das Schiff legte neun Knoten in der Stunde zurück, während der Wind von der Seite des Steuerbords herkam. Das Wetter war sehr ungünstig, ein Theil der Segel wurde eingezogen, dann erlaubte ich

einem Theil der Wache, sich wieder zur Ruhe zu legen, und ich selbst schickte mich an, mich in meine Kajüte zurückzuziehen. Zuvor aber sandte ich nach dem Obersteuermann, um ihm noch einige Befehle zu ertheilen. Ich war ganz erstaunt und bestürzt, als man mir nach einiger Zeit sagte, er sei nirgends zu finden. Ich eilte auf's Verdeck, ließ alle Leute wieder heraufkommen, und befragte Jeden einzeln; aber sie erklärten alle einstimmig, sie hätten den Obersteuermann nicht gesehen. Man brachte Laternen und suchte jeden zugänglichen Theil des Schiffes genau durch; aber vergeblich. Hierauf sprach ich in Anwesenheit der ganzen Mannschaft meine Ueberzeugung aus, er müsse unversehens über Bord gefallen seyn, entließ wieder einen Theil der Wache und begab mich in meine Kajüte, innerlich so aufgeregt, daß ich es nicht beschreiben kann. Denn trotz der gegentheiligen Ansicht, die ich geäußert hatte, mußte ich nothwendig starken Verdacht haben, daß der unglückliche Mann eines gewaltsamen Todes gestorben sei. Der Untersteuermann war mein Pflegbefohlener und, wie schon bemerkt, ein ganz junger Mensch, der als Seemann nicht viel Erfahrung hatte. Ich sah daher wohl ein, daß meine Hauptstütze für bedenkliche Umstände mir entrissen worden war. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese Betrachtungen einen lebhaften Eindruck von Unsicherheit und Gefahr in mir erweckten.

„Das Erste, was ich that, war, daß ich alle an Bord befindlichen Feuergewehre, die aus mehreren Musketen und vier Paar Pistolen bestanden, sorgfältig lud und in meine Kajüte niederlegte. Der Proviant-

meister war ein gutgesinnter Mulatte, der schon mehr als ein Mal mit mir auf der Reise gewesen. Ihm eröffnete ich meinen Verdacht, und ermahnte ihn, allezeit auf der Hut zu seyn und, wenn irgend eine weitere Schwierigkeit unter der Mannschaft sich zeigen würde, sogleich in meine Kajüte zu kommen und sich zu bewaffnen. Seine gewöhnliche Lagerstätte war in der Kammer im Hintertheil des Schiffes, welche das „Volkslogis“ genannt wird; ich wies ihn aber an, diese am folgenden Morgen zu verlassen und seine Wohnung in der Kajüte neben der meinigen zu nehmen. Dem Untersteuermann gab ich ein Paar geladene Pistolen, befahl ihm, sie in seiner Kabine aufzubewahren und bei seinen Nachtwachen auf dem Verdeck nie über den Hauptmast hinauszugehen, sondern immer in der Nähe meiner Kajüte zu bleiben und mich bei der geringsten Veranlassung heraufzurufen. Hierauf legte ich mich zu Bette und befahl, mich für die Morgenwache um vier Uhr zu wecken. Kaum waren einige Minuten verstrichen, so hörte ich am Spiegel des Schiffs gerade unter den Kajütenfenstern drei oder vier Mal klopfen. Eine oder zwei Minuten nachher wiederholte sich das Klopfen deutlich. Ich stand auf, öffnete das Kajütenfenster und rief: „Wer da?“ Peter Trom gab Antwort! Man kann sich denken, wie ich im ersten Augenblick erschrocken und im folgenden erfreut war. Ich ließ ihm das Ende eines Seils hinab, um ihm heraufzuhelfen, und nie werde ich vergessen, wie meine entzückte Seele ihren Dank zu Gott emporströmte, der mir den Mann unverletzt wieder zugeführt hatte. Seine Geschichte war bald

erzählt. Nachdem er die ganze Mannschaft heraufgerufen, war er auf meine Ordre nach dem andern Ende des Schiffes gegangen, und hatte kaum das Vorderkastell erreicht, als er von den beiden Ausländern gepackt und über Bord geworfen wurde. Er hatte nur Zeit, einen einzigen Schrei auszustoßen, der aber von dem Brausen der Winde und Wogen erstickt wurde. Er war ein kräftiger junger Mann und ein gewandter Schwimmer. Die Marssegel des Schiffs waren herabgelassen, um sie einzureffen, und gerade in dem Augenblick, als er über Bord fiel, fand er in seinem Bereich das Ende eines Taues, das zufällig über Bord hinabhing und im Wasser nachgeschleift wurde; dieses erhaschte er und schleppte sich mit Hilfe desselben in dem Kielwasser fort, das sich unter dem Stern eines segelnden Schiffes bildet, besonders wenn es breit gebaut und schwer beladen ist wie das unsrige.

„Durch eine gewaltige Anstrengung gelang es ihm, eine der Ruderketten zu ergreifen, die sehr tief hinabhing, und sich mittelst derselben auf die Ruderhacke zu schwingen. Er war besonnen genug, daß er da blieb, ohne einen Laut von sich zu geben, bis er keine Helle mehr an den Kajütenfenstern bemerkte, denn daraus schloß er, daß man nicht mehr nach ihm suche. Dann erst gab er mir das Zeichen durch Klopfen.

„Außer mir war Niemand auf dem Schiff die Errettung des Obersteuermanns gewahr geworden, denn der Sturm hatte zugenommen und die Töne des Klopfens, Fensteraufmachens u. s. w. wurden gänzlich erstickt, ehe sie das Halbverdeck erreichen konnten. Auch war außer uns beiden Niemand in der Kajüte, denn

der Proviantmeister hatte bereits sein Nachtlager im Volkslogis wieder aufgesucht. Alsbald beschloßen wir, nur den Untersteuermann von Peters Daseyn in Kenntniß zu setzen, und der letztere wurde sofort in einer leerstehenden Passagierstube untergebracht, wo ich selbst ihn von da an bis zur Beendigung der Fahrt persönlich mit allem Nöthigen versorgte. Sogar den Proviantmeister ließ ich so selten als möglich die Kajüte betreten.

„Die fernere Reise ging glücklich von statten und es kam nichts Erwähnenswerthes mehr vor. Die beiden Ausländer wollten, scheint's, durch die begangene Gewaltthat nur ihrem Rachegefühl Luft machen, denn sie ließen sich von da an nichts Ungebührliches mehr zu Schulden kommen. Zur gehörigen Zeit nahmen wir einen Lootsen, der uns durch den Kanal führen sollte, und nach einem oder zwei Tagen liefen wir in den Haven von Liverpool ein. Sobald die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, fingen wir an, das Schiff in die Docks hinein zu warpen; und während wir damit beschäftigt waren, erschien der Obersteuermann auf dem Verdeck, nahm seine Stelle ein und gab seine Befehle wie gewöhnlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Das war aber ein Auftritt, den ich nicht beschreiben kann. Jeder Zug davon ist so lebhaft in meiner Erinnerung, wie wenn es gestern erst geschehen wäre, und ich werde es auch lebenslänglich nicht vergessen; aber eine Schilderung mit Worten reicht da nicht hin, denn sie könnte nur einen Zug nach dem andern wiedergeben, während man alles auf einmal vor die Augen führen sollte; man müßte es

eigentlich malen. Das Wurftau entfiel den gelähmten Händen der entsetzten Matrosen; und wäre es nicht von einigen an Bord befindlichen Bootsleuten aufgefangen worden, so hätte ich müssen noch einmal Anker werfen lassen und mir vom Ufer Hilfe verschaffen. Nicht ein Laut wurde gehört; aber die beiden verbrecherischen Schurken wankten zu dem Hauptmast, wo sie, versteinert vor Schrecken, stehen blieben, bis der Beamte, nach dem ich geschickt hatte, herbeikam, um sie zu verhaften. Jetzt erst schienen sie sich ihrer bedenklichen Lage einigermaßen bewußt zu werden, und ließen erschütternde Aeußerungen der Wehklage und Verzweiflung hören. Bald darauf wurde ihnen der Prozeß gemacht, und auf die gerichtliche Aussage des Obersteuermanns hin wurden sie zum Tode verurtheilt und hingerichtet."

So weit geht die Erzählung von Kapitän Middleton, und nun wenden wir uns zu der ferneren Geschichte des Peter Trom. Daß er während seines einsamen Aufenthalts in der Passagierkajüte den Entschluß faßte, von nun an dem Seeleben gänzlich zu entsagen, wird euch gerade nicht wundern, mich auch nicht. Aber das würde mich wundern, wenn er durch die ernsthaften Erfahrungen der letzten Fahrt auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden wäre; denn die Umwandlung eines Menschen ist allemal ein Wunder, unter welchen Umständen sie auch zu Stande kommen mag, weil sie nur durch unmittelbare göttliche Einwirkung möglich ist. Möglich aber ist sie allerdings, und ich will daher

gar nicht sagen, daß sie nicht auch bei Peter hätte vorgehen können, obgleich ich leider sagen muß, daß man davon nichts an ihm wahrnehmen konnte. Sobald er wieder festen Boden unter sich hatte, brach der alte Leichtsinn und Wankelmuth seines Herzens wieder hervor, wie das Laub an einem jungen Bäumchen, das ein Gönninger Samenhändler aus einer Nürnberger Baumschule nach Rußland geführt und dort wieder in den Boden verpflanzt hat, und das sich unterwegs gar nicht rührt. Peter hatte auf seinen letzten Reisen ein schönes Stück Geld erworben; und es kam ihm vor, nach so vielen Mühseligkeiten und Strapazen müsse er nun auch wieder eine Zeit lang ausruhen. Aber ihr wisset — hoffentlich nicht aus eigener Erfahrung — daß Müßiggang aller Laster Anfang ist. Mit Einem Laster, dem der Trunkliebe, bewährte sich dieses Sprüchwort auch an Peter, dem Obersteuermann, der nun bald seinem Durst nicht mehr zu steuern wußte: und wo die Sünde sich einmal ansiedelt, da baut sie nie eine Einsiedlerhütte, sondern allemal ein Kloster, in dem Mehrere beisammen leben, d. h. sie bringt allemal eine Menge anderer Sünden in ihrem Gefolge mit. Seine merkwürdigen Schicksale sammelten bald eine Schaar ähnlicher Müßiggänger in Liverpool um ihn her, denen er bei der kreisenden Flasche erzählen mußte; und so saß er gewöhnlich den ganzen Tag auf der Bank im Wirthshause zum weißen Roß, und bei Nacht lag er entweder auf dieser Bank oder unter derselben, denn gewöhnlich war er am Abend so betrunken, daß man ihn nicht mehr fortschaffen konnte. Früher hatte er, wie ihr aus der

obigen Erzählung wisset, vor übermäßigem Trinken sich gehütet; aber nun war er um eine Stufe tiefer herabgesunken, denn wen die Prüfungen des Erdenlebens nicht bessern, der wird dadurch nur noch schlimmer, gleichwie ein Eisenblech, das sich nicht mehr dünner schlagen läßt, endlich Sprünge und Risse bekommt, wenn der Hammer dennoch fortarbeitet.

So wurde das schöne Stück Geld in einem wüsten Leben vergeudet; und weil es sich nicht vervielfältigte wie ein Zauberpfennig, sondern immer kleiner wurde wie die Lichtlein am Christbaum, so kam endlich auch die Zeit, wo Peter mit Kreide zahlen mußte, ein ganz verrufenes Geld in den Augen der Wirthe. Als er endlich merkte, daß man ihm bald den Weg in ein Losament zeigen würde, wo die Thüre nur einwärts aufgeht, so machte er sich in der Stille aus dem Staub und verbarg sich in dem großen Haufen Londoner Taugenichtse. Weil ihm alles in der Welt, alle Beschäftigungen und Lebensarten, die er versucht, mit der Zeit entleidet waren, so bildete er sich ein, nun sei ihm auch die Lüderlichkeit entleidet, und er wolle nun einmal wieder einen arbeitsamen Beruf ergreifen und sein Brod auf ehrliche Weise verdienen, denn von der Ambition eines Seemannes war noch ein Fünklein in ihm übrig geblieben, wie der Lebenskeim einer ägyptischen Zwiebel im Sarg einer Mumie. Aber er hatte sich getäuscht. Mit der Sünde läßt sich nicht scherzen, und wenn sie einem einmal den Strick über den Hals geworfen hat, so läßt er sich nicht so leicht wieder abschütteln wie der Schnee, den ein beladener Tannenzweig dem Vorüberwandernden auf den Hut streut;

ja er zieht sich oft nur um so fester zu, je mehr man daran zerrt. Peter suchte wieder eine Anstellung auf einer Eisenbahn, und da er die besten Zeugnisse aus Amerika mitgebracht hatte, so erhielt er auch eine versuchsweise. Er dachte: „nun habe ich eine Zeit lang das Trinken probirt, aber ich will's nun wieder unterlassen," als ob das nur so ohne Weiteres in seiner Macht gestanden wäre, da doch in der heiligen Schrift geschrieben steht: „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht." Es war ein heißer Sommer und die Dampfmaschine war auch heiß, und da meldete sich natürlich auch der Durst, so gewiß als bei dem mildherzigen Reichen der Bettler. „Nun, ein Gläschen wird ja nichts schaden," dachte Peter, „die Andern trinken ja auch." Aber aus einem Gläschen wurden zwei, und die waren so nahe bei einander wie der Montag und der Dienstag; und der Mittwoch kam auch noch hinzu, und die anderen Wochentage wären wohl nicht ausgeblieben, hätten nicht seine Mitangestellten ihn halb mit Gewalt hinweggerissen. Einige Tage lang nahm er sich dann zusammen; dann trank er wieder, und zwar unmittelbar vorher, ehe er den Dienst hatte. Halbtaumelnd nahm er seinen Posten auf dem Wagen ein, fiel aber, als der Zug im stärksten Laufe war, herunter und brach den Fuß. Daß er noch mit dem Leben davon kam, war in der That zu verwundern. Weil er erwiesenermaßen sich sein Unglück durch Trunkenheit selbst zugezogen hatte, so erhielt er keine Entschädigung und mußte froh seyn, daß man ihm die Kurkosten bezahlte. Mit einem hölzernen Bein betrat er zum ersten Mal wieder die Stra-

ßen Londons und ergriff einen Besen, um die Kreuzwege an einer sehr frequenten Passage zu kehren, eine Beschäftigung, die man zu den Bettlerkünsten zählen muß. So weit kannte er sich übrigens schon, um einzusehen, er werde auch dieser Lebensart bald müde werden; und es war auch gar nicht sein Vorhaben, sie lebenslänglich zu treiben. Er wollte sich nur auf diesem Wege so viel Geld verdienen, um die Reise in seine Heimath unternehmen zu können, denn es war ihm plötzlich die Lust gekommen, seine Vaterstadt auch wieder zu sehen, ob er gleich nicht eben in einem ehrenvollen Aufzug dort erscheinen konnte. Glücklicherweise sah er einmal auf seinem Kreuzwege einen Schiffskapitän vorübergehen, den er früher wohl gekannt hatte; er redete ihn an und erfuhr, daß derselbe morgenden Tages nach Antwerpen unter Segel gehen wollte. Peter bat ihn um freie Ueberfahrt, und der gutherzige Kapitän bewilligte sie. So kam Peter nach dem Festlande, bettelte sich vollends bis in seine Heimath durch, um sein Bischen Geld zu sparen, und langte in seiner Vaterstadt an, als gerade der Stadtzinkenist mit seinen Gehilfen einen Choral vom Kirchthurm herab ertönen ließ. Plötzlich kam dem Stelzfuß der Gedanke: „Das wäre auch noch etwas für dich." Er hatte in Philadelphia das Horn blasen lernen und dachte, es würde ihm ein Leichtes seyn, auch die Posaune handzuhaben. Gesagt, gethan. Sein erster Gang war in das Haus des Stadtzinkenisten, den er von seiner Knabenzeit her wohl kannte. Er verlangte, als Gehilfe angestellt und im Posaunenblasen unterrichtet zu werden. Er wußte, daß der Zin-

kenist auf allen Märkten und Hochzeiten und Kirchweihen auf drei Stunden in der Runde aufzuspielen hatte, und ein solches lustiges Wanderleben, bei dem man immer genug zu trinken hatte, war's gerade, was Peter suchte. Der Stadtzinkenist machte zwar allerlei Schwierigkeiten; aber Peter ließ nicht nach, bis er einwilligte. Von nun an sank Peter immer tiefer. An Abwechslung fehlte es bei ihm nicht; den einen Tag war er trunken, den andern nüchtern, auf den schwarzen folgte immer ein weißer, wie die Farben an einem preußischen Grenzpfahl. So wurde aus dem Peter Trom, nachdem er manchen guten Anlauf genommen, aber nie einen Vorsatz mit Festigkeit durchgeführt hatte, am Ende weiter nichts als ein Trompeter. Dafür, daß er Peter Trom hieß, konnte er nichts; aber daß er jetzt ein Trompeter war, das war seine Schuld.

3.

Das Rubinenkreuz.

Als ich kürzlich auf dem Umschlag der Jugendblätter das Buch „Beispiele des Guten“ anzeigte, erinnerte ich mich, daß ich als ein zwölfjähriger Knabe in einem Winkel unsrer Wohnstube gerade eifrig in diesem Buche las, als einmal der selige Staatsminister von Seckendorf mit dem bekannten Kirchenrath Ewald aus Karlsruhe zu uns auf Besuch kamen, die mich denn auch gleich über das Gelesene examinirten. Und dabei fiel mir dann die Geschichte eines andern Ewald ein, die ich euch längst erzählen wollte, aber vielleicht doch dießmal wieder vergessen hätte. So sind durch eine natürliche Ideenverbindung die „Beispiele des Guten“ Veranlassung geworden, daß ich euch jetzt ein „Beispiel des Nicht-Guten“ vor Augen stelle.

Ewald war der Sohn eines armen Landmanns in Eldahausen, der kaum so viel auftreiben konnte, um seine Kinder die Schule besuchen zu lassen. Ich erinnere mich noch wohl aus meinen frühsten Knabenjahren, daß man uns die Leute als „blutarm“ schilderte, und daß ich in meiner kindischen Einfalt bei diesem Worte fragte, ob man ihnen denn beim Aderlassen zu viel Blut genommen habe. Indessen zeichnete sich Ewald durch einen offenen Kopf und große Lern-

begierde schon frühzeitig aus, und der Lehrer widmete ihm besondere Sorgfalt, weil ihm seine schöne Handschrift so wohl gefiel. Das hing aber mit einer andern Anlage zusammen, die sich gleichfalls frühzeitig entwickelte, mit der Anlage zum Zeichnen und Malen. Bei den beschränkten Mitteln, die dem armen Knaben zu Gebot standen, enthielt sein Atelier im Anfang nichts weiter als eine Schiefertafel und einen Griffel; Papier und Bleistift zu erschwingen, gelang ihm erst später. Schon nach seinem zehnten Jahre verwendete er seine freien Nachmittage dazu, den Bauern im Ort und in der Nachbarschaft ihre Kornsäcke mit schwarzer Oelfarbe zu zeichnen, und er begnügte sich nicht, ihre Namen mit schön verzierten Buchstaben darauf zu malen, sondern er brachte auch noch allerlei Schnörkel und Figuren, Rosen, Tulpen, Hirsche, Pferde u. dgl. daneben an. Dieß verschaffte ihm manchen Groschen, der als willkommene Beihilfe in dem elterlichen Haushalt verwendet wurde, während freilich Ewald lieber Papier, Bleistifte, Pinsel und Farben dafür angekauft hätte, um sich in seiner Kunst weiter zu üben und zu fördern. Aber das tägliche Brod war eben nöthiger als Berlinerblau und Kasselergelb; und Pinsel und Papier konnte man leichter entbehren als Hanf und Hemden. Ewald schickte sich Anfangs darein, doch nicht ohne inneres Widerstreben; und wenn ihm sein Gewissen hundertmal sagte, er sei seinen Eltern, denen er schon so viele Mühe und Sorge von frühester Kindheit an verursacht, diese Unterstützung schuldig, so erhob sich doch immer wieder in einer finstern Kammer seines Herzens die Gegenrede, das Geld sei doch

eigentlich sein rechtmäßiges Eigenthum, weil er es durch seine Arbeit erworben habe, und es sei seine Pflicht, die ihm geschenkten Anlagen weiter auszubilden, um dereinst sich eine Stellung in der Welt zu erringen, was ja seinen Eltern auch wieder zu Gute kommen würde. Nachdem dieser Kampf in seinem Innern einige Zeit lang unentschieden geblieben, wurde endlich die Lust zu mächtig; und eines Tages behielt Ewald von mehreren Groschen, die er durch Sackzeichnen sich verdient hatte, einen zurück, ohne seinen Eltern etwas davon zu sagen. Nun war der erste Zaun des Gehorsams und der kindlichen Liebe durchbrochen; die Versuchung hatte von nun an nur geringen Widerstand zu überwinden, und bald kam es so weit, daß Ewald zuerst die Hälfte und dann sogar den größeren Theil des gewonnenen Geldes für sich behielt. Es ist unter dem Volke ein Sprichwort: „Wer lügt, stiehlt auch.“ Man kann es ebenso gut umkehren und sagen: „Wer stiehlt, lügt auch.“ Der Knabe mußte auf allerlei Ausflüchte sinnen, um seine Eltern, denen die Veringerung seines Arbeitsverdienstes auffiel, zu beschwichtigen. Bald hieß es, man habe ihm weniger bezahlt als sonst, bald, er habe nicht genug Arbeit gefunden, oder, es sei ihm ein Anderer zuvorgekommen. Das zurückbehaltene Geld aber verwendete Ewald nicht, wie ihr etwa denken möchtet, zu Leckereien und Spielwaaren, sondern zum Ankauf von allerlei Materialien zur Malerei, in welcher er es, obwohl ohne alle Anleitung, mit leidenschaftlicher Begierde weiter zu bringen suchte. Das gab denn neuen Anlaß, sich mit unwahren Ausreden durchzuhelfen. Bald wollte er Papier und Blei-

stift von dem Kaufmann in der Stadt zum Geschenk bekommen haben; bald gab er vor, derselbe habe ihm die Arbeit an seinen Säcken mit Pinsel und Farben bezahlt, statt mit Geld. Die Eltern, welche ein gutes Zutrauen zu ihrem Sohne hatten, kamen der Sache nicht auf den Grund; und so trieb er seine Geheimnißkrämerei und Unredlichkeit fort bis zur Confirmation. Mittlerweile war ihm das Säckezeichnen fast ganz entleidet, weil es ihn in seiner Malerei zu Hause, an der er viel mehr Geschmack fand, störte, und er trieb es nur deßwegen noch, weil die Eltern darauf drangen, und weil er selbst keinen andern Weg wußte, um sich einiges Geld zu erwerben, das er doch zum Ankauf von Farben und Kupferstichen, die ihm als Zeichenmuster dienten, bedurfte.

Ob Ewald von seiner Confirmation einige tiefere Eindrücke bekommen hat, ist mir nicht bekannt geworden, wie ich denn überhaupt von seiner früheren religiösen Erziehung nur so viel weiß, daß seine Eltern ehrliche, fromme Leute gewesen sind. Meine erste Bekanntschaft mit ihm fällt in meine frühen Knabenjahre, wo ich aber bereits am Zeichnen Wohlgefallen fand, und deßwegen mit dem aufgeweckten Knaben, der in seinem vierzehnten Jahre zu unsrem nächsten Nachbar, einem Zimmermaler, in die Lehre gebracht wurde, bald in einige Verbindung gerieth. Die Proben von seiner Kunstfähigkeit und Kunstfertigkeit, welche er mitbrachte, waren freilich sonderbar genug. Es waren etliche Landschaften, auf eichenen Bretchen von etwa 8″ Breite und 3″ Höhe mit Oelfarben gemalt; und einen Beweis von seiner geringen Erfah-

rung und seinem noch ungebildeten, barocken Geschmack liefert der Umstand, daß die Grundfarbe und also auch die Luft aus Zinnoberroth bestand, auf welchem die Landschaft selbst mit schwarzer Farbe aufgetragen war. Ich habe schon manche Probearbeiten von jungen Leuten gesehen, welche eine Anlage zur Malerei zu besitzen meinten oder wirklich besaßen; aber der Fall ist mir sonst nie vorgekommen, daß einer zu seinen ersten Versuchen Oelfarben statt der Wasserfarben angewendet hätte, da ja letztere viel leichter zu bekommen und zu behandeln sind. Mir selbst fiel es vor meinem 25sten Jahre nie ein, mich an Oelfarben wagen zu wollen, obgleich oberhalb und unterhalb unserer Wohnung Staffeleien standen. Bei Ewald aber trat der besondere Umstand ein, daß ihn die Beschäftigung des Säckezeichnens zuerst mit Oelfarben in Berührung brachte; und so blieb er denn auch dabei, und ich weiß nicht, ob er vor seinem Eintritt in die Lehre die Malerei mit Wasserfarben auch nur gekannt hat. Bald aber machte er bei seinem geschickten Lehrmeister, der ihm im Zeichnen regelmäßigen Unterricht gab, ungewöhnliche Fortschritte, und Jedermann war überzeugt, es müsse etwas Rechtes aus ihm werden. Er war so anstellig und gelehrig, so eifrig und ausdauernd, daß der Meister oft im Stillen sich darüber verwunderte. Herr Artmann — so will ich ihn nennen — war aber nicht blos sehr geschickt in seinem Fach, sondern er war auch ein Mann von christlicher Gesinnung und Erfahrung; und deßwegen lag es ihm am Herzen, seine Hausgenossen auch auf den Weg der christlichen Wahrheit zu führen und auf demselben zu erhalten. Es war

ihm nicht genug, sie zu brauchbaren Bürgern dieser Welt heranzubilden; er wollte zugleich eine gründliche Hoffnung der ewigen Seligkeit in ihren Herzen gepflanzt sehen. Morgens und Abends wurde Hausandacht gehalten, an welcher alle Glieder der Haushaltung Antheil nahmen; und nach dem Mittag- und Abendessen wurde jedesmal ein Kapitel aus der Bibel gelesen, und zwar so, daß eines nach dem andern, vom Hausvater herab bis zu den Kindern, Arbeitern und Mägden, einen Vers zu lesen hatte. Die Gespräche, welche geführt wurden, waren meist religiösen Inhalts; und auch die alltäglichen Geschäfte und Angelegenheiten wurden immer zu dem Höheren und Unvergänglichen in Beziehung gesetzt. An allem dem nahm Ewald immer lebhaften Antheil; er war dienstfertig, gefällig, freundlich, auf den Wink gehorsam, von allen Gliedern des Hauses geliebt, und nie konnte man ihm, wenn von religiösen Dingen die Rede war, anmerken, daß es ihm lästig sei; vielmehr schien er an Allem herzlichen Antheil zu nehmen. Man hatte somit die beste Hoffnung für sein äußeres und inneres Gedeihen.

So ging es fort bis zum Weihnachtfest. Ewald war mit dem Lehrmeister eine Zeitlang vorher eifrig beschäftigt, die Vorbereitungen zu einer freudenreichen Christfeier für die Kinder des Hauses zu treffen. Ein prächtiges Schloß mit vier Thürmen und vergoldeten Windfahnen wurde aus Pappe verfertigt, die Fenster waren inwendig mit farbiger Seide überzogen, und gewährten, als man die brennenden Lichtlein hineinstellte, einen sehr schönen Anblick. Ewald selbst hatte für den ältesten Knaben, der gern mit Wasserfarben

malte, ein Kästchen voll kleiner Farbentäfelchen, zu denen er selbst den Model schnitt, zu Stande gebracht, und erwarb sich dadurch von Eltern und Kindern reichlichen Dank. Auch ihm war nicht minder ein sehr anständiges Christgeschenk zu Theil geworden. Der Jubel der Kinder über die mancherlei Gaben währte mehrere Tage lang ohne Unterbrechung fort; und obgleich der Vater sie von Zeit zu Zeit daran erinnerte, sie sollten über den Gaben den eigentlichen Geber, von dem ja doch alles Gute kommt, und über den Christgeschenken den heiligen Christ selbst nicht vergessen, so zeigte eben doch der Eindruck des Sichtbaren auf die Kinderherzen seine Macht, und drängte für einige Zeit das viel Wichtigere, aber Unsichtbare, ein wenig zurück. Ihr werdet es in eurer Erfahrung auch so finden; und wenn ich gleich hoffe, es werde euch nicht so gehen wie so manchen Kindern, die gerade am Christfest am wenigsten an Christus denken, — so wundere ich mich doch nicht, wenn auch ihr beim Erwachen aus dem Freudentaumel euch selbst gestehen müsset, daß euch das große Christgeschenk, das Gott der Welt gegeben hat, in diesen Tagen nicht wichtig genug gewesen ist. Geht es doch auch den Erwachsenen zuweilen so, daß ihnen während der mannigfachen Zurüstungen auf die Weihnachtsfreude ihrer Kinder die rechte Weihnachtsfreude ihrer eigenen Herzen abhanden kommt oder in den Hintergrund geschoben wird.

Die Weihnachtsfeiertage waren vorüber; Alles kehrte allmählig zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung zurück; die Kinder besuchten wieder regelmäßig die Schule, und konnten sich nur in den Freistunden um

den Tisch in der Kammer versammeln, auf welchem ihre Christgeschenke aufgestellt waren. Das vierthürmige Schloß war, nachdem man sämmtliche Wachslichtchen verbraucht hatte, bereits auf den Dachboden gewandert, um ein anderes Jahr wieder zu gleichem Zweck zu dienen; das Uebrige aber, auch die noch nicht verzehrten Eß- und Zuckerwaaren, stand noch da; und nachdem die erste Freude des Ansehens und Hin- und Herzeigens vorüber war, versuchten die Kinder nun auch den Gebrauch der mancherlei artigen und nützlichen Dinge, die sie bekommen hatten. Es war nämlich Grundsatz des Vaters, ihnen bei diesen und andern Gelegenheiten nur solche Geschenke auszusuchen, die nicht blos zu eitlem Spiel, sondern auch zu nützlichem Gebrauch dienen könnten. So hatte z. B. Richard ein Kistchen mit allerlei Tischlerhandwerkszeug bekommen, mit Sägen, Bohrern, Hämmern, Beißzangen, Meißeln, Hobeln u. dgl., und er machte sich nun auch gleich daran, verschiedene Hausgeräthe zu verfertigen. Gustav bekam einen kleinen Schreibpult, den man auf jeden Tisch aufstellen konnte, und der mit vollständigem Schreibmaterial, Papier, Federn, Bleistiften, Oblaten, Siegelwachs, Federmesser, Gummi elasticum u. s. w. ausgestattet war. Auch ein sogenannter Reißzeug mit Zirkel, Compaß ꝛc. war darin, und ein Pennal voll Bleistifte mit Pastellfarben. Letzteres machte dem Knaben die größte Freude. Da er gern Landschaften nach der Natur zeichnete, und diese ohne Farben so mangelhaft sind wie eine Musik, die aus lauter einzelnen Tönen besteht, so hatte er schon lange auf ein Mittel gedacht, auch Farbentöne in seine Land-

schaften zu bringen; denn Farben, Wasser, Pinsel u. dgl. mitzunehmen, war doch gar zu umständlich. Nun, meinte er, sei geholfen, und es war ihm nur leid, daß bei dem dichten Schneegestöber der Dezembertage an kein Landschaftsmalen zu denken war. Als er aber später im Frühling einen Versuch machte, zeigte sich freilich, daß diese Pastellfarben nicht dazu taugten, ein getreues Bild einer Landschaft hervorzubringen. Desto mehr waren die langen Winternächte geeignet, um ein anderes Instrument, das in seinem Pult lag, in Bewegung zu setzen. Es war ein Storchschnabel, der späterhin mein Eigenthum geworden ist, und den ich immer noch aufbewahre. Ob ihr schon ein solches Instrument gesehen habt, weiß ich nicht. Es besteht aus kreuzweise befestigten, aber beweglichen Stäben, und wird zur Verfertigung von Silhouetten oder Schattenrissen gebraucht. Wie das zugeht, kann ich euch auch sagen. Zuerst wird ein weißer Bogen Papier mit ein wenig Wachs an den vier Ecken an die Wand geklebt; dann setzt sich der, dessen Bild gefertigt werden soll, an die Wand, so daß der Schattenumriß seines Kopfes, nachdem das Licht zurechtgestellt worden, gerade auf den Bogen Papier fällt. Damit aber der Kopf ruhig bleibe und nicht zittere, legt man gewöhnlich zwischen ihn und die Wand ein dickes Buch oder etwas Aehnliches, das den leeren Raum gerade ausfüllt und auf der Schulter des Sitzenden ruhen kann. Dann fährt der Maler mit dem Bleistift an dem äußern Umriß des Schattens umher, was in wenigen Minuten geschehen ist, aber eine sichere Hand und genaue Aufmerksamkeit erfordert;

zumal da der Maler eine sehr unbequeme Stellung hat und nur von der Seite arbeiten kann, um nicht das Licht zu verdecken. Ist der Umriß fertig, so wird das Papier von der Wand abgenommen, und nun kommt die Reihe an den Storchschnabel. Man befestigt ihn auf dem Tisch entweder durch ein Gewicht, in das er mittelst eines Zapfens gesteckt wird, oder durch einen Stift, und zwar so, daß die über's Kreuz befestigten Stäbe etwa anderthalb Zoll über dem Tisch sich bewegen können. An dem einen Ende dieser Stäbe steckt ein elfenbeinerner oder stählerner Stift, mit welchem man dem Umriß auf dem Bogen genau nachfährt, und unterdessen zeichnet ein Bleistift, das am andern Ende der Stäbe steckt, auf einem festliegenden Blatte alle Züge nach, die man mit dem Stifte macht, nur um Vieles verkleinert oder verjüngt, so daß man am Ende dasselbe Bild, das auf dem Bogen im Großen steht, auch auf dem Blatt im Kleinen findet. Diese Verkleinerung kann dann wiederholt werden, so oft man will. Hat man das Bild in der Größe, wie man es haben will, so füllt man den Umriß mit Tusch aus, und der Schattenriß ist fertig. Auch auf Glas, das mit Goldschaum belegt ist, kann man solche Silhouetten machen. Ich besitze ein solches auf einem Fingerring, wo der Schattenriß von dem Bild meines sel. Vaters steht, nicht größer als die Blüthe eines Vergißmeinnicht. Von dieser Procedur habe ich deßwegen so ausführlich gesprochen, damit ihr begreifet, wie viel Mühe die Sammlung von Schattenrissen kostete, welche ich einmal vor 16 Jahren gesehen habe. Es war bei dem trefflichen Pfarrer Oberlin im

Steinthal, dessen Name allen wahren Menschenfreunden bekannt ist. Er hatte von allen Mitgliedern seiner großen Gemeinde die Schattenrisse genommen, und seine edle Haushälterin, Louise Scheppler, hatte sie mit dem Storchschnabel sechsfach verkleinert und mit Tusche ausgefüllt. So besaß er eine Sammlung von fünf großen Foliobänden voll Silhouetten, die ich aufmerksam durchgesehen habe. Das war aber nicht blose Spielerei oder Zeitvertreib, sondern es hatte, wie Alles, was Oberlin that, den Zweck des Nutzens und der Belehrung. Er hielt nämlich viel auf die Physiognomik, d. h. die Kunst, aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seinen Charakter zu schließen; und er hatte sich darin eine solche Fertigkeit erworben, daß er nie in Verlegenheit kam, einem Menschen zu sagen, was die vorherrschenden Neigungen und Triebe in ihm seien. Da ihm nun die Pflege so vieler Seelen anvertraut war, so lag ihm viel daran, dieselben vorher genauer kennen zu lernen, damit er wüßte, wie er jeden Einzelnen zu behandeln hätte. Er hat mir versichert, daß ihm dieß seine Arbeit an den Seelen sehr erleichtert habe.

Ihr könnet euch wohl vorstellen, daß Gustav nicht damit zufrieden war, seinen Storchschnabel als eine Rarität täglich ein paar Mal anzusehen; nein, er brannte vielmehr vor Verlangen, auch einmal eine Probe damit zu machen. Zuerst mußte sein Bruder Richard herhalten. Aber Gustav's Hand war nicht fest und sicher genug, und auch Richard war das Unbeweglichstillsitzen zu wenig gewohnt, als daß man einen richtigen und genauen Umriß hätte erwarten

können; und wirklich fiel auch das Bild so aus, daß es allen Schulkameraden Richards auf einmal gleichsah. Gustav versuchte es hierauf mit seinen andern Geschwistern und auch mit einigen seiner Altersgenossen; aber nie wollte ein solches Bild herauskommen, das von Andern gleich als das des Originals erkannt worden wäre. Ganz natürlich: denn Kindergesichter haben noch kein so ausdrucksvolles Profil wie erwachsene ältere Personen; und wie der Charakter eines Menschen, so entwickeln sich auch seine Gesichtszüge erst nach und nach. Indessen ließ sich Gustav nicht irre machen; er probirte es immer wieder, einen und den andern seiner Kameraden zum Stillsitzen an der Wand zu persuadiren; aber — auf einmal hatte das Silhouettiren ein Ende. Als Gustav eines Abends aus der Schule nach Hause kam und eben wieder einen seiner kleinen Freunde mitbrachte, um ihn für einige Minuten an die Wand zu heften, war der Storchschnabel nicht mehr zu finden. Er wußte das Plätzchen genau, wo er ihn Tags zuvor hingelegt hatte; aber so oft er auch dahin lief, um auf's Neue nachzusehen und das Oberste zu unterst zu kehren, so war doch alles Suchen vergeblich. Keines seiner Geschwister wollte etwas davon wissen, Vater und Mutter, Mägde und Arbeitsgehilfen, Lehrlinge und Farbenreiber versicherten, ihn nicht gesehen zu haben. Gustav war fast untröstlich: denn die Beschäftigung mit dem Storchschnabel hatte in diesen Tagen seine liebste Unterhaltung gebildet. Zugleich erinnerte man sich so mancher kleinen Streitigkeiten, welche seit dem letzten Weihnachtsfest unter den Geschwistern vorgekommen

waren, indem bald diesem, bald jenem etwas von seinen Spielsachen oder Eßwaaren fehlte, und eines das andere bezichtigte, es genommen zu haben. Der mißtrauische Argwohn wurde durch den letzten Verlust noch mehr gesteigert, und der Vater machte sich's zur ernstlichen Aufgabe, der Sache auf den Grund zu kommen. Er hatte mit seinem scharfen Blick als ein erfahrener Menschenkenner wahrgenommen, daß bei der Befragung sämmtlicher Hausgenossen alle mit sichtbarer Unbefangenheit ihre Unschuld bezeugten; nur auf Ewalds Gesicht zeigte sich ein verlegener Ausdruck, und er konnte seine Augen nicht aufschlagen. Obwohl nun dieser Umstand beweist, daß die Thätigkeit des Gewissens in einem Menschen noch nicht ganz gelähmt ist, so ist er doch auch auf der andern Seite ein sicherer Verräther eines *bösen* Gewissens. Eigentlich sollte man freilich ein Gewissen, das seine Pflicht thut, nicht ein *böses* nennen, so wenig als man einen wachsamen Haushund einen bösen nennen kann: nur das *schlafende* Gewissen ist ein *böses*; und wenn man von einem Menschen sagt, er habe ein *böses Gewissen*, so heißt das nur so viel, er habe das *Bewußtseyn* des *Bösen*, das er gethan hat. — Herr Artmann, der auch noch andere Merkmale hatte, daß Ewald nicht ganz redlich sei, hielt es für seine Pflicht, genau zu untersuchen. Er ging, als Ewald eines Tages abwesend war, auf dessen Kammer, öffnete seine Kleiderkiste, und fand da nicht nur den Storchschnabel, sondern auch eine Menge anderer Sachen, welche Ewald nach und nach den Kindern und den Erwachsenen entwendet hatte. Er nahm Alles heraus,

legte es auf den Tisch in der Wohnstube, und als Ewald nach Hause gekommen war, ließ er ihn heraufrufen. Da lag der ganze große Tisch voll gestohlener Dinge, die man zum Theil längst vermißt hatte, und daneben lag ein geflochtener Strick. Wie Ewald bei diesem Anblick erschrak, könnet ihr euch denken. Sein Gesicht wurde fast so weiß wie der Bogen an der Wand, auf dem Gustav seine Schattenrisse zeichnete. Läugnen konnte er natürlich nicht, die Beweise gegen ihn waren gar zu handgreiflich. Er bat nur um Verzeihung. Der Hausvater aber, nachdem er ihm die nöthigen Vorstellungen gemacht, maß ihm mit dem geflochtenen Strick eine tüchtige Tracht Schläge auf, um ihn dadurch für die Zukunft von ähnlichen Vergehungen abzuschrecken, ermahnte ihn auf's Dringendste, den Weg der Sünde, der zum Verderben führt, zu verlassen, und befahl ihm, augenblicklich aus seinem Hause zu weichen. Ewald packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen, nahm unter vielen Thränen Abschied, und ging dann niedergeschlagen zum Thore hinaus, ungewiß, wohin er seine Schritte lenken sollte. In seine Heimath zu gehen, durfte er nicht wagen; denn er konnte sich wohl vorstellen, daß sein Lehrmeister den ganzen Vorgang seinem Vater melden würde, und was für eine Aufnahme konnte er sich dann versprechen! Ueberdieß waren seine Eltern zu arm, um ihn auch nur kurze Zeit ohne Arbeit unterhalten zu können, und wer wollte einem Dieb Arbeit geben, wenn er auch seine vormalige Beschäftigung hätte wieder ergreifen wollen! Man möchte fast sagen, ein solches unbarmherziges Hinausstoßen in die Welt wider-

spreche den dringenden Ermahnungen zur Besserung: denn was ist von einem Auswürfling zu erwarten als Schlimmerwerden? Allein Herr Artmann glaubte in seiner Lage, nachdem es einmal so weit gekommen war, nicht anders handeln zu können; und das ist doch wahr, daß manchmal ein Mensch, der auf Sündenwegen wandelt, gerade dadurch zur Besinnung und Fassung kommt, wenn auf einmal der Abgrund, dem er entgegengeht, sich vor seinen Füßen öffnet. Ich wollte, ich könnte das auch von Ewald sagen!

Als der arme Mensch in seiner Bestürzung auf die Landstraße gekommen war, ging er auf derselben langsam weiter, unbekümmert, wohin sie ihn führen werde. In seinem Innern durchkreuzten sich die verschiedenartigsten Empfindungen, wie die vielfarbigen Fäden auf einem Jacquardstuhl. Noch brannten ihn die Schwielen von dem geflochtenen Strick, und durch diesen Schmerz hindurch zuckten der Aerger, die Scham, die Reue und der Gedanke an seine Zukunft. Um zehn Uhr Morgens war er aus der Stadt gegangen, und so lief er fort, ohne auf Hunger und Durst zu merken, ohne unterwegs Jemand anzusehen oder zu grüßen, bis die früh hereinbrechende Winternacht ihn nöthigte, im nächsten besten Dorfe ein Nachtlager aufzusuchen. Er ging gleich in's erste Haus hinein, und glücklicherweise war das eine Mühle. Ewald erinnerte sich alsbald seiner früheren Beschäftigung, gab sich für einen Sackzeichner aus, und fragte, ob es nichts zu arbeiten gebe und ob man ihm nicht ein Nachtlager gewähren wolle. Die Müllerin hatte eben eine Partie neue Säcke machen lassen, die Gelegenheit war ihr

also willkommen, und Ewald fand eine freundliche Aufnahme. Als er in der Mühle fertig war, gab es in der Nachbarschaft noch manche Bestellung, und der Müller behielt ihn fortwährend in Kost und Wohnung, weil er dessen Sohne, der ein Zimmermann war, im Zeichnen Unterricht gab. Allein Ewald hatte bei seinem Lehrmeister etwas Besseres kennen gelernt; denn dieser besaß eine schöne Sammlung von Kupferstichen und Gemälden; und so mußte dem Jüngling das Säckezeichnen bald entleiden, da er nichts dabei lernen konnte, und seine Gedanken viel höher strebten, als sein Lebenlang die grobe Leinwand der Bauern zu bemalen. Ehe man sich's versah, war er über alle Berge; natürlich einige ausgenommen.

Ein Paar Tage später zog der Jüngling in seinen besten Kleidern, ein ledernes Felleisen auf dem Rücken, worin er etwas Leibweißzeug trug, durch das Thor von Augsburg ein. Im Wirthshause erkundigte er sich nach der Wohnung eines geschickten Malers, von dem er gehört hatte, und suchte ihn sogleich auf. Der Maler war gerade in seinem Atelier, und arbeitete an einem großen historischen Gemälde. „Ich möchte fragen, ob Sie mich nicht als Lehrling aufnehmen wollten?" war Ewalds erstes Wort. Der Maler antwortete mit lächelnder Miene eben so kurz, indem er ihn von oben bis unten betrachtete: „Nein; aber einen Farbenreiber kann ich brauchen." Ewald war gleich entschlossen und sagte Ja. Nun mußte er von früh bis in die Nacht am Farbenstein stehen, und seine Freistunden beschränkten sich auf die Zeit, wo andere Menschen schliefen. Aber der Schlaf war ihm nicht so wichtig,

daß er ihm nicht immer einige Stunden hätte abbrechen können, um sich im Zeichnen zu üben. Die Originalien nahm er aus der Sammlung des Malers, wenn es Niemand sah, und legte sie wieder an ihren Ort, so lange dieser seinen Spaziergang machte. Da er in einer Kammer des Hauses wohnen durfte, um zugleich Bedientendienst bei seinem Herrn zu versehen, so hatte dieß keine Schwierigkeit. Fast ein ganzes Jahr hatte er das fortgetrieben, als der Maler einmal in einer schönen Frühlingsnacht, da er nicht schlafen konnte, aufstand, um durch's Fenster in den kleinen Garten hinter dem Hause zu sehen und über den Plan eines neuen Gemäldes zu sinnen. In dem rechten Flügel des Hauses, der in den Garten vorsprang, hatte Ewald seine Kammer; und obgleich er so vorsichtig gewesen war, das Fenster mit einem Tuche zu verhängen, bemerkte der Maler doch durch die Spalten, daß Licht in der Kammer war. Das befremdete ihn, und augenblicklich war der Entschluß gefaßt, sich darüber in's Klare zu setzen. Er warf sich in seine Kleider, ging leise die Treppe hinab, und stand plötzlich vor dem erschrockenen Ewald, ehe dieser Zeit gehabt hatte, die Entdeckung seines Geheimnisses zu verhüten. Gerade wollte er sagen: Was machst du da? in diesem Augenblick aber wurde er gewahr, daß Ewald nach einem Kupferstich aus seiner eigenen Sammlung zeichnete, und fing nun an, diese Zeichnung genauer zu betrachten. Er war ganz erstaunt über die Vortrefflichkeit derselben. „Ist das deine eigene Arbeit?“ fragte er. Ewald stammelte ein schüchternes Ja; und als der Maler weiter fragte: „Hast du noch mehr solche

Zeichnungen?“ holte er alle hervor, und sein Herr konnte sich über seinen Kunstsinn und seine Fertigkeit nicht genug verwundern. Er sagte aber nichts als: „Von heute an trittst du bei mir in die Lehre, und ich will sehen, daß ich etwas Rechtes aus dir mache.“ Nun waren Ewalds kühnste Wünsche befriedigt, und in seinem Herzen regten sich so stolze Hoffnungen, daß er die ganze Nacht keinen Schlaf mehr finden konnte. Am Morgen fand er den Farbenstein bereits von einem Andern besetzt, und der Meister erklärte ihm, im Zeichnen nach Originalien bedürfe er weiter keinen Unterricht, er müsse jetzt anfangen, nach der Natur zu zeichnen, und sich in der Oelmalerei unterweisen lassen. Nun war der Jüngling in seinem Element, und machte unter der fleißigen Anleitung seines geschickten Meisters so schnelle Fortschritte und studirte daneben so emsig in den Büchern seines Faches, daß der Meister die besten Hoffnungen von ihm hatte.

Aber wenn einmal eine Lieblingssünde sich im Herzen eingenistet hat, so zieht sie nicht von selbst wieder aus. Ewalds Lieblingssünde, die ihm schon so theuer zu stehen gekommen war, kennet ihr schon: es war dieselbe, die im zehnten Gebot verboten ist, das Gelüsten nach fremdem Eigenthum. In der reichen Sammlung seines Meisters fanden sich Handzeichnungen berühmter älterer Maler, namentlich aus der italienischen Schule, und Ewald konnte der Lust, sich einige von denselben anzueignen, nicht widerstehen. Nachdem er drei Jahre lang im Hause gewesen war, zog der Meister in eine andere Wohnung, und bei dieser Gelegenheit entdeckte er, daß ihm mehrere der

schönsten Handzeichnungen in seiner Sammlung fehlten. Ewald wurde gefragt, ob er nichts davon wisse. Er leugnete beharrlich. Der Meister suchte seine Papiere durch, sie fanden sich nicht, denn Ewald hatte sie versteckt. Sie lagen in einem Portefeuille unter seinem Strohsack; und als man diesen nach der neuen Wohnung schaffte, hatte Ewald bereits das Portefeuille in der Nacht vorher herausgenommen. Aber auch das Verborgenste kommt oft an's Licht, und die größte Vorsicht kann nicht alle Spalten zukleben, durch welche der Sonnenstrahl der Wahrheit hereinfällt. In der Eile hatte sich ein Blatt aus dem Portefeuille herausgespielt und blieb am Boden liegen, die bezeichnete Seite nach unten gekehrt; und da in der Unordnung des Auszugs sonst noch viel altes Papier auf dem Boden umherlag, wurde es von Ewald übersehen. Eine Magd aber, die nach ihm noch einmal in die Kammer kam, kehrte zufällig das Blatt um, und wollte es eben dem unbekümmerten Ewald überbringen, als ihr der Meister begegnete, das Blatt bemerkte und sogleich eine Zeichnung von Raphael Mengs darin erkannte, die in seiner Sammlung vermißt worden war. „Wo habt ihr das gefunden? fragte der Maler die Magd. „In Ewalds Kammer," antwortete sie. Nun hatte er genug. Er suchte sogleich Ewalds Sachen durch, und da fand sich bald das Portefeuille mit sämmtlichen fehlenden Stücken. Zum zweiten Mal mußte der Jüngling ein Haus, wo ihm so viel Gutes widerfahren war, als ein verächtlicher Undankbarer mit Spott und Schande verlassen.

Er wandte sich nach dem Lande, von dem alle Künstler träumen, nach welchem sich Aller Sehnsucht ausstreckt, — nach Italien. Dorthin, hoffte er, werde das Gerücht von seiner Schmach nicht gedrungen seyn, und zum Ueberfluß wollte er auch einen andern Namen annehmen, was aber wegen des Reisepasses nicht anging. Bis Florenz reichte seine geringe Baarschaft; und dort mußte er somit, ob er es gleich auf Rom abgesehen hatte, für eine Zeit lang eine Unterkunft suchen, um sich ein weiteres Reisegeld zu erwerben. Ein kleines Oelgemälde, Hektors Abschied vorstellend, das er in Augsburg mit großem Fleiße ausgearbeitet hatte, sollte ihm als Empfehlung dienen; er hatte es in seinem Felleisen mitgebracht, und ging gleich am andern Tage mit demselben zu einem angesehenen Maler, den er um Rath und Hilfe angehen wollte. Aber da hielt es vor allen Dingen schwer, sich dem Manne verständlich zu machen; denn dieser verstand nicht deutsch, und Ewald hatte zwar so viel Italienisch gelernt, um einige in dieser Sprache geschriebenen Werke über die Malerei lesen zu können, aber die Umgangssprache war ihm etwas Fremdes, und nur die gangbarsten Ausdrücke hatte er sich in den wenigen Tagen, seit er Italien betreten, gemerkt. Ueberdieß hatte er in seiner Jugend, wie ihr wisset, nie Sprachunterricht empfangen, und darum wurde es ihm jetzt um so schwerer, sich an fremde Redeformen zu gewöhnen. Endlich gelang es ihm aber doch, dem Maler begreiflich zu machen, was sein Anliegen sei; und als er sein Gemälde aufrollte, so sprach das viel vernehmlicher als seine geradbrechten welschen Worte. Der Florentiner

Meister sah verwundert bald auf Hektor und Andromache, bald auf Ewald, wie wenn er eine Aehnlichkeit zwischen beiden suchen wollte, und fragte dann, ob er es selbst gemalt habe. Ewald sagte Ja, und in seinem Innern tönte das Wort jenes alten Malers: Anch' io son' pittore! (Auch ich bin ein Maler!) — Wirklich richtete sich seine Gestalt um einen Zoll höher auf, als er wahrnahm, daß in dem Auge des Florentiners in die Verwunderung Achtung sich mischte; und erwartungsvoll stand er da, während derselbe einen Freund, der Deutsch verstand, herbeiholte, um sich seiner als eines Dolmetschers zu bedienen. Bald war zwischen dem Florentiner Meister und Ewald ein Contrakt abgeschlossen, kraft dessen letzterer gegen eine sehr anständige Belohnung für den Meister, der nicht alle Bestellungen allein ausführen konnte, jeden Tag sechs Stunden lang zu malen sich verpflichtete. Die übrige Zeit gehörte ihm, und er konnte sie zum Studium der in Florenz so zahlreichen Kunstwerke anwenden. Wirklich war er auch in diesem Stück recht gewissenhaft, und ließ sich durch keine Lockung verleiten, seine Zeit an öffentlichen Vergnügungsorten und mit eiteln Belustigungen zu verschwenden. Jede Stunde kaufte er aus, um in seiner Kunst weiter zu kommen; und nur Eines versäumte er, die Sorge für das Heil seiner unsterblichen Seele. An den Himmel zu denken, wo man keine Maler, sondern nur Christen brauchen kann, dazu nahm er sich nie Zeit; seine Seele war von den Gedanken an seine Kunst so angefüllt, daß kein Gedanke an Gott mehr Platz hatte. Von regelmäßigem Lesen im Worte Gottes und vom Gebet war

ohnehin keine Rede. Seine Staffelei war sein Altar, und die Meisterwerke alter Kunst in den Kirchen und Palästen von Florenz waren die Götter, die er anbetete. In der Betrachtung der prächtigen Bildsäulen vor dem großherzoglichen Palast, des David von Michel Angelo, der Judith von Donatello, des Perseus von Benvenuto Cellini u. dgl., konnte er sich so verlieren, daß er Essen und Trinken darüber vergaß und den lebendigen Gott dazu, von dem doch alles Gute und Schöne kommt. Dabei führte er vor den Menschen einen untadelhaften Wandel, und machte sich nicht blos durch seine Geschicklichkeit, sondern auch durch sein Betragen allgemein beliebt. Ihr werdet ihm auch gewiß zutrauen, daß er jetzt bei reiferen Einsichten von seiner alten Leidenschaft werde frei geworden seyn und sich der gemeinen Sünde des Stehlens schämen gelernt haben. Aber leider! hat dieses Zutrauen keinen Grund. Denn — merket euch das, ihr lieben Söhne und Töchter! — Bildung des Verstandes, der Phantasie und des Gefühls schützt nicht vor der Sünde, wenn das Herz nicht auch seinen Theil bekommt. Die Wurzeln der Sünde stecken im tiefsten Grunde unseres Wesens; und nur ein durch Wort und Geist Gottes erneuertes Herz, das im fortgesetzten Umgang mit Gott täglich neue Kraft bekommt, ist im Stande, ihre große Macht zu überwältigen. Nur eine aufrichtige, herzliche Liebe zu dem Heiland, der für uns gestorben ist, macht uns stark genug, die Reize der Lust zu überwinden; und wem dieser Heiland fremd ist, der bleibt ein Sklave der Sünde, wenn er auch noch so fein gebildet, noch so klug und geschickt wäre.

Ihr dürft euch daher nicht wundern, daß Ewald von dem Gelüsten nach fremdem Eigenthum immer noch nicht frei war; er hatte sich ja von der einzigen Quelle, wo man Kraft zur Besiegung der Lüste finden kann, weggewendet. Uebrigens war es bei ihm kein gewöhnlicher Geiz, kein Wohlgefallen am Geld, auf das er nie einen besondern Werth legte, und dessen er auch nie etwas entwendete, sondern ein unwiderstehlicher Trieb, Dinge, die ihm wohlgefielen, und die namentlich seinem Künstlerauge wohlgefielen, sich zu eigen zu machen. Dieser Trieb war so stark, daß er alle vernünftigen Ueberlegungen über das Eigenthumsrecht, über die Schande und andere Folgen im Fall der Entdeckung, und über die Nutzlosigkeit eines Eigenthums, das man so ängstlich vor fremden Blicken verwahren muß, fruchtlos machte. Um Geld war es ihm so wenig zu thun, daß er sogar eine für die ärmlichen Umstände seiner Eltern sehr beträchtliche Summe nach Hause schickte. Der Meister hatte nämlich Ewalds Gemälde „Hektors Abschied" aufziehen, firnißen und in einen schönen vergoldeten Rahmen fassen lassen, worauf es zum Verkauf ausgestellt wurde. Bald fand sich ein Liebhaber dazu, der einen ansehnlichen Preis dafür bezahlte, und dieses Geld schickte Ewald sogleich nach Hause, da ihn sein Meister auch sonst keinen Mangel leiden ließ. Aber gerade nach solchen Dingen, die nicht um Geld feil sind, gelüstete es ihn am meisten; und wenn er die reichen Sammlungen von Bildsäulen, Gemälden und Kostbarkeiten in dem großherzoglichen Palast betrachtete, so fand er da so Vieles, wonach ihn gelüstete, daß er oft meinte, er müsse die Hand

ausstrecken, um dieses oder jenes sich zuzueignen; und nur der Umstand, daß er beständig beobachtet war, konnte ihn davon abhalten. Sein Meister hatte als Aufseher der Gemäldegallerie freien Zutritt zu diesen Sammlungen, und so bekam Ewald oft Gelegenheit, sie zu sehen; und der wiederholte Anblick machte seine Lust immer heftiger und brennender. Nicht die goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gefässe, nicht das große Kreuz von Diamanten, nicht die smaragdenen Trinkschalen und ähnliche Kostbarkeiten, die dort zu sehen waren, reizten sein Verlangen; sondern diejenigen Gegenstände, an welchen sich eine besondere künstlerische Vollendung zeigte und die von ausgezeichneten Künstlern früherer Zeiten herrührten. Namentlich hatte er sein Auge auf ein kleines silbernes Crucifix geworfen, das von Cellini oder einem andern alten Meister in der Goldschmiedekunst herrührte und ungemeinen Kunstwerth hatte. Die fünf Wunden waren mit Rubinen bezeichnet, sonst aber hatte das Bildwerk keinen besondern materiellen Werth. Daran dachte Ewald nicht, daß er an demselben, wenn er es auch sich zu verschaffen wüßte, einen todten Schatz haben würde, da er es ja Niemand sehen lassen dürfte; es ging ihm in dieser Hinsicht wie dem Geizhals, der seine Goldstücke in einem alten Strumpfe aufbewahrt und nur verstohlenerweise betrachtet. Durch unklares Raisonniren, es sei ja noch eine Menge anderer Gegenstände da und der Verlust eines einzigen habe nichts zu bedeuten, suchte er den Gedanken an die Abscheulichkeit des Diebstahls niederzuschlagen; und selbst die große Gefahr, als Dieb entdeckt zu werden und sich

seine ganze Laufbahn abzugraben, kam ihm nicht abschreckend genug vor, um ihn zur Unterdrückung der verbotenen Lust zu bewegen. Tag und Nacht sann er nur darüber nach, wie er es anzugreifen habe, um unbemerkt in den Besitz dieses Kleinods zu kommen. Da er nicht mehr betete: „Führe uns nicht in Versuchung!" so gerieth er auch wirklich in die Versuchung hinein, und als Sklave der Sünde mußte er thun, was die Lust ihm befahl!

Eines Tages schickte ihn der Meister in den Palast, um ein Gemälde, das er copirt hatte, wieder an seinen Ort zu bringen. Der Portier, der ihn wohl kannte und wußte, daß Ewald das volle Zutrauen seines Herrn genoß, war gerade durch eine andere Arbeit abgehalten, ihm aufzuschließen; und gab ihm die Schlüssel. Diese Gelegenheit war gar zu reizend, als daß ein Mensch, der so wenig gelernt hatte, seine Lust zu bezähmen, ihr hätte widerstehen können. Der Weg führte ihn durch den Saal, in welchem die Kostbarkeiten aufbewahrt wurden; mit Einem schnellen Griff, aber doch ein wenig zitternd, hatte Ewald das Crucifix ergriffen, in seine Stiefel gesteckt, und kam ohne Aufenthalt, um ja keinem Verdacht Raum zu geben, mit den Schlüsseln zu dem Portier zurück. Daheim angekommen, versteckte er das Crucifix an einem Ort, wo es gewiß Niemand suchen würde, in eine alte Kiste auf dem Dachboden, in welcher der Meister eine Marmorbüste aus Rom erhalten hatte. Eine Zeitlang blieb der Verlust unentdeckt; mehrere fremde Reisende hatten unterdessen die Sammlungen besucht, und bei der großen Anzahl von Kostbarkeiten war der Mangel

eines einzigen Stücks um so weniger auffallend. Endlich aber kam der Portier selbst, der die Obliegenheit hatte, den Fremden die Merkwürdigkeiten zu zeigen, eines Tages darauf, daß das schöne silberne Kreuz nicht mehr da sei. Da er für Alles haften mußte, war sein Schrecken natürlich nicht gering. Er besann sich hin und her, wo das Kreuz hingekommen seyn könne. Es waren einmal fünf oder sechs Personen auf einmal da gewesen; da war es leicht möglich, daß, während er dem Einen etwas Anderes zeigte, einer der Uebrigen unbemerkt etwas einschieben konnte. Aber er hatte ja die Leute nicht gekannt, und wie wollte er ihnen seinen Verdacht beweisen. Endlich fiel ihm auch ein, daß er einmal dem jungen Maler die Schlüssel anvertraut habe, und daß der vielleicht die Gelegenheit benützt haben könnte. Augenblicklich ging er zu dem Gallerie-Inspektor, und trug ihm die ganze Sache vor, mit der dringenden Bitte, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, weil er sonst um den Dienst kommen würde. Der Inspektor erklärte, er halte es nicht für möglich, daß sein Gehilfe einen solchen Schritt thun könnte, er habe ihn immer treu und rechtschaffen erfunden; aber zur beiderseitigen Beruhigung wolle er gern gestatten, daß in seinem Beiseyn alsbald eine Durchsuchung gehalten werde. Ewald wurde gerufen; er hörte ganz unbefangen die Erzählung des Portiers an, und sagte, er habe durchaus nichts dagegen, daß man in seinem Zimmer Alles auf's Genaueste untersuche. Aber man fand natürlich nichts; der Portier bat um Verzeihung, und ging betrübt von dannen. Die Sache konnte nun nicht mehr verborgen bleiben,

er selbst mußte dem Verwalter der Silberkammer die Anzeige machen. Die Polizei wurde in Bewegung gesetzt; alle Mittel, das Verlorene aufzufinden, wurden versucht, alle Goldschmiede in Verhör genommen, dem Wiederbringer eine große Geldsumme verheißen. Da aber alles dieß zu keinem Resultat führte, wurde der Portier cassirt; und nur seiner vieljährigen treuen Amtsführung hatte er es zu danken, daß man nicht noch strenger mit ihm verfuhr. Er hatte einen Sohn, der in Rom als Baumeister angestellt war; zu diesem begab er sich, um seine alten Tage bei ihm zuzubringen.

Auch Ewald hatte keine Ruhe mehr in Florenz. Er sehnte sich von dem Orte weg, wo ihn die Furcht vor Entdeckung seiner Missethat nicht selten beängstigte, und das Verlangen nach Rom, dem Paradies der Kunst, hatte er ohnehin nur mit Mühe bisher unterdrücken können. Nachdem er zwei Jahre in Florenz gewesen, eröffnete er endlich dem Meister seinen Entschluß, nach der alten Weltstadt zu pilgern. Dieser ließ ihn ungern ziehen, war aber doch billig genug, ihm nichts in den Weg zu legen, da er aus eigener Erfahrung wußte, daß für einen jungen Künstler ein Aufenthalt in Rom eben so viel Anziehendes hat, wie für einen Muhamedaner die Wallfahrt nach Mekka. Ewald nahm sein volles Vertrauen mit und ein ansehnliches Geschenk auf die Reise, und er träumte von den römischen Kunstschätzen auf dem ganzen Wege, bis ihn der Anblick der alten moles Hadriani, der Engelsburg, aus seinen Träumen weckte. Das Crucifix verbarg er sorgfältig auf der blosen Brust, um nicht bei

den Douanen in Verlegenheit zu kommen, und brachte es glücklich nach Rom. Der Florentiner Meister hatte ihm Empfehlungen mitgegeben, die ihm eine freundliche Aufnahme und die Erlaubniß verschafften, mehrere der ausgezeichnetsten Gemäldesammlungen zu benützen; und davon machte er auch fleißigen Gebrauch. Er wollte in Rom keinen Lehrmeister annehmen und sich an keine besondere Schule halten, sondern nach freier Willkür die großen Meisterwerke aller Schulen studiren und ganz auf eigene Rechnung arbeiten. Die eine Hälfte des Tages verwendete er auf die Fertigung kleiner Gemälde, welche er verkaufte, um so die Kosten seines Unterhaltes aufzubringen; die andere Hälfte hatte er ausschließlich dem Studium gewidmet, um selbst in seinem Fach weiter zu kommen. Er miethete sich eine kleine freundliche Wohnung, welche hinten an einen Garten stieß, und lebte so zurückgezogen, daß auch die deutschen Künstler in Rom wenig von ihm erfahren haben würden, wenn nicht bald seine Arbeiten, die reißenden Abgang fanden, die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet hätten. Unter diesen Umständen fühlte sich Ewald ganz glücklich, und sah alle seine längst gehegten Wünsche gestillt. Aber wie schnell kam der Sandsturm über das stille Paradies, das er sich in seiner Einsamkeit angelegt hatte!

Etwa ein Jahr lang war er in Rom gewesen, als er sich eines Abends überreden ließ, an einer Gesellschaft deutscher Maler, die den Abend in einem Garten bei einem Glas Wein zubringen wollten, Theil zu nehmen. Die heitere Gesellschaft blieb bis nach 11 Uhr beisammen, und erst um Mitternacht kam Ewald in

seine Wohnung zurück. Selten ließ er sich bewegen, in einen solchen Kreis zu gehen; es war ihm unter andern Leuten und namentlich unter seinen Landsleuten nie recht wohl; immer fürchtete er, Einer oder der Andere möchte etwas von seinem schimpflichen Benehmen in Augsburg wissen und es den Uebrigen verrathen. Am liebsten blieb er deßhalb in der Stille, obgleich auch da manchmal die Erinnerung an Augsburg und Florenz ihm einen Schauder durch die Nerven jagte, wie wenn man einem unerwartet einen Schwamm mit kaltem Wasser auf die warme Brust drückt. Auch an diesem Abend hatte er solche Beklemmung empfunden, als einmal einer der Anwesenden zufällig von einem Gemälde sprach, das er in Augsburg gesehen. Wie froh war er nun, seine einsam stehende Wohnung wieder erreicht zu haben! Ach, freue sich doch nicht, wer kein gutes Gewissen hat! Eh' er sich's versieht, kommt seine Schande an den Tag, und seine Freude wird Traurigkeit. Ewald fand sein Zimmer erbrochen, seine Koffer geleert, alle seine Habseligkeiten geraubt. Sein Erstes war, nach dem Crucifix zu sehen, das er gut versteckt zu haben glaubte. Auch das war fort. Nun war die erste Empfindung Aerger und Betrübniß, daß er um diesen kostbaren Schatz gekommen sei, und erst hintendrein kam auch die Ueberlegung, daß er auf diese Weise als Dieb desselben verrathen werden könnte. Das Rathsamste unter diesen Umständen wäre nun freilich gewesen, auf der Stelle zu fliehen, und zwar so weit als möglich. Aber wohin in der dunkeln Nacht, die mit Regen drohte, in einem Lande, das ihm fremd war? Wer kann sich in einer solchen Bestürzung so-

gleich auf den besten Ausweg besinnen? Und lange Zeit blieb ihm dazu nicht: denn kaum war eine halbe Stunde verflossen, und noch stand Ewald rathlos mitten in der Stube um beim Schein seiner Laterne die Verwüstung zu betrachten und auf eine Hilfe zu sinnen, als die Sbirren, römische Polizeisoldaten, unter seiner Thüre erschienen, ihn verhafteten und vor das Gericht führten. Nachdem der Polizeibeamte sich versichert hatte, daß er der gesuchte Maler Ewald sei, ließ er ihn in's Gefängniß führen, um am folgenden Tage das Verhör vorzunehmen.

Wie das alles zuging, werdet ihr nicht recht begreifen, und dem armen Ewald ging's ungefähr ebenso. Ich will euch aber nun die nöthigen Aufschlüsse geben, noch ehe das Verhör beginnt. In dem Hause des jungen Malers wohnte auch ein englischer Sonderling, der reich genug war, um einen eigenen Palast zu miethen, der aber ausdrücklich eine solche geringe, einsam gelegene Wohnung verlangte, mit Niemanden Umgang pflegte und zuweilen ganze Nächte im Gebirge zubrachte, ohne daß Jemand wußte, warum. Auf diesen hatten es eigentlich die Diebe abgesehen, als sie in das Haus einbrachen; und weil sie außer weniger Baarschaft kein Geld und keine Banknoten — denn diese hatte er in der Brieftasche bei sich — in seiner Wohnung fanden, wollten sie sich in dem Zimmer des Malers eine Entschädigung suchen. Aber auch da war außer dem Crucifix, das ihre Schlauheit aufzufinden wußte, nichts Werthvolles vorhanden. Nun hatten aber andere Banditen wenige Tage vorher ganz in der Nähe einen nächtlichen Raub begangen, und das ver-

anlaßte die Sbirren, das ganze Quartier sorgfältig zu durchstreifen. So geschah es, daß ihnen die Diebe sammt ihrem Raub gleich nach frischer That in die Hände fielen und sogleich auf die Polizei abgeführt wurden. Als der Polizeibeamte unter den geraubten Gegenständen auch das silberne Crucifix mit den Rubinen gewahr wurde, fiel ihm sogleich ein, daß etwa ein Jahr zuvor von der Regierung in Florenz das Ansuchen an die römische Polizei ergangen war, die Goldschmiede, Kunsthändler und Kunstsammler in Rom darauf aufmerksam zu machen, damit, wenn ein solches Kreuz einem von ihnen zum Kauf angeboten würde, dasselbe sammt dem Verkäufer in Beschlag genommen würde. Er suchte sogleich das Schreiben hervor, in welchem das Crucifix auf's Genaueste beschrieben war, und überzeugte sich, daß diese Schilderung bei dem gefundenen ganz zutreffe. Auf der Stelle schickte er nun die Sbirren wieder fort, um den Bewohner des Zimmers, in dem nach der Aussage der Diebe das Kreuz gefunden worden, zu arretiren. Auf diese Weise kam Ewald in's Gefängniß; und da ein böses Gewissen, wie ein Sprüchwort sagt, keine Augenlider hat, benützte er die wenigen Stunden, um zu überlegen, was er auf die Fragen des Untersuchungsrichters zu antworten habe.

Was würdet ihr ihm rathen? Soll er gestehen oder leugnen? Was würdet ihr ihm rathen auch in dem Falle, wenn ihm das Leugnen etwas helfen könnte? Hoffentlich ist es euer fester Vorsatz, unter allen Umständen streng bei der Wahrheit zu bleiben, und euch vor jeder Einwilligung in die Sünde zu hüten, denn

die erste führt immer auch zur zweiten und dritten. Welchen bessern Rath könnte man dem armen Ewald geben, als: „Sprich die Wahrheit; mit der Wahrheit kommt man allezeit am besten durch!“ Aber wie kann man von einem Dieb Wahrheit erwarten? Wer ein Knecht der Sünde ist zur Befriedigung der Lust, den kann sie auch zu andern Uebertretungen verleiten; und es liegt im natürlichen Entwicklungsgang, daß die Frucht der Sünde neue Sündenkeime in sich schließt. Als er vor den Polizeirichter geführt wurde, fragte ihn dieser zuerst: Ob er der Maler Ewald sey? — „Ja.“ — Ob er in dieser Nacht beraubt worden sey? — „Ja.“ — Ob er die auf dem Tische liegenden Gegenstände als sein Eigenthum erkenne? — „Ja.“ — Ob auch das silberne Crucifix sein Eigenthum sei? — „Nein.“ — Wem es angehöre? — „Das könne er nicht sagen.“ — Wie denn er dazu gekommen sei? — „Er habe es nie gesehen, und in seinem Zimmer könne es nicht gefunden worden seyn, denn es sei seines Wissens nie darin gewesen.“ — — Nun wurden die Diebe einzelnen vorgefordert und befragt, wo sie das Crucifix gefunden hätten. Einer um den andern versicherte, in dem Zimmer des Malers, in einem verborgenen Fach seines Schreibtisches, sei es gewesen. Ewald erwiederte, als man ihm diese Aussagen vorhielt, von diesem verborgenen Fach wisse er nichts, und wenn das Kreuz darin gewesen sei, so müsse es ein früherer Bewohner des Zimmers dort versteckt haben. Nach diesem wurde er wieder in sein Gefängniß abgeführt.

In der ganzen Zeit, so lange Ewald in Rom war, hatte man nicht so viel von ihm gesprochen, als in den wenigen Tagen seit seiner Gefangennehmung. Seine Gemälde hatten zwar manchmal Aufsehen gemacht, aber eben nur in dem kleineren Kreise der Künstler und Kunstkenner; jetzt aber sprachen auch andere Leute von ihm. Natürlich hatte Niemand mehr Interesse bei der Sache als der alte Portier von Florenz. Sobald er den Vorgang erfuhr, begab er sich auf die Polizei, ließ sich das Crucifix zeigen, versicherte, es sei das vermißte, und verstärkte durch seine Mittheilungen den Verdacht, der schon auf Ewald lastete, um ein Bedeutendes. Durch ihn erfuhr auch ein junger deutscher Maler, der erst vor Kurzem nach Rom gekommen war und in dem Hause des Portiers, oder vielmehr seines Sohnes wohnte, was vorgefallen sei. Er erkundigte sich nach dem Namen des Unglücklichen, und man sagte ihm, er heiße Ewald. Daß dieser Name einen überraschenden und tiefen Eindruck auf den jungen Maler machte, wird euch nicht wundern, wenn ich euch sage, daß der junge Mann Gustav Artmann hieß. Er fragte sogleich, ob es nicht möglich sei, den Gefangenen zu sprechen. Als man ihm erwiederte, so lange die Untersuchung noch nicht geschlossen sei, werde es schwer halten, bat er dringend, man möchte ihm doch dazu verhelfen, denn wenn Ewald der sei, den er in ihm vermuthe, so hoffe er ihn zum Geständniß zu bringen. Des Portiers Sohn, der Baumeister brachte es durch seine Bekanntschaften dahin, daß Gustav den Zutritt zu dem Gefängniß erhielt: denn seinem Vater mußte natürlich viel daran

liegen, daß durch ein freiwilliges Geständniß des Delinquenten sein eigener guter Name wiederhergestellt würde.

Als Gustav in den Kerker eintrat, fand er Ewald an einem Tische sitzend und lesend. Etwas verwundert über die Erscheinung eines Unbekannten erhob er sich und fragte: „Womit kann ich Ihnen dienen?“ Gustav erwiederte: „Kennst du mich nicht mehr, Ewald?“ denn er hatte sogleich Ewald's Gesichtszüge wieder erkannt. Dieser aber, der Ursache hatte, vor jedem Wiedersehen früherer Bekannten bange zu seyn, verneinte die Frage. — „Kennst du deinen Gustav nicht? Hast du den Storchschnabel ganz vergessen?“ — Bei diesen Worten veränderte sich auf einmal Ewalds Gesicht; das Blut stieg ihm in die Wangen, aber auch das Wasser in die Augen; er fiel dem Freunde um den Hals, und fing an laut zu weinen. Die vieljährige harte Rinde seines Herzens war gebrochen; eine Menge von Erinnerungen aus seinen frühern Jahren tauchte in seiner Seele auf, und unter ihnen mit besonderer Lebhaftigkeit die Erinnerung an so manche gute Eindrücke, die er bei der Betrachtung des Worts Gottes und bei den christlichen Gesprächen in Gustavs elterlichem Hause empfangen hatte. Der freie Thränenguß, wozu es bei ihm schon so lange nicht mehr gekommen war, that seinem Gemüthe so wohl, daß er ihm ungehinderten Lauf ließ; es war, wie wenn ein eisernes Band, das längst seine Brust umspannte, gebrochen wäre. Endlich sagte Gustav: „Beruhige dich; wir wollen uns setzen und deine Angelegenheit gemeinschaftlich besprechen.“ Da nur Ein

Stuhl in der Zelle vorhanden war, setzten sie sich auf das Strohlager des Gefangenen nieder. „Nicht wahr," fuhr Gustav fort, als Ewald seine Thränen getrocknet hatte, „du hast schon lange nicht mehr gebetet?" — „Ja, das ist leider wahr." — „Auch schon lange nicht mehr in der Bibel gelesen?" — „Schon lange nicht." — „Dann wundere ich mich nicht, daß du so in die Noth gerathen bist. Der gute Hirte, der deine Seele nicht verloren gehen lassen wollte, ist dir nachgegangen, und hat dich unbeschützt in die Sünde fallen lassen, damit du durch die Noth zu Ihm gezogen würdest. Ach laß dich doch von Ihm finden und deine Seele retten!" — „Aber wie soll ich es machen?" fragte Ewald. — „Du mußt bei Ihm Vergebung deiner Sünde suchen auf dem Wege, den das Wort Gottes vorschreibt." — „Was ist das für ein Weg?" — „So wir unsere Sünde bekennen, so ist Gott getreu und gerecht, daß Er uns die Sünde vergibt und reiniget uns von aller Untugend." — Nach einer kurzen Pause fuhr Ewald fort: „Aber wenn ich gestehe, so habe ich nicht blos Strafe zu befürchten, sondern es ist auch mein guter Name dahin und meine ganze künftige Laufbahn vernichtet." — „Diese Rücksicht" erwiederte Gustav, „darf dich nicht abhalten, der Wahrheit die Ehre zu geben: denn bei der Unwahrheit hast du noch viel weniger Glück zu erwarten, und jedenfalls geht deine Seele dabei verloren." — „Ach! ich fühle mich eben zu schwach, die Wahrheit zu bekennen," sagte Ewald darauf. Gustav entgegnete: „Laß dich stärken von Dem, der in den Schwachen mächtig ist." — „Wie soll ich das angreifen?" — „Bete!" — „Ich

kann nicht beten.“ — „So wollen wir mit einander beten.“ Mit diesen Worten fiel Gustav auf die Knie und Ewald kniete neben ihm nieder, so ungewohnt ihm auch eine solche Stellung war. Gustav betete ernstlich und dringend um Erleuchtung und Kräftigung für seinen armen Freund; Ewald konnte wieder weinen, und stand beruhigter wieder auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt, der aber freilich noch schwach war. Durch wiederholte Besuche jedoch brachte es Gustav so weit, daß Ewald zu einer richtigen Selbsterkenntniß kam und nun nicht mehr zweifelhaft blieb, was ihm zu thun obliege. Bei dem nächsten Verhör bekannte er offen und der Wahrheit gemäß den ganzen Verlauf der Sache; und nachdem man mit der Regierung in Florenz correspondirt hatte, wurde auf deren Verlangen beschlossen, ihn dorthin zur Bestrafung auszuliefern. Gustav bot nun Allem auf, um ihm die Erlassung oder wenigstens eine Erleichterung der Strafe auszuwirken. Er reiste selbst mit dem Portier nach Florenz, und vermochte diesen, der froh war, daß seine Unschuld an's Licht gekommen, eine Fürbitte für den Gefangenen einzulegen. Auch den Gallerieinspektor, bei dem Ewald in Arbeit gestanden und immer noch in gutem Andenken war, bewog er durch dringende Bitten, allen seinen Einfluß anzuwenden, daß die Strafe nachgelassen werden möchte. Endlich kam seine Befreiung zu Stande; jedoch unter der Bedingung, daß Ewald die großherzoglichen Staaten auf der Stelle verlassen und nie wieder betreten sollte. Durch fernere Verwendung des Gallerieinspektors gelang es, den Losgelassenen in die Dienste eines reichen Eng-

länders zu bringen, für welchen Ewald in Rom mehrere Kleinigkeiten gemalt hatte, und der sich gerade damals in Livorno aufhielt. Dieser schickte ihn auf sein Landgut in England, um dort nach seinem Auftrag einige größere Gemälde zu fertigen. Seitdem habe ich nichts mehr von Ewald gehört; ich hoffe aber, er werde das Wort Gottes, das er durch Gustavs treue Bemühung auf's Neue kennen gelernt, und den Heiland, dem er sich in dankbarer Freude zum ganzen Eigenthum hingegeben hatte, nicht abermals verlassen haben.

Lernet an dieser Geschichte, wie ein Mensch, der den Schöpfer seiner Jugend vergißt und den Erlöser der Sünder geringschätzt, ein Mensch, der irgend etwas höher hält und lieber hat als das höchste Gut, so sehr in Gefahr steht, in die Fesseln der Sünde zu gerathen und damit in allerlei Noth Leibes und der Seele. Raubet Dem nicht Sein Eigenthum, der es so theuer erkauft hat: denn nur das Bewußtseyn, Ihm anzugehören und Ihn über Alles zu lieben, kann die Seele wahrhaft glücklich machen.

4.

Das Frauenkreuz.

Auf dem Wege von Stuttgart nach Calw ist die mehr als dreistündige Strecke bis Magstatt, die fast immer durch den Wald führt, nur ein einziges Mal unterbrochen und zwar durch ein einzeln stehendes Wirthshaus „zum Schatten.“ Aus meinen Kinderjahren erinnere ich mich noch, daß dieses Wirthshaus, wie gewöhnlich solche einsam gelegene Häuser, nicht im Sonnenlicht eines guten Rufes, sondern im Schatten übler Nachreden stand, als ob Raub- und Diebsgesindel daselbst seinen Versteck hätte und seine freie Kunst von da aus cultivirte; ja ich weiß noch wohl, wie Leute aus dem Würmthal, die Abends von Stuttgart nach Hause wollten, sich sputeten, um noch vor Nacht am Schatten vorbeizukommen, wahrscheinlich, weil der Schatten bei Nacht noch dunkler ist als am Tage. Inwiefern ihre Besorgniß Grund hatte, weiß ich nicht zu sagen. Ich bin seitdem sehr oft bei Tag und bei Nacht des Weges gereist, habe wohl auch einmal angekehrt, um den Pferden ein „Schnappfutter“ zu geben; aber es ist mir nie etwas Bedenkliches vorgekommen, obwohl bis auf den heutigen Tag die Sage geht, als sei es dort herum nicht recht geheuer.

Das Schattenwirthshaus liegt auf einem kleinen Hügel, über welchen die Straße nach Stuttgart führt; dieser Hügel fällt über den sogenannten „Diebsstich" steil in ein enges Thälchen ab, an welches sich der große eingehegte Park, der zu dem Lustschloß Solitüde gehört, anschließt. Nicht ferne davon steht die Wohnung eines herrschaftlichen Parkjägers, Bruderhaus genannt, weil in alten Zeiten ein Einsiedler da seinen Sitz hatte. Wo die Straße wieder emporsteigt, steht rechtsdrüben, gegenüber von der neuen Wasserleitung, ein Denkmal für einen auf dem Wege schnell gestorbenen jungen Mann, und mit dem Denkmal ist eine Stiftung verknüpft, die noch bis auf den heutigen Tag besteht. Der Stiftungsbrief lautet in seiner alten unbeholfenen, aber herzlichen Sprache wörtlich also:

„Allß ich, Christoph Demeler, meinem von Gott „mir verliehenen Beruff und Handelsgeschäfften nach „verschienen *) Sommer, mich auf die Nörrlinger **) „Meß begeben, und meinen jungen Sohn, Veit Demeler, zur Erlernung und Erfahrung des Handels, „so einem jeeden Christlichen Hausvatter gebührt, vndt „wohl anstehet, mitgenohmen, hat in der Zuruck Reyß „vnder Weegen, der Allmächtig Gott, besagten Meinen „Sohn, mit ohnversehener Kranckheit, gnädig vnd „vätterlich heimbgesuecht, allso daß ich, weil zu Stutt„garden in der Herrberg, ahn nothwendiger Pflaag „und Warth Mangel erscheinen wöllen, selbigen hie„hero Callw, seiner vmb so vihl mehr zu pflegen und

*) s. v. a. verwichenen. **) Nördlinger.

„zu wartten, zu mir vnndt meiner Haußfrauen, allß „seinen geliebten Elltern zue führen, in Hoffnung ge„standen, Inmassen ich und mein Vetter, Hannß Stu„ber, Burger allhier, mit Ihm, vnsern Weeg auf „Magstätt zu genommen, wie aber in dieser zergäng„lichen Wellth, alles dem Willen des Allmächtigen „vnderworffen, Welcher seine Christglaubige, sie dar„durch im Glauben zu probiren, und zur Fortsetzung „desselben auffzuemuntern, mit dem lieben Creutz, gnä„dig heimbgesuecht, allso hat auch Er der getreue Gott, „mich vnndt meine liebe Haußfrav, wohlverschullter „maßen Unnß ebenmäßig starck in die Creutz=Schuhl „gesüehrt, vnndt vnß in einem halben Jahr, drey un„serer lieben Kinder die zwey älltiste vnd das Jüngste „darunter aber obgerüehrten vnsern Sohn, Veiten, „mit dem ich und vorgenannter mein Vetter, Hannß „Stuber, obgemellter maßen, wüder allhero zu ziehen, „vorgehabt, in dem Stuettgardter Waldt nach und „bey dem Bruderhauß, zwischen Stuettgardt und Mag„stätt gelegen, vermittelst ohnversehens vermehrter „Kranckheit vndt Schwachheit, in brünstiger hertzlicher „Anruffung vnsers Einigen Erlösers vndt Seeligma„chers Jesu Christj, vsser diesem zergänglichen Jam„merthal, zu seinen Göttlichen Gnaden, Seeliglich ab„gefordert, dessen verstorbenen Leichnamb Er der „barmhertzig Gott an dem grossen Tag seines Gerichts, „ein fröliche Aufferstehung zu verleihen, vnß aber „und jedem Insonderheit zu seiner Zeitt ein seelig „Sterbstündlein mitzutheylen, in Gnaden geruehen „wölle.

„Wie schwer nun mir vnd meiner geliebten Hauß„frauen, denn verlassenen Elltern dißes alles, bevorab,

„der ohnversehene todt vnsers in Gott ruehenden mehr=
„genannten Sohns Veiten fürkommen, zue Gemüeth
„vnd Hertzen gangen, das alles kann ein vernünfftiger
„Mensch bei sich selbsten leichtlich erachten. Wie aber
„ich mich vermittelst Göttlicher Gnaden, uß seinem hei=
„ligen Wortt, in aller Wüderwerttigkheit, Creutz vndt
„Trübsaalen, selbsten trösten, vndt mit dem gedullti=
„gen Mann Job sprechen und sagen kann: Der HErr
„hats geben, der HErr hats genommen, der Nahm
„deß HErren seye gebenedeyet, ꝛc. Also will ich auch
„mich mit übermäßig= traurig= oder kläglichem Erzeh=
„len, nicht lang auffhallten, sondern alles dem lieben
„Gott, ohn dessen Willen khein Härlein von unserm
„Haupt fällt, heimbgestellt und befohlen haben.

„Damit dann Weiland offtgedachtes meines, in dem
„Stuettgardter Waldt, durch den zeitlichen todt, in
„GOtt abgeschiedenen Sohns Veiten, mit Ehren ge=
„dacht, dabei aber auch der armen Leuth, welche billich
„nimmermehr ausser Acht zu lassen, So dann denjeni=
„gen, die diesem meinem in Gott ruehenden Sohn, vor
„dessen sehligem Ableiben, alle Treu und Freundschafft
„erwisen, nicht vergessen werde: So habe ich mit gnä=
„diger Bewilligung deß Durchleuchtigen hochgebohr=
„nen Fürsten vnd Herrn, Herrn Johann Friederichen,
„Hertzogen zu Würtemberg, vnndt Teckh, Graven zu
„Mömpelgardt Herrn zu Heidenheimb ꝛc., Meines gnä=
„digen Fürsten und Herrn, ich nicht allein im Stuett=
„gardter Waldt, ahn obgemeldtem Orth, nechst bei dem
„Bruderhauß, allda mein Sohn, Veit, nach GOttes
„Willen, sein zeitlich Leben geendet, Ihme meinem
„Sohn seeligen zu Ehren vndt gedächtniß, ein Monu-
„mentum, Bildstockh, oder Mahlzeichen aufrichten las=

„sen, sondern auch noch darzu, an paarem gellt, „Sechshundert gulten, haubtgueths, welche bei dieser „Stüfftung *) zu Ewigen Zeitten und tagen ohnabge„lößt, beständig verbleiben sollen, mit folgender Maß „vndt Vnterschüdt, kräfftlich und wohlbedächtlich fun„dirt, gestüfftet und verordnet, daß nemlich von denen „daraus gefallenen dreyßig Gulden Zünnß, dem Se„bastian Reysen von Ruthensheimb, jezigem Forsch„knecht im Bruderhauß, zu getrewer Recompens und „Vergeltung dessen, so an meinem Sohn seeligem, vor „dessen Ableiben, ja auch nach seinem Ableiben, dessen „Leichnamb in ein- vndt andern Weeg, mitleidentlich „erzaigt und erwießen, oder aber nach sein Reyßen „tod, seinen nachgelassenen Kindern, vndt Kinds-Kin„dern oder in Mangel derselben, andern nächsten Ver„wandten, zu Ewigen zeitten vndt tagen, alle Jahr, „jährlich auf S. Veits tag, acht tag vor oder nach „ohngefährlich, zweinzig fünff Gulden, Jedoch mit „dieser beschwerdt ohnwaigerlich erstattet, gereicht und „gegeben werden, daß er Sebastian Reyß hingegen „vndt seine Erben, bey Verlust derselben schuldig vndt „verbunden seyn sollen, obgemelltes Monumentum, „oder Bildstockh, nun fürohin, ewig vndt zu jeden „Zeitten in beständigem Gebäu vndt Wesen zu erhalten, „uff selbigen Ihr fleißige Uffacht zu haben, und da im „geringsten Abgang oder Baufälligkeit dahran erschei„nen sollte, selbiges, ohn einiges ferner Einstellen, wü„der uffrichten vndt bessern zu lassen. Was dann die „übrige fünff Gulden, so ahn obgenannten dreyßig Gul„den Zünnß, noch übrig, vnd bevor bleiben, betreffen

*) nämlich: bei dem sogenannten Färber-Gestift zu Calw.

„thuet, selbige sollen bey dem Einkommen dißer Stüff„tung, zu Gedächtnuß meines Sohns, beständig ver„bleiben, vnd ahn derselben ohnvermeidenliche Ußga„ben denn Armen zu Nutz und guetem verwendet „werden.

„Damit aber diesse, offtgerührtes meines, in GOtt „verstorbenen Sohns wegen, wohlgenannte Fundation, „umb so vihl mehr ihren würcklich beständigen Fort„gang erraiche, sonderlich aber obgesagtes uffgerichte „Monumentum zu Ewigen Zeitten in seinem Esse vndt „Wesen erhallten, vndt dabei vorgenannten Sebastian „Reysen, die geeordnete zweinzig fünff Gulden, gegen „tragung der uffgelegten Beschwerdt, ohne uffhaltlich „gefolget werden. So will ich hiemit meine Collegas, „vndt Mit-Fundatores,*) in Crafft vnsers, in allgemei„ner versammleten Gesellschaft, mit Hand gegebenen „trewen, einander gethanen Versprüchs, fleißigst vnd „auffs höchste gebetten, Sie dabey ernstlich vnd flehent„lich erinnert vndt vermahnet haben, daß sie, alls „Mitglieder dieser ganzen Stüfftung, uff gerührtem, „im Stuettgardter Waldt, stehenden Bildstockh, Ihr „fleißige Inspection hallten, vndt da er Sebastian „Reyß, gebürtig zu Rutemsheimb, anjetzo Forschknecht „im Bruderhauß, oder seine Nachkommen, die Gebühr „vndt Schuldigkeit, mit wesentlicher Bauhalltung des„selben, nicht verfüegten, alsdann obangeregter zwein„tzig fünff Gulden, Ihnen so lang nicht mehr folgen „lassen, biß an diesem Monument kein Weitterer Man„gel erscheint, oder aber solche zweintzig fünff Gulden „Ihnen zu hallten, vndt davon ahngeregtes Bildstöckh-

*) nämlich des Färberstifts.

„lein selbsten zu verbessern vndt uffzurichten, Inmassen
„mir nicht zweiffelt, daß sie meine liebe Mitstüffter,
„vnd in Christo Brüeder, oder derselben Nachkommen,
„selbsten zue thun, nicht ohngeneigt seyn werden."

Die Stiftungsurkunde des Calwer Färberstifts, welcher obiger Stiftungsbrief einverleibt ist, schließt mit folgenden Worten:

„Bitten hiemit denn Vatter des Liechts, Im Nah-
„men Jesu Christi, in Crafft des Heiligen Geistes, Er
„wölle alle vnsere vnndt vnserer Nachkommen Gedan-
„ckhen, Raath vndt Anschläg, in alle Wahrheit und
„Gerechtigkeit leiten, daß wür willig vndt von Grund
„vnserer Herzen, seinen Willen thuen vnndt vollbrin-
„gen, vnser Lebenszeit zue guetem vnndt nuzlichem
„ahnlegen, der Seelen ihr Heyl, dem Leib sein Theyl,
„Jeedermönniglich sein Recht undt Gebühr lassen zue-
„kommen vnndt zue lieb werden, damit Wür under
„Christo, alls rechtschaffene, guetthätige vnd vernünff-
„tige Christen erfunden, vnd zue allem lüeblichem ge-
„braucht werden, vnndt endlich nach vollendetem Lauff
„dieses müehseeligen Lebens, bey Gott ein Vermüegen,
„in vnserm Gewissen Ruh, bey vnser Nachkommenschaft
„ein guet Gerücht, vff vnsern Kinder vndt Kinds-Kin-
„der, Seegen, Glück, Ehr, Vermehrung undt Leben
„erhallten vndt verlassen mögen, das gebe vndt ver-
„leyhe nochmals die heil. Dreyfaltigkeit, GOtt Vatter,
„Sohn, vnd Heil. Geist, Hochgelobter GOtt, in alle
„ewige Ewigkeit, Amen! Amen! Amen!

„Zue Urkhund vndt kräfftigem Gezeugnuß dessen
„allen, haben wür vnns mit eigenen Händen vndt
„Nahmen unterschrieben, darzu vnser gewohnliche Pitt-
„schafften, mit durchgezogener Schnuer offentlich hängen

„lassen, an dieses Libell; So geben zu Callw, Mon-
„tags nach Martini den 12. Novembris, alß man zahlt
„nach Christi Jesu, vnsers Einigen Erlösers und See-
„ligmachers Geburth, Aintausendt, Sechshundert, Zwan-
„zig ein Jahr.

„M. Johann Valentin Andreä, Pfarrer und Special-
Superintendens allda.
„Christoph Demmeler.
„Von wegen alt Peter Walther M. Joh. Valentin
Andreä.
„Jung Ludwig Kleinbueb.
„Hannß Jakob Dörtenbach.
„Jakob Schill.
„Jakob Zahn.
„Hanß Schauber.
„Gregorius Demmeler.
„Hannß Jakob Stuber.
„Hannß Georg Stuber.
„Joseph Geysel.
„Jakob Israel Metzger, Stattschreiber zu Callw.

Das steinerne Denkmal, oder sogenannte Bild-
stöcklein, mit Inschriften auf allen vier Seiten, wird
heutzutage von der Administration des Färberstifts,
die ein Kapital von mehr als 100,000 fl. zu verwal-
ten hat, beaufsichtigt und im Stand erhalten. Ob die
Nachkommen des Sebastian Reyß ausgestorben sind,
oder ob ihnen die Verwaltung wegen Nachlässigkeit
abgenommen werden mußte, weiß der Erzähler nicht
zu sagen. Nur so viel hat er vor einigen Tagen ge-
sehen, daß das Denkmal ziemlich verwahrlost und
verfallen dasteht.

Hat der Wanderer, der nach Magstatt oder Calw will, das Schattenwirthshaus etwa eine halbe Stunde im Rücken, so zieht sich rechts ein schmaler, aber mit weißen Sandsteinen gut erhaltener Fahrweg in den Wald hinein, und auf dem Wegweiser steht: „nach Warmbrunn," ein benachbartes Dorf, das seinen Namen wie lucus a non lucendo führt, denn seine Brunnen sind alle so kalt wie der Jordan, wo er im Merom sein erstes Bad nimmt. Hat vielleicht die warme Quelle, die doch einmal da gewesen seyn muß, bei irgend einem Anlaß einen unterirdischen Abflaß gefunden? oder ist das Küchenfeuer, an dem sie sich wärmte, ausgegangen, wie im Kaiserstuhl und andern vulkanischen Bergen? Diese Fragen wollen wir heute noch unentschieden lassen. Hat aber der Wanderer etwas übrige Zeit, so komme er eine Strecke von einem Büchsenschuß (die Büchse muß aber gut seyn) mit mir auf der Vicinalstraße herein bis zu einem Kreuzweg, wo sich nämlich mit dem Wege nach Warmbrunn der von Leonberg nach Sindelfingen kreuzt, wie bei der Confirmation die Wege eines ernsthaften und eines leichtsinnigen Kindes, die vielleicht nachher nie wieder zusammenkommen. Auf diesem Kreuzwege nun steht ein uralter hölzerner Wegweiser, das „Frauenkreuz" genannt. Seine Farbe ist von den vielen tausend Regen, die ihm den Pelz gewaschen und auch naß gemacht haben, ganz grauschwarz geworden, und seine einst glatte Oberfläche ist von Regen und Schnee und Insekten so vielfach durchfurcht wie das Gesicht einer achtzigjährigen Negersklavin. Oben hat er einen Knopf fast wie die Thürme des Kreml in Moskau, und über

diesem eine eiserne Spitze, auf welcher noch vor fünfzehn Jahren eine fast fußhohe blecherne Frauengestalt steckte, gleich einer Wetterfahne. Der Erzähler, der diese Straße seit 1824 gar manchmal befahren hat, erinnert sich noch wohl, diese Frau, die dem Frauenkreuz seinen Namen gegeben, persönlich gekannt zu haben, nämlich die blecherne; wer aber das reizlose Geschöpf entführt hat, konnte er nicht in Erfahrung bringen. Frauenkreuz heißt aber der Wegweiser immer noch, ob er gleich seine Frau verloren hat und somit im Wittwerstande lebt. In alten Zeiten scheint es Sitte gewesen zu seyn, an jedem Wegweiser ein Marienbild oder einen andern Heiligen anzubringen, wenigstens nennen in hiesiger Gegend die Landleute jeden Wegweiser Bildstock oder Bildstöckle, wenn er auch nur aus einem einfachen Pfosten mit einer hölzernen Hand besteht. Aber der geneigte Leser fragt, warum der Erzähler nicht erzähle. Nur ruhig, es kommt!

An einem schwülen Septemberabend des Jahres 179* zog ein rüstiger Wanderer mit einem wohlbepackten Felleisen auf dem Rücken und sehr bestaubten Schuhen die Straße entlang, die am Bärensee vorüber dem Schatten zu führt. Da ihm die Abendsonne scharf in's Gesicht brannte, schlug er sich links in den Wald hinein, und der schattige Fußpfad brachte ihn gerade an dem steinernen Bildstöckchen oder Monument des Veit Demmler vorbei. Er ging aber nicht vorbei, sondern las die Inschrift, und zwar mit größerer Aufmerksamkeit, als sie je einer von meinen Lesern lesen wird, wenn ihn einmal sein Lebensweg diese Straße

führen sollte. Ihr werdet euch darüber weniger wundern, wenn ich euch sage, daß der junge Mann Franz Demmler hieß und von Prag kam, wohin, wie er wohl einmal gehört hatte, seine Voreltern vor mehr als einem Jahrhundert aus Württemberg ausgewandert waren. Da fand er nun ganz unerwartet einen Denkstein für Einen seines Namens, und faßte auch alsbald den Entschluß, in Calw, wo er ohnehin durchreisen wollte, sich zu erkundigen, ob die Familie noch existire und ob vielleicht eine Verwandtschaft nachzuweisen sei. Aber ich muß euch zuvörderst etwas aus der Jugendgeschichte des Franz Demmler erzählen, damit ihr den Zweck seiner Reise verstehen lernet.

Sein Vater war ein Goldschmied in Prag, ein einsylbiger, strenger, finsterer Mann, mit einem Eigensinn, so fest wie der Schild Goliaths, und so unbiegsam wie sein Weberbaum. Hatte er einmal ein Wort gesprochen, so ließ er sich durch kein Zureden bewegen, es wieder zurückzunehmen; aber allerdings besann er sich vorher, ehe er redete. Auf der Färberinsel oder in Großvenedig oder einem andern Erheiterungsort der Prager Bürger sah man ihn selten, weil er Gesellschaft nicht liebte, denn da muß man sich nach Anderen bequemen und Andere auch etwas gelten lassen; und er war nicht gewohnt, nachzugeben, wann er einmal seine Ueberzeugung ausgesprochen hatte. Daheim aber war er Meister, und da durfte Niemand wagen, ihm zu widersprechen. Ich will nicht sagen, daß er etwas Unbilliges verlangt hätte; aber die harte Weise, in welcher er es forderte und darauf bestand, machte ihn für seine Umgebungen drückend. Am meisten hatte

seine Gattin darunter zu leiden, ein Weib von weichem empfindlichem Gemüth; und am fühlbarsten war der scharfe Gegensatz der beiden verschiedenen Charaktere, wo es sich von der Erziehung der Kinder handelte. Ihr kamen die Erziehungsgrundsätze ihres Mannes tyrannisch vor, und er nannte ihre Behandlungsweise weichlich und verderblich. Franz war der älteste von fünf Kindern; wäre er aber auch das einzige Kind geblieben, so hätte er dennoch seinen Eltern genug zu schaffen machen können, denn er hatte einen Eigensinn für fünfe und war insofern das getreue Abbild seines Vaters, der sich aber nur um so fester vornahm, den jungen Eigensinn zu brechen und den alten allein herrschen zu lassen. Nur Ein Beispiel. Franz und seine Geschwister hatten vor dem Mittagessen mit einander gespielt, und ich weiß nicht, durch welchen Anlaß Franz bewogen worden war, zu den andern zu sagen: „Ihr könnet mich doch nicht zum Reden bringen, wenn ich mir vornehme, zu schweigen." Sie versuchten nun alle ihre kleinen Künste und Neckereien an ihm, und setzten ihre Versuche auch fort, als man sie mittlerweile zum Essen rief. Der Vater fragte der Sache nach, war über die consequente Festigkeit des Knaben ärgerlich und befahl ihm zu sprechen. Franz aber, der auch diesen Befehl zu den Proben rechnete, die er zu bestehen habe, schwieg standhaft, auch als der Befehl nachdrücklich wiederholt wurde, bis endlich der Vater den Knaben an den Haaren nahm und ihn schüttelte, worauf dann der Scherz in ein heftiges Weinen überging. Bei solchen Auftritten litt die weichherzige Mutter am meisten; sie stand dann gewöhnlich auf,

schlug die Thüre heftig zu, um ihren Unwillen auszudrücken, weil sie doch dem Vater vor den Kindern nicht widersprechen wollte, und ging in ein Kämmerlein, um ihren Schmerz auszuweinen. Die Kinder merkten es aber dennoch, daß auch die Mutter mit einem solchen Verfahren des Vaters nicht einverstanden, daß sie dadurch beleidigt sei, und das vermehrte ihre Entfremdung gegen den Vater, der doch sonst ein rechtlicher, achtungswerther Mann war. Die Mutter war geliebt, der Vater war gefürchtet; und je strenger dieser darauf bestand, seine Kinder möglichst im häuslichen Kreise einzuschließen und sie vor der Berührung mit der Außenwelt zu verwahren, desto begieriger ergriffen diese jede Gelegenheit, wo sie ohne Wissen ihres harten Zuchtmeisters den Umgang mit andern Kindern genießen konnten. Dieß konnte um so leichter geschehen, da er den größten Theil des Tages bei seinen Arbeitern in der Werkstatt zubrachte; sie wurden aber auch um so schärfer bestraft, wenn er hinter ihre Schliche kam.

Als Franz die Schuljahre vollendet hatte, mußte er bei seinem Vater in die Lehre treten, um die Goldschmiedekunst zu erlernen. Um seinen Wunsch und Willen wurde er dabei nicht befragt; denn der alte Meister hatte den Grundsatz, daß es die Pflicht der Kinder sei, den Eltern in Allem zu gehorchen, und daß es dabei auf ihre freie Einwilligung gar nicht ankomme. Franz hatte auch gegen dieses Metier an und für sich gar nichts einzuwenden; nur hätte er es lieber bei einem andern Meister erlernt, bei dem er sich auch mehr Freiheit hätte versprechen dürfen, denn seinem

aufsprudelnden Geist waren die Fesseln schon lange zu eng gewesen. Aber er hätte es nicht wagen dürfen, ein Wort in diesem Sinne verlauten zu lassen: der Gegenbeweis wäre ihm von einer Hand geführt worden, die so hart war als die eiserne des Ritters Göz von Berlichingen. Das Beste wäre nun freilich gewesen — und das würde ich ihm heute noch nachträglich rathen, wenn's nicht schon zu spät wäre — sich in sein Schicksal zu fügen im Blick auf das Wort Gottes: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohl gehe," und im Vertrauen auf die Verheißung: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Aber das Aufstreben und Widerstreben in seiner Seele gegen die beengende Zucht, das Brausen und Wogen seines Eigenwillens war viel zu stark, als daß er sich geduldig in seine Bande hätte schmiegen wollen; und da er es nicht wagen konnte, sie mit Gewalt zu zerreißen, so suchte er ihnen unbemerkt zu entschlüpfen und wurde unredlich gegen seinen Vater, was doch sonst nicht in seinem Charakter lag. Müdigkeit vorschützend zog er sich Abends bei Zeit auf seine Kammer zurück, und schlüpfte dann durch ein Fenster am Hinterhause hinaus, um sich zu seinen Altersgenossen zu begeben, die sich bei einem Glas Wein gütlich thaten. Das konnte freilich nicht lange so fortgehen, ohne daß der aufmerksame Vater etwas davon gewahr wurde; und ihr könnet euch Franzens Erschrecken denken, als er eines Abends um 11 Uhr, aus der fröhlichen Gesellschaft in seine Kammer zurückkehrend, von dem Vater mit einer tüchtigen Peitsche empfangen wurde, deren Eindrücke er acht Tage lang

mit sich herumtrug. Mit dem heimlichen Hinausschlüpfen war's nun zu Ende; der Vater hatte ein scharfes Auge auf ihn, und er durfte sich nicht weiter entfernen als ein Hund, der unter einem Güterwagen angebunden ist und immer zwischen den hintern Rädern bleiben muß.

Von nun an ging Franzens Sinnen und Trachten einzig dahin, das Vaterhaus ganz zu verlassen, sobald sich Gelegenheit dazu darbieten würde. Das war freilich eine Thorheit, außerdem daß es auch eine Sünde war: denn seine Lehrzeit war nun bald vorüber; und da sein Vater nicht blos für einen wohlhabenden, sondern auch für einen reichen Mann galt, so trat er durch eine Flucht aus dem Elternhause eine glänzende Aussicht mit Füßen, und bekam nichts dafür als einen Wanderstab, der ebenso leicht ein Bettelstab werden konnte, als ein Zauberstab. Aber wann ist es denn eine Eigenschaft der aufbrausenden Jugend gewesen, nüchtern zu überlegen und die Klugheit in ihren Rath zu lassen? Franz wollte nur Freiheit, weil ihm gerade der Mangel dieses Gutes am drückendsten war; alle andern Güter, Heimath, Verwandte, Sicherheit, Ruhe, Vermögen, schlug er nicht an, denn daran hatte es ihm ja nie gefehlt. Der Bruder seiner Mutter, ein jovialer, lebenslustiger Mann, der mit Meister Demmlers Erziehungsweise ganz unzufrieden war und deßwegen immer im Streit mit ihm lebte, dünkte ihm der rechte Mann, um ihm zur ersehnten Freiheit zu helfen. Er war auch gleich bereit dazu und freute sich, seinem hartherzigen Schwager einmal einen rechten Tort spielen zu können, verschaffte dem Jüngling

ein Wanderbuch, gab ihm das nöthige Reisegeld, und so machte sich Franz eines Morgens früh vor Tage auf und verließ das väterliche Haus, ohne von seinen Eltern und Geschwistern Abschied zu nehmen. Das muß ich ihm aber doch nachsagen, daß ihm das sauer wurde, und daß er sich schier nicht losreißen konnte, wie wenn das ganze Haus voll Haken gewesen wäre, die sich überall an ihn anhängten. Doch überwand er auch diese Anhänglichkeit, auf die er gar nicht gerechnet hatte, und schlug, als er einmal die Stadt hinter sich hatte, eilends den Weg nach Nürnberg ein, wo er Arbeit zu finden hoffte.

In dem Elternhause, das er verlassen, war indessen große Unruhe und Verlegenheit eingetreten. Franz erschien nicht zur Arbeit, nicht zum Frühstück; er war nicht auf seiner Kammer, er war im ganzen Hause nicht zu finden. Da man seine Kleider nicht fand, dachte man, er sei ausgegangen; als er aber auch zum Mittagessen sich nicht einstellte, fing man an genauer zu untersuchen, und da zeigte sich, daß er alles an Wäsche, Kleidern und anderem Geräthe mitgenommen, was für eine längere Reise brauchbar und tragbar ist. Man fragte bei dem Oheim, der wollte nichts von ihm wissen; man wußte, daß er sonst in keinem Hause gewesen, konnte also auch keine weiteren Nachsuchungen anstellen. Die Mutter erhob große Klage und zugleich Anklage gegen den Meister, der durch seine Strenge und Unnachgiebigkeit den Jüngling so weit gebracht habe, daß er in der Verzweiflung fortgelaufen; der Vater blieb ruhig und erwiederte: „Ich weiß, daß ich es gut mit ihm meinte; und er konnte

es auch wissen. Ich habe nach meiner Ueberzeugung gehandelt und kann mir daher auch unangenehme Folgen gefallen lassen. Kann der Junge ohne den Segen des Vaters es besser bekommen als bei mir und glücklicher werden, so wünsche ich ihm Glück auf die Reise. Geht's ihm aber hinderlich, wie er's verdient hat, so wird er schon wieder die fette Waide seiner Heimath aufsuchen." — „Du redest wohl," schluchzte die Mutter; „aber wenn mein armer Sohn in Hunger und Elend umkommt, oder von bösen Menschen verführt und ruinirt wird, wie dann?" — „Nun, was den Hunger betrifft, so braucht Niemand zu verhungern, der sein Handwerk so gut versteht wie er und arbeiten mag; und die Verführung von bösen Menschen ist allerdings ein Unglück; aber wir haben das Unsrige gethan, ihn davor zu verwahren, und können deßhalb ruhig seyn."

Allein die Mutter war eben doch nicht ruhig, und auch der Vater selbst war's nicht in dem Grade, wie er es scheinen wollte. Man bemerkte, daß er den ganzen Tag unstät hin und her lief, bald in die Werkstätte, bald in die Wohnstube, und daß er an keiner Arbeit sitzen bleiben konnte, denn immer trieb ihn das Jammern und Wehklagen seiner Familie wieder hinüber, um ein trockenes, aber dennoch aus der Tiefe kommendes Wort der Beruhigung und des Trostes fallen zu lassen, z. B.: „Laß Gott sorgen, Ihm entläuft Keiner!" oder: „Er wird schon wieder kommen, wenn er's draußen genug hat," oder: „Er wird's nirgends besser finden, als er's bei mir gehabt" u. dgl. Sogar der leichtsinnige Oheim, als er den Jammer

im Hause seiner Schwester sah, bereute fast, daß er dem Jungen fortgeholfen, und ließ sich eine Zeit lang gar nicht mehr sehen, um nicht durch ihre Fragen in Verlegenheit zu kommen.

Inzwischen hatte Franz den Kummer um die Heimath bald vergessen, und wenn ihm zuweilen die Thränen einfielen, die seine Mutter über ihn weine, so schlug er sich das mit Gewalt aus dem Sinn, wie man eine Bremse hinwegschlägt, die sich auf dem Antlitz einer Eminenz oder auf der Eminenz eines Antlitzes festsetzen will. Im Genuß der Freiheit athmete er hoch auf, wie wenn er bisher in der heißen Luft der venetianischen Bleidächer geschmachtet hätte, und nun auf einmal die frische Seeluft am Leman oder am Zürchersee in vollen Zügen tränke. Die wechselnden Bilder am Wege, Städte, Dörfer, Wälder, Burgen, Landschaften — alles ergötzte ihn und machte seine Stimmung überaus fröhlich. So kam er nach Nürnberg, hielt Umschau und fand sogleich Arbeit bei einem geschickten Juwelier, wo er noch ein schönes Stück lernen konnte. Nach Hause schrieb er nicht, um seinen Aufenthaltsort nicht zu verrathen; nicht einmal seinem Oheim: denn wer bürgte dafür, ob dem gutmüthigen, leichtsinnigen Mann nicht einmal das Geheimniß herausplatzte! Aber wie es im Sprüchwort heißt:

Nichts ist so fein angesponnen,
Es kommt endlich an die Sonnen,

so ging es auch mit diesem Gespinnst, das noch dazu sich mit der Feinheit eines Spinnengewebes nicht vergleichen konnte. Eines Tages kam ein reisender Goldschmiedsgeselle, der Arbeit suchte, zu Meister Demmler, und wurde, da gerade eine Stelle offen war, sogleich eingestellt. Er hatte dem Meister gesagt, daß er von Nürnberg komme. Sobald der Meister Gelegenheit hatte, ihn allein zu sprechen, fragte er ihn: „Ist in Nürnberg kein Prager Goldschmied in Arbeit?“ — „O ja, bei Meister Hesp.“ — „Wie alt?“ — „Etwa achtzehen Jahre.“ — „Groß gewachsen?“ — „Ja, wohl an sechs Fuß.“ — „Wie heißt er?“ — „Das weiß ich nicht; man nennt ihn nur den Prager.“ — „Nun, schon gut, das ist mein Sohn. Aber haltet reinen Mund; Niemand im Hause oder sonst in der Stadt darf's erfahren, sonst schick' ich Euch gleich wieder fort.“ Damit gab ihm der Meister einen Thaler, den er als Schloß an den Mund legen sollte, sich selbst aber brauchte er kein solches Siegel aufzudrücken, denn er konnte schweigen wie eine gemalte Kanone. Seiner Hausfrau theilte er nichts von seiner Entdeckung mit; nur wenn sie auf's Neue anfing zu lamentiren, sprach er mit großer Zuversicht: „Sei nur ruhig, Franz ist gut aufgehoben.“ Inzwischen erkundigte er sich ganz im Stillen auf der Polizei, ob seinem Sohn ein Wanderbuch ausgestellt worden sei und durch wessen Vermittlung. Aber da brachte er nichts heraus, denn der Oheim hatte auch dergleichen Mundschlösser applicirt und den Schlüssel dazu in der Hand behalten. Hierauf schrieb Meister Demmler an den Juwelier Hesp in Nürnberg, er wisse, daß sein Sohn bei ihm

in Arbeit stehe, „und ob er gleich," so lautete es im Brief weiter, „hinter der Thüre Abschied genommen und sein Felleisen mit Ungehorsam zugeschnürt hat, so bin ich dennoch froh, daß er bei Ihnen, als einem mir wegen seiner Geschicklichkeit wohlbekannten Meister, ein Unterkommen gefunden, und bitte ich angelegentlich, unter Offerirung aller ersinnlichen Gegendienste, ein wachsam Aug' auf ihn zu haben, und wofern derselbe seinen Wanderstab weiter setzen wollte, mir in möglichster Schnelligkeit Nachricht davon zu geben, wie auch von des jungen Burschen ferneren Reiseplanen, maßen ich denselben nicht gern aus den Augen lasse. Bitte übrigens, wie natürlich, das alles in größtem Geheim zu halten 2c." — Franz war also beobachtet, ohne daß er es wußte, und hatte einen Strick am Arm, ohne ihn zu sehen.

Um diese Zeit war die französische Revolution ausgebrochen, und das Geschrei nach Freiheit und Gleichheit erschallte auch über den Rhein herüber nach Deutschland, wo es vielfachen Anklang fand. Wenn man diese Schreier in wilde Tauben hätte verwandeln können, wozu sie freilich nur wegen der Wildheit, nicht wegen der Taubennatur gepaßt hätten, so würde es ihnen an Freiheit und Gleichheit nicht gefehlt haben; sie hätten sich dann an die zahllosen Schwärme ihrer Kameraden in Nordamerika anschließen und die Guano-Lager in Peru bereichern können, was immer noch besser gewesen wäre als das Blutvergießen, das die nächste Frucht der Revolution war. Im Anfang je-

doch sah die Sache unschuldiger aus, und selbst nüchternere und reiflicher überlegende Männer in Deutschland ließen sich von dem blendenden Schein hinreißen, die Basiliskeneier für Taubeneier zu halten; es war daher nicht zu verwundern, daß jugendliche Brauseköpfe, in denen ohnehin die Lust nach Freiheit gährte, den Freiheitsbaum, der wie die Buschpalme in Südamerika rothe Mützen trug, als den Baum des Lebens ansahen, während er für so Viele nur zum Baum der Erkenntniß wurde, der Tod und Verderben bringt. Zu diesen Brauseköpfen gehörte auch Franz; und als er sich einmal eingebildet hatte, in Frankreich sei das goldene Zeitalter im Anbruch und er müsse als ein rechter Goldschmid auch an demselben arbeiten helfen, so konnte dem eigensinnigen Jüngling kein Mensch mehr seinen Vorsatz ausreden. Er schnürte sein Bündel, packte sein Erspartes zusammen, und eines schönen Morgens sahen ihn die Marktweiber, die nach Nürnberg wanderten, auf der staubigen Ansbacher Straße einherziehen, ein kleines Büchlein in der Hand, denn er wollte unterwegs geschwind Französisch lernen, um sich den Zeitgenossen des goldenen Zeitalters in Frankreich verständlich machen zu können. Von Stuttgart aus wollte er über den Schwarzwald nach Baden-Baden und sofort nach Straßburg. Auf diese Weise gelangte er zu dem Bildstöcklein, das ihn mit einem Namensbruder bekannt machte.

Als Franz an den Vicinalweg kam, der rechts in den Wald hineinführt, las er auf dem Wegweiser: „Nach Warmbrunn 1 Stunde.“ — „Ei,“ dachte er, „W a r m b r u n n, da muß ein Bad seyn so gut als

in Tepliz und Karlsbad; schade, daß der Weg nach Calw nicht dahin führt, da hätte ich heute noch ein Bad nehmen können, und das wäre in dieser großen Hitze eine sehr wünschenswerthe Erquickung." Mit diesen Worten zog er seine Landcharte heraus und sah, daß der Umweg über Warmbrunn nach Calw ganz unbedeutend sei. „Nun," sagte er bei sich selbst, „ob ich in Magstatt oder in Warmbrunn übernachte, das wird so ziemlich auf eins herauskommen, und weiter streckt's heute doch nicht. So geh' ich über Warmbrunn und kann mich doch noch im Bad erfrischen." — Gesagt, gethan, d. h. angefangen; denn zum Baden kam's heute nicht mehr, wie sich bald zeigen wird. Beim Frauenkreuz fand Franz einige reisende Handwerksbursche, die sich da ein wenig ausruhten. Sie wollten heute noch nach Stuttgart und waren eben im Aufbruch begriffen. Als aber Franz, den die durch kein Lüftchen gemilderte Hitze gewaltig drückte, seinen Bündel abwarf und sich auch am Fuß des Frauenkreuzes neben ihnen auf den grünen Rasen lagerte, dem die nahen Forchen Schatten verliehen, so blieben sie noch eine Weile. Die beiden Burschen kamen von ihrer Vaterstadt Weil und hatten heute ihre erste Wanderschaft angetreten. Franz, dem die blecherne Frauengestalt auf dem Knopf des Wegweisers aufgefallen war, fragte sie nach der Bedeutung derselben. Sie konnten aber keinen weitern Aufschluß geben, als daß man diesen Wegweiser das Frauenkreuz nenne und daß es bei demselben nicht ganz geheuer sei. Zur Bestätigung dessen erzählten sie einige Geistergeschichten, die unter dem Volk in der Umgegend eben so kursiren wie sonst

die abgeschätzten Coburger Sechser. Franz machte sich lustig darüber, denn er glaubte nicht an Geister, höchstens an die Freigeister; und zum Beweis, daß er sich nicht fürchte, blieb er, als die beiden aufbrachen, noch länger liegen, denn heiß war's immer noch, und nach Warmbrunn konnte er noch lange kommen. „Ei, so hab' ich jetzt doch vergessen, die Leute zu fragen, ob ich in Warmbrunn noch ein Bad bekommen werde!" rief er halblaut aus; aber es war zu spät. Er legte den Kopf auf sein Felleisen, nahm den Stock in seine rechte Hand und überließ sich seinen Gedanken an die goldene Freiheit, welche die Goldammern, die vor ihm auf den Bäumen umherhüpften, genießen; und über diesen Gedanken schlief er unvermerkt ein.

Er mochte eine Stunde oder etwas mehr geschlafen haben, als er aus der Ferne eine schöne Musik kommen hörte. Auch kam's ihm vor, als ob die Forchen sich in lauter Palmen verwandelt hätten, und durch die langen Gänge, welche diese riesenmäßigen Trabanten bildeten, nahten sich Lichter, die, als er sie in der Nähe betrachten konnte, von lebendigen goldenen Bildsäulen getragen wurden, und weder aus Wachskerzen noch aus Fackeln bestanden, sondern aus großen Lilien, deren weiße Blätter eine wunderbare Helle ausstrahlten. Zwei dieser wandelnden Bildsäulen ergriffen ihn unter dem Arm, führten ihn dreimal um das Frauenkreuz herum, und stellten ihn dann gegenüber von demselben auf, während sie selbst mit ihm einen Kreis um das Kreuz bildeten. Er konnte sich nicht genug wundern, daß ihn gar keine Angst anwandelte, während er doch sonst bei aller Freidenkerei nie eine Geister-

geschichte konnte erzählen hören, ohne daß ihm, wie man sagt, die Katze den Buckel hinaufkroch. Während er begierig wartete, was nun weiter geschehen würde, sah er auf einmal die Frau auf dem Kreuz zuerst in blauem, dann in röthlichem und zuletzt in weißem Lichte erglühen und immer größer werden, bis sie endlich von dem Kreuz herabstieg und in Lebensgröße dastand. Sie zog darauf das Kreuz, das nun auch anfing röthlich zu strahlen, aus dem Boden; es wurde in ihrer Hand immer kleiner, immer rothglühender, bis sie es als ein Rubinenkreuz sich an den Hals hängen konnte. Die goldenen Bildsäulen flochten aus ihren leuchtenden Lilien einen Kranz und setzten ihn der lichtstrahlenden Frau auf. Ihre Gestalt wurde immer heller, immer kolossaler, sie kam im̄er näher auf ihn zu; indem er vor ihr zurückweichen wollte, ergriff ihn eine der Bildsäulen hinter ihm am Ohr; und gerade als er sich mit angstgepreßtem Blick nach ihr umsehen wollte, erwachte er, denn die ganze Erscheinung war nur ein Traum gewesen. Unterdessen war Dämmerung eingetreten, und als Franz wieder ein wenig zum Bewußtseyn gelangte, sah er, daß ein rothhaariger stämmiger Bursche ihm sein Felleisen unter dem Kopf wegziehen wollte. Augenblicklich sprang er auf, holte mit seinem Stock aus, um ihm einen Streich zu versetzen, der Räuber aber ergriff den Stock, und wollte ihm denselben aus der Hand ziehen. Allein unglücklicherweise war in dem Stock ein Degen verborgen, der Räuber behielt die Scheide in der Hand und der Degen fuhr ihm unwillkürlich in die Brust, daß er alsbald den Athem verlor und zusammenstürzte. Alles

das war in viel kürzerer Zeit geschehen, als ich zum Erzählen brauchte; und nun denket euch den Schrecken, der den armen Franz befiel! Auf einmal hatte er alle Freiheit und Gleichheit, alle goldenen Zeitalter und Jakobinerbäume, alle Fürsten und Völker vergessen, und sein Entsetzen hätte nicht größer seyn können, wenn ihm selbst der Degen in den Leib gefahren wäre. Im ersten Augenblick kam ihm der Gedanke an schleunige Flucht, um so mehr, als er in der Ferne Menschenstimmen hörte; im zweiten hatte er bereits angefangen, ihn auszuführen. Er warf sein Bündel wieder auf den Rücken, ließ den Stock im Stich, ja wohl im Stich, und eilte auf dem Wege, den er gekommen, zurück nach der Landstraße, um den Weg nach Magstadt einzuschlagen und so dem Verdacht des Todtschlags auszuweichen. Wir verlassen ihn für eine Weile, und eilen schneller als er auf dem Telegraph der Phantasie nach Prag zurück, um zu sehen, was sich dort unterdessen begeben hat.

Sobald Herr Hesp in Nürnberg sich überzeugt hatte, daß Franz sich durch seine Vorstellungen von der Reise nach Frankreich so wenig abhalten lasse als ein Storch von seiner Wanderung nach dem Süden, wann seine Zeit gekommen ist, so schrieb er an den Meister Demmler in Prag, daß sein Sohn, durch die Revolutionsideen angesteckt, hartnäckig darauf beharre, nach Frankreich zu gehen und daß er den Weg über Stuttgart und Straßburg nehmen werde. Herr Demmler aber hatte sich unterdessen auch weitere Erkundigung

zu verschaffen gewußt. Auf seine Anfrage war ihm gemeldet worden, daß Franz ein regelmäßiges von der Prager Polizei ausgestelltes Wanderbuch besitze; und als geschickter Goldarbeiter verstand er auch einen goldenen Schlüssel zu machen, der das silberne Schloß vor dem Munde des Polizeibeamten öffnete. Nun kam's heraus, daß sein Schwager zu dem Betrug geholfen. Meister Demmler ließ sich aber nichts davon merken und dachte: „die Zeit wird schon kommen." Sie kam auch. So lange Franz in Nürnberg ruhig fortarbeitete, hatte sein Vater keine Besorgniß um ihn; als er aber von der Revolution hörte, die ihm, dem unbeschränkten Selbstherrscher, in den Tod zuwider war, und daß sein Sohn sich auch in diesen Strudel stürzen wolle, da hatten Ruhe und Geduld ein Ende, und es fragte sich nur, wie er dieses Vorhaben am sichersten vereiteln könne. Sein Schwager, der ein Kaufmann war, befand sich gerade auf der Frankfurter Messe; an diesen schrieb er jetzt einen Brief folgenden Inhalts:

„Mein lieber Schwager! Du hast immer mit mir über meine Erziehungsweise gestritten und gehadert; ich denke aber, an meinem Franz wird sie sich jetzo rechtfertigen. Doch in diesem Augenblick handelt sich's nicht sowohl darum, welcher von uns beiden Recht hat, sondern wie man ein weiteres Unglück verhüten kann. Du hast durch deine heimlichen Schliche meinem Franz aus dem Elternhause fortgeholfen, und ist es nun auch an Dir, deinen Fehler wieder gut zu machen, ehe er zu einer untilgbaren Schuld wird. Der Junge ist im Begriffe, nach Frankreich zu gehen und sich in den

Maelstrom der Revolution zu stürzen; und wie sehr auch unsere Ansichten darüber verschieden seyn mögen, so wirst Du leicht so viel einsehen, daß es für einen Mann von meinen Grundsätzen ein Gräuel ist, denken zu müssen, sein Sohn stecke in diesem feuerspeienden Höllenrachen. Ich kenne Paris von meiner Jugend her, diese verführerische Hexe. Sie ist toll, wenn sie nüchtern ist; was wird sie erst seyn im Rausch einer Empörung! Kurz, mein Sohn soll nicht hinein, wenn es möglich ist, ihn zurückzuhalten. Ich fordere Dich bei Allem, was Dir theuer ist, auf, das Deinige dabei zu thun. Am 16. September reist er von Nürnberg ab; wenn Du sogleich nach Ankunft dieses Briefs Dich mit Extrapost nach Stuttgart auf den Weg machst, kannst Du ihn dort noch erreichen. Wende alle Mittel an, um ihm Frankreich aus dem Kopf zu reden und ihn mit hieher zu bringen. Will er dann nach Wien oder Petersburg, so hab' ich nichts dagegen; aber nach Frankreich soll er nicht. Deine Reisekosten und etwaige Versäumniß werde ich mit Freuden ersetzen."

Als der Oheim diesen Brief erhielt, war er mitten in seinen Meßgeschäften; aber er ließ alles liegen und stehen, bestellte Extrapost und reiste in der größten Eile nach Stuttgart. Er erkundigte sich auf der Polizei, er fragte auf der Herberge. Dort erfuhr er, daß man dem jungen Franz Demmler sein Wanderbuch heute früh nach Calw visirt habe; hier, daß er vor wenigen Stunden nach Calw aufgebrochen sei. Der Oheim ließ sogleich wieder anspannen, und fuhr den Hasenberg hinauf Calw zu. Als er die Warm-

brunner Vicinalstraße ein Stück weit hinter sich hatte und eben um die Ecke bog, wo der Fußweg durch das Hölzerthal nach Magstatt führt, sah er vor sich her einen jungen Menschen mit einem Tornister mit starken Schritten wandeln und gerade in den Fußweg einlenken. Fünf Minuten später hätte er ihn vielleicht ganz verfehlt. „He, guter Freund!" rief er, „wollt Ihr nicht ein Stück weit mit mir fahren?" — Franz erschrack in die Seele hinein, als er sich anrufen hörte, wandte sich um, und da er in der Dämmerung seinen Oheim nicht erkannte, sagte er: „Ich danke, ich gehe recht gern zu Fuß." Allein der Oheim hatte ihn gleich an der Stimme erkannt, und schrie: „Komm' nur, Franz, komm' nur; ich bin's ja!" Da wurde dem armen Jüngling zu Muthe, wie dort den Jüngern, die sich vor einem Gespenst gefürchtet hatten und nun sahen, daß es ihr HErr und Meister war. Mit Einem Sprung war er bei dem Oheim in der Chaise, fiel ihm um den Hals und weinte. „Wo willst du denn hin?" fragte der Oheim. „Mit dir, Oheim," schluchzte er, „wo du hingehst." — „Nun, da hat's ja gar keine Noth," erwiederte der Oheim, „das hätt' ich nicht gedacht, daß ich meinen Auftrag so schnell ausführen würde. Postillon! rechts um nach Stuttgart!" Nachdem sich Franz ausgeweint hatte, wollte der Oheim examiniren; aber der Jüngling bat ihn: „Frage mich nichts, ich kann dir keine Auskunft geben. Eile nur, daß wir nach Hause kommen!" — „Schon gut; aber zuerst muß ich nach Frankfurt zurück und meine Meßgeschäfte vollends abmachen." — „Aber ich habe keinen Paß und mein Wanderbuch ist nach Calw visirt." —

„Thut nichts, du kannst unter dem Namen eines Bedienten mit mir reisen.“

In Stuttgart wurde gar kein Aufenthalt gemacht, nur schnell zu Nacht gespeist und dann sogleich mit frischen Postpferden weiter gefahren. Der Oheim, der nun schon die zweite Nacht durchreiste, schlief von einer Station zur andern, wie ein polnischer Bär im Dezember. Franz versuchte es auch, müd und erschöpft war er genug; aber auch so aufgeregt, daß er immer wieder von gräßlichen Traumbildern erschreckt wurde; und er war froh, als endlich der Tag anbrach. Der Oheim versuchte es noch einmal, aus dem Jüngling herauszubringen, warum er so geweint habe und wie es gekommen, daß er seinen Entschluß, nach Frankreich zu gehen, so schnell habe ändern können. Aber Franz bat ihn wiederholt, nicht ferner darnach zu fragen, denn es seien ganz besondere Umstände vorgefallen, die er ihm nicht entdecken dürfe. Er trieb beständig an dem Oheim, die Reise nach Prag sobald als möglich anzutreten, und diesem war selbst daran gelegen, denn absichtlich wollte er von dem glücklichen Erfolg seiner Reise nichts vorher melden, sondern die besorgten Eltern selbst überraschen. Wie froh war Franz, als sie die böhmische Grenze wieder erreicht hatten! Die böhmischen Dörfer waren für ihn keine böhmischen Dörfer; ihre seltsam klingenden Namen tönten wie süße Musik in seinen Ohren, und als er den Hradschin und die Wischehrad wieder erblickte und über die Moldaubrücke hinüber fuhr, die der heilige Nepomuk bewacht, da war's ihm zu Muthe wie dem Adonia, dem Sohne Hagith, als er die Hörner des Altars

ergriff. Der Oheim fuhr zuerst vor Meister Demmlers Hause an und eilte mit seinem Neffen hinauf in die Wohnstube. Franz hing am Halse seiner Mutter und weinte, die Geschwister weinten mit. Da trat der Vater herein. Auch sein hartes Herz brach zusammen, als Franz vor ihm auf die Kniee sank und mit thränenerstickter Stimme rief: „Vater, vergib mir!“ Der Oheim stand auf der Seite und sah in größtem Vergnügen zu, denn diese Freude der Eltern, ihren verlorenen Sohn wieder zu haben, war sein Werk.

Franz trat seine Stelle als Arbeitsgehilfe seines Vaters wieder an, wie wenn nichts geschehen wäre. Auch seinen Eltern, denen der Oheim nicht weiter erzählte, als er selbst wußte, erfuhren von der Ursache seiner plötzlichen Sinnesänderung nichts; der Mutter, welche ihn darüber fragte, erklärte er, er dürfe es nicht sagen; der Vater, der einsylbige, wortkarge, verschlossene Mann, fragte gar nicht, weil er eine abschlägige Antwort nicht ertragen konnte und doch den Frieden nicht sogleich wieder stören wollte. Er behandelte seinen Sohn milder als zuvor; er schien sogar geneigt, ihm allerlei Freiheit zu verstatten, wie sie auch die fremden Arbeiter in seiner Werkstätte genoßen; aber Franz zeigte durchaus kein Verlangen, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen; er blieb immer zu Hause, und ging nur aus, wenn die Familie ihn mitnahm; sonst war er still und traurig, wie wenn die Erinnerung an ein schweres Unglück auf ihm lastete; aber sein Eigensinn war gebrochen, er war mild und nachgiebig, daß man ihn um einen Finger hätte wickeln können wie einen frischen Grashalm. Diese Verän-

derung war seinen Eltern ein Räthsel; aber sie schätzten sich glücklich, ihn wieder zu haben, und beruhigten sich über die Ursache, welche diese Veränderung hervorgebracht haben mochte.

Wir müssen aber auf dem Strom der Zeit wieder ein Stück weit aufwärts fahren und noch einmal zum Frauenkreuz zurückkehren. Der rothhaarige Räuber, dem Franzens Stockdegen in's Herz gefahren war, lag in einer Ohnmacht da. Ein Bauer von Warmbrunn, der noch eine Ladung Reisach im Wald holen wollte, kam mit seinem Sohn und einem leeren Wagen wenige Minuten, nachdem Franz sich entfernt hatte, des Weges daher, und war nicht wenig erstaunt, einen Ermordeten am Fuße des Frauenkreuzes liegen zu sehen. Da er aber noch einiges Leben in dem Mann wahrnahm, zog er ihm den Degen aus der Wunde, verstopfte sie, so gut er konnte, mit frischem Gras, lud ihn auf den Wagen, nachdem er ihm ein weiches Lager von Moos zurecht gemacht, und führte ihn langsam nach Warmbrunn, wo er aber erst um zehn Uhr Abends ankam und dem Schultheißen sogleich die nöthige Anzeige machte. Dieser schickte alsbald einen Reitenden an den Oberamtsphysikus und an's Oberamt, und nach einigen Stunden erschien die Legalinspektions-Commission. Indessen aber war der Verwundete verschieden. Bei der Untersuchung ergab sich, daß zwei Handwerksbursche, die von einem Metzger als Weilerstädter Bürgerssöhne erkannt wurden, kurz vorher durch das Dorf gekommen und Stuttgart

zu gegangen seien. Der Oberamtmann schickte nun einen Boten mit dem Stockdegen und dem Untersuchungsprotokoll an das Stadtgericht in Stuttgart, und dieses fing sogleich seine Nachforschungen an. Woher der Ermordete, der auf ehrliche Weise begraben wurde, gebürtig, wo er wohnhaft gewesen, konnte auf keine Weise ermittelt werden.

An demselben Abend, da Franz mit seinem Oheim nach Stuttgart kam, aber eine Stunde früher als er, trafen auch die beiden jungen Weilerstädter in ihrer Herberge ein und probirten das erste Mal ein Nachtlager in der Fremde. Den andern Morgen machten sie ihre Besuche bei den Handwerksmeistern. Der ältere, ein Kupferschmid, nachdem er von dem Meister mit dem herkömmlichen Gruß dieses Gewerkes: „Land auf und ell?“ angeredet worden war und, wie sich's gehört, mit „Jell“ darauf geantwortet hatte, fragte ob er keine Arbeit bekommen könne. „Bei mir nicht,“ erwiederte der Meister; „aber gestern habe ich einen Brief bekommen von meinem Bruder in Heilbronn, der auch Kupferschmid ist, und der könnte einen Arbeiter brauchen.“ Sobald der junge Mensch das hörte, machte er sich auf und ging nach Heilbronn, noch ehe die Polizei nach ihm fragen konnte. Indessen ging sein Kamerad der Seifensieder, von einem Meister zum andern, unter strenger Beobachtung der Förmlichkeiten, welche das Herkommen bei diesem Handwerke vorschreibt. Drei Knöpfe am Rock mußten zu seyn, Stock und Hut in der linken Hand, im Hut Sack-

tuch oder Handschuhe; den Stock durfte er nicht auf dem Boden aufsetzen, sondern auf dem linken Stiefel. So fragte er: „Verzeihen Sie, sind Sie der Meister?"

M. Ich weiß nicht anders.

G. Erlauben der Herr Meister, ich möchte gern meine Schuldigkeit ablegen.

M. Laß gut seyn.

Dieß mußte wörtlich bei jedem Meister wiederholt werden. Als nun der junge Mensch bei dem vierten Meister seine Lektion hergesagt hatte, und dieser eben erwiederte: „Laß gut seyn!" so ging die Thüre auf und ein Polizeidiener trat mit den Worten herein: „Vor der Hand noch nicht; ich muß ihn arretiren." Der Meister erschrack und der Geselle noch viel mehr, obgleich er sich keines Verbrechens bewußt war. Weil aber ein Seifensiedergeselle nicht gleich vor Schrecken in Ohnmacht fällt wie eine zarte Dame, der man mit Riechfläschchen beispringen muß, so konnte der junge Bursche noch auf eigenen Füßen mit dem Polizeidiener auf's Stadtgericht gehen. Man zeigte ihm den Stockdegen oder vielmehr den Degenstock, mit der Frage, ob er nicht ihm gehöre. Der Seifensieder aber konnte durch seinen eigenen Knotenstock, auf dem sein Name, und zwar nicht erst seit gestern, eingegraben war, beweisen, daß er den Degenstock nicht geführt haben könne, sagte aber, er habe diesen Stock allerdings gestern Abend in der Hand eines jungen Goldarbeiters gesehen, der aus Prag gebürtig sei und nach Frankreich gehe. Diese Aussage wurde vor der Hand zu Protokoll genommen und der Seifensieder einstweilen in Verhaft gebracht, bis auch der Kupferschmied

wieder herbeigebracht war. Seine Aussagen stimmten mit denen seines Kameraden vollkommen überein, und nach mehrwöchentlicher Untersuchung wurden endlich beide für unschuldig erkannt und freigelassen. Der Kupferschmied ging wieder nach Heilbronn, wo seine Stelle unterdessen offen geblieben war; der Seifensieder aber setzte seinen Knotenstock weiter nach Osten, und kam Arbeit suchend von einer Stadt zur andern, wie Diogenes, der Menschen suchte und keine fand, außer in dem Spiegel, wo er seine hohle Hand füllte.

Wie viel gäbe oft ein Pilger durch das Jammerthal der Erde darum (wenn er's nämlich hätte), eine Stunde oder einen Tag oder einen Monat oder ein Jahr, wo es ihm besonders gedrang geht, überspringen zu dürfen! Dieses Vorrechts darf aber der Erzähler in reichem Maaß sich bedienen und thut es auch, wie figura zeigt. Denn wir überspringen jetzt eine Zeit von vier Jahren und setzen unsern Fuß wieder nieder an den Zaun eines öffentlichen Gartens bei Prag, um zu sehen, was darin vorgeht. Franz hat unterdessen seinen Vater durch den Tod verloren und führt nun das Geschäft auf eigene Rechnung als Meister. Er ist aber immer noch niedergeschlagen und trüb gestimmt, denn der Gedanke verfolgt ihn fortwährend, daß er, wiewohl unschuldig, den plötzlichen Tod eines seiner Mitmenschen verursacht habe. Unterdessen hat auch die französische Revolution alle ihre Sodomsäpfel zur Reife gebracht; was früher wie eine Bella donna (schöne Dame) ausgesehen, das ist zur

Tollkirsche geworden, und Franz hat sich seitdem oft zugerufen: „O wie bin ich so thöricht gewesen, daß „ich mich durch einen unsinnigen Freiheitskitzel verlei„ten ließ, mein väterliches Haus zu verlassen! Wäre „ich zu Hause geblieben, und hätte mich in die strenge „Zucht meines Vaters gefügt, die doch gut gemeint „war, so würde ich nicht in dieses Unglück gerathen „seyn, das mich unterdessen beunruhigt.“ — An diesem Abend hat Franz einen Gang in's Freie gemacht und will jetzt eben nach Hause zurückkehren. Es ist späte Dämmerung eines Septemberabends, und in dem Garten sitzen einige Handwerksgesellen, die zum Theil zu viel getrunken haben, in lautem Hader. Es geht über einen Schwaben los, der allein gegen alle sich zu wehren hat, aber ihren spöttischen und zornigen Reden keine Gegenrede schuldig bleibt. Besonders erbost über ihn ist ein Italiener. „Was willst nur du sagen,“ ruft der Schwabe, „ihr Wälsche seid ja ohnehin alle Lumpen!“ — „Was sagst du?“ erwiedert giftig der Italiener, zieht sein Messer, und will es eben dem Schwaben in die Seite stoßen, während Franz die Stelle erreicht hat. Mit Einem Sprung, so leichtfüßig wie eine Gazelle, ist dieser über dem Zaune und fällt dem Wälschen in den Arm, so daß der Schwabe von dem Messer, das seiner Richtung nach unfehlbar einen tödtlichen Stoß geführt haben würde, blos leicht geritzt wird. Indessen kommen auch andere verspätete Gäste herbei, reißen die Streitenden auseinander, und Franz nimmt den Schwaben mit nach Hause, um ihn dem Groll seiner Gegner zu entziehen. Unterwegs erlaubt ihm die große Aufregung, welche durch die

Erinnerung an sein eigenes Unglück nur noch heftiger geworden war, nicht, viel zu sprechen; er fragt nur mehrmals: „Seid Ihr gewiß nicht gefährlich verwundet?" und der Schwabe versichert ihn, wiewohl das Blut fortwährend ein wenig aus der Wunde rinne so sei sie doch nicht bedeutend. Er führt ihn in sein Haus, läßt einen Wundarzt kommen, der die beruhigendsten Versicherungen gibt, und nachdem die Wunde verbunden ist, fragt er ihn: „Wo seid Ihr her?" — „Ich bin aus der Reichsstadt Weil in Schwaben." Welches Handwerks?

„Ein Seifensieder."

Wie lange seid Ihr von Hause weg?

„Vier Jahre."

Erinnert Ihr Euch nicht eines jungen Goldarbeiters, der unter dem Frauenkreuz eines Abends bei Euch im Grase lag?

„Ja wohl, und ich denke, Sie sind's gewesen. Auf einmal geht mir ein Licht auf, daß ich mich Ihrer Züge wieder erinnere."

Allerdings bin ich's gewesen. Habt Ihr nicht von einem Todtschlag gehört, der an jenem Abend unter dem Frauenkreuz begangen wurde?

„Wohl, und ich gestehe es, daß ich und Andere Sie und keinen Andern für den Thäter gehalten, mußte auch selbst wegen des ungerechten Verdachts, der auf mich und meinen Kameraden fiel, mehrere Wochen lang in Haft bleiben."

Wo ist Euer Kamerad jetzt?

„Ich habe nie wieder von ihm gehört."

Franz gab dem Seifensieder die nöthige Aufklä-

rung über die Geschichte und setzte hinzu: „Ich sehe nun wohl ein, daß ich in Eurer Schuld bin, und es freut mich, daß ich im Stande bin, Euch einigermaßen Ersatz zu leisten.“ Der Seifensieder meinte zwar diese Schuld sei ja durch die Lebensrettung, welche er ihm verdanke, reichlich aufgewogen; allein Franz erwiederte: „Das kommt auf eine andere Rechnung. Ich habe, wenn gleich wider meinen Willen, einen Menschen um's Leben gebracht, und zur Beruhigung meines Gemüths wird mir das Bewußtseyn dienen, daß ich mit entschiedenem Willen einem andern Menschen das Leben retten durfte. Ich danke Gott dafür, daß er mir diese Gelegenheit gemacht hat; aber gegen Euch habe ich noch eine besondere Schuld abzutragen. — „Wie lange seid Ihr schon hier?“ — „Erst einige Wochen,“ erwiederte der Seifensieder; „vorher habe ich in Nürnberg und Dresden gearbeitet.“ — „Es ist nicht rathsam,“ fuhr Franz fort, „daß Ihr länger hier bleibet, denn die Italiener sind rachsüchtig, und Ihr wäret hier Eures Lebens nicht sicher. Morgen vor Tagesanbruch müßt Ihr die Stadt verlassen, da es der Zustand Eurer Wunde erlaubt. Ich werde Euch begleiten und dafür sorgen, daß Euch Euer Wanderbuch an die Grenze nachgeschickt wird.“ Mit diesen Worten brachte Franz den Verwundeten zu Bette.

Am andern Morgen mit dem ersten Tagesgrauen weckte er ihn wieder, brachte ihn aus der Stadt, gab ihm den Weg an, den er nehmen sollte, ermahnte ihn, solche Gesellschaften, wie er ihn gestern Abend in einer gefunden, zu meiden, und drückte ihm beim Abschied eine Rolle mit 300 Dukaten in die Hand.

Der Seifensieder, der nur an Silbergeld dachte, dankte ihm herzlich für dieses Reisegeld, war aber, als er im ersten Nachtlager heimlich die Rolle öffnete, um das Geld zu überzählen, sehr erstaunt, lauter Gold darin zu finden. Er befolgte die gutgemeinte Ermahnung, ließ sich das Jahr darauf in einem österreichischen Städtchen häuslich nieder und ist ein braver Mann geworden.

Und noch einmal kehren wir zum Frauenkreuz zurück. Im September 1827 fuhr ich mit meinem Nachbar Niederdörfer nach Stuttgart. Als wir am Frauenkreuz vorüberkamen, erzählte er mir die Geschichte von dem Veit Demmler und die Geistergeschichten, die von der Umgebung dieses Frauenkreuzes im Schwang gehen. Es war ein heißer Tag. Bald darauf lehnte ich mich in meiner Chaise zurück, und schlief ein, und da hat mir diese ganze wunderliche Geschichte geträumt. Das Frauenkreuz steht zwar noch, und das Bildstöcklein auch; aber die Geschichte von dem Franz Demmler aus Prag ist ein bloser Traum gewesen. Wie es einem doch so seltsam träumen kann!

5.

Die Wachsfigur.

Wenn du, lieber Leser, am 25. Mai 1793 gegen Mittag auf der Straße gestanden wärest, die von Dietfurt nach Schwabach und Nürnberg führt, so würdest du ohne Zweifel einen Reisewagen nicht übersehen haben, der mit Postpferden auf dem damals ziemlich schlechten Wege dahinfuhr, und eben so wenig den Mann, der darin saß und der durch seine ganze Gestalt wie durch sein freundlich ernstes Gesicht jedem Begegnenden auffallen mußte. Dieser Mann war der Pfarrer Johann Caspar Lavater aus Zürich, der in Gesellschaft seiner Tochter Nette auf seiner Reise nach Kopenhagen in jener Stunde des Weges kam. Er hatte zwar nur erst eine halbe Stunde vorher etwas Himbeeressig zu sich genommen; aber sein Gesicht sah doch keineswegs so sauer aus wie das deinige, wenn dir der Lehrer sagt, deine Ausarbeitung sei gänzlich mißlungen und du müssest gerade wieder von vorn anfangen. Er war eben durch Schambach gekommen, ein artiges Dörfchen mit kleinen Häusern und platten Dächern, und fuhr jetzt nach eilf Uhr durch Dettenheim, wo ein schönes Landgut seine Aufmerksamkeit erregte. Mit seiner eigenthümlichen Freundlichkeit fragte er einen Knaben, der so müßig am Zaune stand

wie ein steinerner Nepomuk auf der Brücke, nach dem Besitzer des Landguts, und fuhr, als er das erkundet, treuherzig dankend weiter. Der Knabe aber war von dem Anblick des leutseligen Gesichts so erschreckt worden, wie wenn der Nepomuk auf der Brücke von Kehlheim sich vor ihm verneigt und zu ihm herabgestiegen wäre, aber doch nicht so sehr wie der Herzog Ludwig IV. von Baiern, der auf dieser Brücke von einem Unbekannten angefallen und ermordet wurde. Es war bei Ruprecht — so hieß der Knabe — der Schreck mit Freude vermischt wie bei den Juden, die den Jüngling zu Nain wieder lebendig werden sahen, und er wurde im ersten Augenblick so weiß wie das Leintuch, in das Jener gehüllt gewesen; im nächsten aber so roth, wie ein steinernes Marienbild werden würde, wenn es sich schämen könnte der unverdienten Ehre, die ihm widerfährt. Einige Sekunden lang stand er, mit großen Augen und offenem Munde dem Gefährt nachsehend, unentschlossen da; dann machte er sich hurtig auf die Beine und lief demselben nach, gleich einem Straßenbettler, der von jedem Vorüberreisenden den gebührenden Tribut zu erheben pflegt. Ruprecht aber wollte nicht betteln, das sieht man ihm schon an den Kleidern an; er hatte etwas Anderes im Sinn.

Während er eifrig dem dahinrollenden Reisewagen nachrennt, habe ich Zeit genug, euch das Räthselhafte dieses Auftritts zu erklären. Wenige Wochen vorher hatte ein Herr Weber aus Berlin Lavaters lebensgroßes Bild, das ohne dessen Wissen in Wachs bossirt worden war, in dieser Gegend zur Schau umherge-

führt, und war damit auch in die kleine Reichsstadt Weißenburg gekommen, wo Ruprecht zur Schule ging. Als dieser Abends von der Schule nach Hause kam, bat er seine Eltern um Erlaubniß, am folgenden Tage das Bild, das gegen einen geringen Eintrittspreis zu sehen war, auch besuchen zu dürfen; und sie ertheilten ihm nicht nur die Bewilligung, sondern gingen, weil es gerade Sonntag war, selbst mit ihm, da sie von dem merkwürdigen Manne schon so Manches gehört hatten. Ruprechts Vater, der Verwalter des Landguts, das Lavaters Aufmerksamkeit auf sich zog, mußte gleich darauf eine Reise nach Nürnberg machen, und kaufte sich dort, veranlaßt durch den Eindruck des wächsernen Bildes, einige Schriften von Lavater, denn er las gern etwas Gutes und seine Frau auch. Jeden Abend wurde nun im häuslichen Kreise in diesen Schriften gelesen und darüber gesprochen, und Ruprecht, dessen lebhafte Phantasie besonders durch die Schweizerlieder angesprochen wurde, konnte den Eindruck, den das Bild — auch aus einem andern Grunde, den ich später anführen werde — auf ihn gemacht hatte, nicht mehr los werden. Hast du etwa, lieber Leser, schon ein Wachsfigurenkabinet gesehen, so denke dir einmal, wie dir's wohl zu Muthe gewesen wäre, wenn plötzlich eine dieser Figuren ihre Stelle verlassen und mit ausgestreckter Hand auf dich zugekommen wäre. Aehnlich war die Empfindung Ruprechts, als er das wächserne Bild, mit dem seine Einbildungskraft in den letzten Wochen so viel umgegangen, auf einmal lebendig in dem Reisewagen sitzen sah und von demselben angeredet wurde. Ich weiß nicht, ob du den

Muth hättest, in einem solchen Wachsfigurenkabinet allein eine Nacht zuzubringen, obgleich dir dein Verstand sagen müßte, daß sie dich in deiner sanften Nachtruhe nicht stören könnten. Der erste Eindruck war daher auch bei dem dreizehnjährigen Ruprecht ein gewisses schreckhaftes Grauen, das aber gleich im nächsten Augenblick der Freude Platz machte, den merkwürdigen Mann nun wirklich und leibhaftig gesehen zu haben. Aber dieser Genuß war doch gar zu kurz und vorübergehend gewesen, und als die erste Ueberraschung vorbei war, hatte sich auch gleich in dem lebhaften Knaben der Entschluß gebildet, den Reisenden nachzueilen, denn er zweifelte gar nicht, daß sie sich in Weißenburg wenigstens eine kurze Zeit aufhalten und ihm Gelegenheit machen würden, den vielbesprochenen Mann ein wenig genauer zu betrachten.

Nun wollen wir uns auch hintennach auf den Weg machen; wir werden die Eilenden bald eingeholt haben. Dort seht ihr schon die kleine kaiserliche Reichsstadt Weißenburg mit ihren vielen kurzen Thürmlein, in der schönen, fruchtbaren Gegend, am Fuße der hohen Bergfeste Wülzburg, die einen 500 F. tiefen Brunnen hat. Ruprecht hat sich ohne Erlaubniß und unbemerkt hinten auf den Wagen gesetzt, springt aber vor dem Weißenburger Thor wieder herunter, wie ein Eichhörnchen, wenn es auf einem Fichtenast sitzt, den ein Holzdieb gerade abhauen will. Durch die Stadt geht er langsam hinter dem Wagen drein, der bei der unvollkommenen Beschaffenheit des Straßenpflasters eine langsame Bewegung auch heilsamer findet, und hofft bei jedem Wirthshaus, der

Postillon werde endlich einmal Oh! sagen. Aber der fährt unbekümmert an allen den ausgestreckten Armen, die wie Polypenarme die Vorbeigehenden einfangen wollen, vorbei und auf der andern Seite wieder zum Thor hinaus. Manche von den neugierigen Gesichtern, die in den Wagen hineinblickten, erschraken in der Erinnerung an das kurz zuvor gesehene Wachsbild; aber Keines war so keck, Halt! zu rufen, und der Neugierde eine vollere Befriedigung zu verschaffen. Jenseits der Stadt, als Ruprecht merkte, daß an kein Anhalten zu denken sei, überlegte er, ob er umkehren oder weiter gehen solle. Es war halb zwölf Uhr; seine Eltern mußten ihn beim Mittagessen erwarten und unruhig werden, wenn er nicht kam. Allein er hoffte alle Vorwürfe abzuwenden, wenn er sagen könnte, er habe den vortrefflichen Mann gesehen, den sie so hoch schätzten. Zudem war es Sonnabend, wo er keine Schule versäumte; und länger als bis Pleinfeld, wo eine Poststation war, konnte man ja doch das Umspannen nicht anstehen lassen. Der kecke Junge beschloß daher, sich abermals als blinder Passagier hinten auf die Kutsche zu setzen und mit ihr noch ein Stückchen weiter in die Welt hineinzufahren, gleich einem Seeraben, der sich auf der Raae eines Kauffahrteischiffes niederläßt. So ging's denn durch eine schöne, lange Allee nach dem artigen Marktflecken Ellingen, und von da nach Pleinfeld, wo sie ein Viertel vor ein Uhr anlangten. Lavater und seine Tochter stiegen aus und gingen in das Posthaus hinein, wo sie sich einen Eierkuchen und ein Glas Wein geben ließen und dann einige Briefe schrieben. Das Zimmer war

zu ebener Erde, und Ruprecht konnte durch das Fenster hineinsehen, ohne von innen bemerkt zu werden. Ich will nicht behaupten, daß sich ihm bei dem Anblick der Speisen der natürliche Trieb der Selbsterhaltung nicht bemerkbar gemacht habe: er war hungrig wie alle jungen Leute, die über den Mittag hinaus vertröstet werden und denen an der Fastenzeit gar nichts gefällt als die Fastenspeisen. Aber seine Begierde, den seltenen Mann vor ihm genauer kennen zu lernen, hielt seiner Eßlust wenigstens das Gleichgewicht; und wenn jener Strumpfstricker in der theuren Zeit, so oft der Magen knurrte, den Bauchriemen um ein Loch kürzer schnallte, so brauchte Ruprecht nicht einmal einen Riemen, denn die Angst, bemerkt und angeredet zu werden, versah den Dienst vollkommen. Freilich hätte er es für ein noch größeres Glück gehalten, wenn er mit dem verehrten Manne auch ein Gespräch hätte anknüpfen können; aber wie durfte er einen solchen Gedanken wagen! Sein Bild wollte er sich lebhaft einprägen, und sobald Lavater aufbräche, unbemerkt wieder zurückgehen, wie er gekommen war. Ohne Zweifel eine gar zu große Bescheidenheit. Denn wenn du in ein Gewächshaus kämest, wo eine Menge schöner und reicher Apfelsinen an den Bäumen hienge, und du wolltest dich mit dem blosen Anschauen begnügen, so wäre das allerdings eine feine Zucht; aber unbescheiden wär's gerade auch nicht, zu fragen, wie denn die Apfelsinen schmecken und dadurch dem Gärtner Gelegenheit zu einer Erklärung zu geben, ob er dich eine solche Frucht versuchen lassen will oder nicht. Wer weiß, ob nicht der Knabe, wenn er sich wenig-

stens vor Lavater hätte sehen lassen, ein Gedenkwort von ihm bekommen hätte, das ihm zu einem tiefen, bleibenden Eindruck werden, einige Saatkörner, die später einmal zu schöner Frucht reifen würden! Er hätte es wohl brauchen können.

Um zwei Uhr fuhr Lavater weiter, und Ruprecht hatte ihn nun zum letzten Mal gesehen. Weil's ihm aber, wie den jungen Eitelheimern in der Kirche, wirklich mehr um's Sehen als um's Hören zu thun war, so konnte er schon zufrieden seyn, denn er hatte seinen Zweck erreicht; und er ging auch in der That fröhlich nach Hause. Seine Eltern hatten mit Besorgniß ihren einzigen Sohn gesucht, und waren auch durch seine begeisterte Erzählung keineswegs so leicht zufriedenzustellen, wie Ruprecht erwartet hatte. „Jedenfalls," meinte der Vater, „hättest du können dein Vor„haben zuvor anzeigen, um uns diese Unruhe zu er„sparen: den Wagen hättest du auf dem schlechten „Weg doch noch einholen können. Uebrigens war es „nicht der Mühe werth, einen so weiten Weg zu ma„chen, wenn du nichts wolltest als den Mann sehen, „denn gesehen hattest du ihn ja hier schon. Ja, wenn „du etwa ein Gespräch mit ihm angefangen und ihn „um seine Belehrung und um seinen Segen gebeten „hättest, dann ließe sich's noch eher entschuldigen; aber „zwei Stunden weit nach einem Gesundbrunnen lau„fen und blos sehen, wie das Wasser gefaßt ist, ohne „davon zu trinken, ist das auch Verstand?" — Indessen nachdem der Unwille, durch den man sich gewöhnlich für die ausgestandene Angst schadlos zu halten sucht, gelegt hatte, trat die Neugierde der Eltern

auch in ihre Rechte ein, und sie hatten nun allerlei Fragen an Ruprecht über die Gestalt, das Benehmen, die Stimme, die Sprache des Mannes, der schon zum zweiten Mal eine Bewegung in ihre einfache Alltäglichkeit gebracht hatte. Ruprecht beantwortete die Fragen, so gut er konnte; und ich darf ihm das Zeugniß geben, daß er es in aller Gutmüthigkeit that, ohne im Stillen zu denken: warum zanket ihr denn mit mir, wenn ihr doch eben so neugierig seid wie ich?

Um aber die Wahrheit ganz zu sagen, muß ich hinzufügen, daß er vielleicht zum Theil auch deßhalb sich so leicht beschwichtigen ließ, weil etwas Besonderes seine Gedanken in Beschlag genommen und seine Aufmerksamkeit gegen alles Uebrige abgestumpft hatte. So läßt sich Einer, der im Begriff ist, eine große Seereise anzutreten, um eine Erbschaft zu holen, leicht bereitwillig finden, in den kleinen häuslichen Angelegenheiten, die vorher noch geordnet werden müssen, Nachgiebigkeit zu beweisen. Und Ruprecht war in seinen Gedanken fast eben so glücklich wie Jener, der ein reiches Erbe in Besitz nehmen will. Um euch aber das zu verdeutlichen, muß ich ein wenig weiter ausholen.

Von früher Kindheit an zeigte Ruprecht eine Vorneigung zur Bildnerei, und er hatte diese Frühzeitigkeit, die auf eine frühe Zeitigkeit schließen läßt, mit manchen talentvollen Männern gemein. Der Kenner sieht es einem kaum erst angelegten historischen Gemälde schon an, ob etwas Rechtes daraus werden will. Manchmal aber macht auch ein lustig

aufgewachsener Reinettenbaum mitten in seinem Wachsthum einen Stillstand, und mißräth doch noch. Schon in seinem dritten oder vierten Jahre hatte Ruprecht angefangen, kleine Vögelein aus Thon zu kneten; und in Ermanglung eines tauglicheren Stoffes nahm er dazu vom nächsten besten Ackerleimen, womit er sich dann Hände und Kleider beschmutzte, ohne daß dieß, wie bei'm Schornsteinfeger und Blaufärber, seines Amtes gewesen wäre. Die Mutter untersagte es ihm, als sie den Jungen, so schmutzig wie ein Gassenkehrbesen bei Regenwetter, zur Stube hereinkommen sah. Er aber meinte in seinem vollen Recht zu seyn, denn der Heiland habe ja auch als Knabe Vögelein aus Thon gemacht. Die Mutter wollte die Instanz nicht gelten lassen, und behauptete, das sei eine fabelhafte Sage. Als nun der Vater nach Hause kam, lief der kleine Ruprecht wehmüthig auf ihn zu, und beklagte sich, die Mutter wolle nicht zugeben, daß der Heiland auch Vögelein aus Thon gemacht habe, und es sei doch wahr: nur das sei nicht wahr, daß sie dann davongeflogen seien, wenn er in die Hände geklatscht habe. Der Vater schlichtete den Streit als oberster Friedensrichter, und erklärte dem jungen Töpfermeister, wenn auch der Knabe Jesus sich mit solchen Arbeiten abgegeben, so habe er sich jedenfalls dabei nicht so schmutzig gemacht. Dabei blieb's aber nicht. Der Vater, ein verständiger Mann, wollte den Trieb nicht gerade unterdrücken, sondern ihm zur Entwicklung helfen, und sorgte dafür, daß Ruprecht von dem Töpfer bessere Thonerde bekam, mit der er nun nach Herzenslust handiren konnte, und die er mit eben

so großer Fertigkeit handhabte als Canova seinen carrarischen Marmor. Aber wie nun im Winter? Da war's im Freien zu kalt für den Knaben und für die Erde. Jenen fror es und diese war gefroren; und die Reinlichkeit liebende Mutter konnte nicht zugeben, daß der junge Bildner sein Atelier in der warmen Stube aufschlug. Der Schnee war zwar eine bildsame Masse; aber nur, wenn's welchen gab; und auch dann nur so lange, bis Thauwetter einfiel. Ruprechts erfindsamer Kopf fand bald einen Ausweg. Sein Vater hatte eine starke Bienenzucht und konnte an den Wachslichterfabrikanten in Regensburg jährlich eine ziemliche Partie Wachs verkaufen. Der Junge war bald dahinter gekommen, und meinte, ob in dem Dom zu Regensburg ein Wachslicht mehr oder weniger brenne, das sei ja einerlei, und die Bienen dürften wohl auch ein wenig für ihn arbeiten, sie hätten ja auch aus seinen eigenen Blumen in seiner Rabatte Honig und Wachs geholt. Seine Bitte fand keine Schwierigkeit; und als Ruprecht einmal nähere Bekanntschaft mit dem Wachs gemacht hatte, zog er es den Lettenarbeiten vor, und blieb auch im Sommer dabei. Er machte aus Wachs allerlei kleine Figuren, und wußte sich auch Farbe zu verschaffen, um ihnen den Anstrich der Lebendigkeit zu verleihen. Unermüdlicher Fleiß und fortgesetzte Uebung setzten ihn in den Stand, recht artige Arbeiten zu verfertigen; und auch als er einmal angefangen hatte, die Schule in Weißenburg zu besuchen, kehrte er doch in seinen Freistunden immer wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung zurück.

Nun denke dir einmal, lieber Leser, wenn du kannst, einen jungen Anfänger in der Malerei, der zum ersten Mal die Pinakothek in München betritt und da die Meisterwerke aus den verschiedenen Malerschulen anstaunt, oder einen jungen Schulseminaristen, der einen Abbé Vogler Orgel spielen hört: beide stehen sie da mit offenem Munde, als ob jener mit den Augen nicht genug sehen, dieser mit den Ohren nicht genug hören könnte, oder als ob jener alle Gemälde, dieser alle Dur- und Moll-Töne verschlingen wollte. Gerade so ein neuseeländisches Kannibalengesicht machte Ruprecht gegen den wächsernen Lavater, die erste schöne Arbeit in Wachs, die ihm vor die Augen kam. Er hätte mögen eine recht große Biene seyn, um all' dieses Wachs in seine Zelle zu tragen; und weit entfernt, sich durch die Vergleichung dieses Meisterwerks mit seinen Stümperarbeiten muthlos machen zu lassen, wurde er dadurch nur noch mehr angefeuert, in seiner Kunst immer mehr Fertigkeit sich zu erwerben. So tiefsinnig wie Newton, als er die Differentialrechnung ausdachte, ging nun Ruprecht von Stund an umher, nur mit einem großen Gedanken beschäftigt, nämlich: wie er es anzugreifen habe, um eine Copie des bewunderten Bildes zu Stande zu bringen. Freilich konnte es ihm nicht einfallen, sie auch in Lebensgröße machen zu wollen; nur ein Miniaturbild von 8—10 Zoll Höhe lag in seinem Plan; aber das war um so schwieriger, und ob er sich gleich die Züge des Gesichts recht lebhaft eingeprägt hatte, fehlte es doch immer bei der Ausführung. Schon hatte er einige mißrathene Versuche

gemacht, als ihm das unerwartete Glück zu Theil wurde, das Original des Originals selbst zu sehen. Du wirst dich nun nicht mehr verwundern, lieber Leser, daß dieser Anblick das Blut in seinen Adern lebhafter herumjagte und sein Herz eine Zeit lang klopfte wie die Stämpfel in einer Oelmühle; und eben so wenig darüber, daß er den Reisenden nachlief und nachfuhr bis zur nächsten Poststation: denn es mußte ihm ja Alles daran gelegen seyn, diese Gelegenheit nicht unbenützt vorüberzulassen. Oder meinet ihr, jungen Leuten seien ihre kleinen Angelegenheiten nicht eben so wichtig wie Erwachsenen ihre großen, die oft, bei'm rechten Licht betrachtet, eben so wohl Kindereien sind —? Ruprecht war in einem rechten Amtseifer, alle Züge des Lebendigen mit denen des wächsernen Doppelgängers genau zu vergleichen, gleichwie ein Polizeispion an seinem Signalement eines entlaufenen gefährlichen Menschen die Lineamente eines Mannes prüft, der in aller Unschuld seine Halbmaaß Bier in der Ecke des Gastzimmer's zu sich nimmt. Alle möglichen Arten von Diebstahl sind in den Polizeigesetzen verpönt; aber das Verbot, einem Menschen sein Gesicht zu stehlen, habe ich nirgends gefunden; und doch hat er darauf so gewiß ein Recht wie auf seinen Geldbeutel, wenn auch eins so leer wäre wie das andere. Ich weiß Einen, der bei einem solchen Gesetz übel wegkäme, denn er hat schon manchem ehrlichen Mann heimlich sein Gesicht gestohlen und in seine Brieftasche hineingelegt, ohne daß derselbe auch nur das Mindeste davon ahnete. Vielleicht kam Ruprechts ängstliche Sorge, sich vor Lavater zu verbergen, auch ein wenig

mit davon her, daß jenes Verbot, das in keinem Polizeigesetz steht, wenigstens in seinem Gewissen stand; ich weiß es nicht.

Kaum war Ruprecht wieder zu Hause angekommen, so ging er mit neuem Eifer hinter seine Arbeit; und da es ihm nicht glücken wollte, ein Bild in ganzer Figur zu Stande zu bringen, so wollte er es wenigstens mit einem Brustbild in halb erhabener Arbeit (Basrelief) versuchen. Das ging besser. In einigen Wochen war das Bild fertig, die Eltern fanden es ziemlich gut getroffen, es wurde in Glas und Rahmen gefaßt und an die Wand gehängt. Raphael kann seine „Verklärung" nicht mit mehr Stolz und Selbstgefälligkeit betrachtet haben als Ruprecht seinen Lavater, der übrigens bekanntlich ein so ausgezeichnetes Profil hatte, daß ihn jeder Pfuscher erkennbar auf eine Schnupftabaksdose malen konnte, so gut als den Doktor Luther oder Friedrich II. von Preußen. —

Nachdem Ruprecht das vierzehnte Jahr erreicht hatte, sollte er die Schule verlassen und ein Gewerbe erlernen, das seinen Mann nährt. Die Mutter war der Meinung, ein Handwerk habe einen goldnen Boden, und wär's auch das Tischlerhandwerk, das nur mit hölzernen zu thun hat. Der Vater aber dachte, es wäre doch Schade, wenn die so deutlich ausgesprochene Neigung zur bildenden Kunst, die doch auch von einigem Talent begleitet zu seyn schien, unter Hobelspänen ersticken sollte. Seine Vermögensumstände waren zu beschränkt, um den hochstrebenden Sohn nach dessen Wunsch einem Bildhauer in die Lehre zu geben, und die mit diesem Beruf, wenn man es zu etwas

Rechtem bringen will, nothwendig verknüpften Bildungsreisen zu bestreiten; er kam aber auf den Gedanken, einen Mittelweg einzuschlagen, und seinen Ruprecht bei einem Zuckerbäcker unterzubringen, wo er doch wenigstens einige Gelegenheit hätte, seine Fertigkeit in plastischen Arbeiten in Ausübung zu bringen. Für manchen andern Knaben wäre die süße Hoffnung, sein Leben in dem Element des Zuckers hinzubringen, reizend genug gewesen; aber Ruprecht hatte nach etwas Höherem sich gesehnt, und es kostete einige Zeit, bis er sich mit dem Gedanken, seine Kunst auf Bisquits und Torten zu beschränken, einigermaßen vertraut machte. Davon hatte er keine Ahnung, daß auch das Zuckerbäckerhandwerk in großen Städten zu einer Kunst geworden ist, in welcher für einen erfinderischen Kopf Spielraum genug offen bleibt. Indessen dem entschiedenen Willen seines Vaters konnte er nichts entgegensetzen als Gehorsam; und nachdem er zu der Einsicht gekommen war, daß alle seine Vorstellungen an der Macht der Umstände scheitern müßten, ergab er sich darein. Eine Lehrlingsstelle wurde in Nürnberg gefunden, und der Vater begleitete ihn dahin. Der Vater tröstete sich dabei mit dem Gedanken, daß, wenn in seinem Sohne ein wirkliches Talent zur Bildhauerei vorhanden wäre, sich dieses mit der Zeit schon durch alle Schwierigkeit hindurch Bahn brechen würde, wie es ja bei vielen großen Künstlern der Fall gewesen, die sich aus der niedrigsten Laufbahn auf die Höhe der Kunst geschwungen haben. Er hatte wohl Recht; denn wo wirklich ein kräftiges Leben ist, das entwickelt sich auch ohne Nahrung von außen. Ich denke

dabei an jenen Kürbis, der im Herbst 1834 von seiner Ranke abgenommen und in einem warmen Zimmer aufbewahrt wurde. Damals wog er fünf Pfund, und drei Jahre später hatte er ein Gewicht von zwanzig Pfund, ohne eine andere Nahrung bekommen zu haben als die, welche er aus der Luft einsog.

Wir lassen aber den Ruprecht nicht allein ziehen; wir gehen auch mit, und sehen, was er macht. Sein Lehrer ist nach wenigen Tagen schon ganz verwundert über die Geschicklichkeit in der Bildnerei, die der junge Phidias entwickelt, und nach einigen Wochen stehen die Fenster des Zuckerbäckerladens voll hübscher Figuren, bei welchen Kinder und Erwachsene nicht vorübergehen können, ohne eine Zeitlang stille zu stehen, zu betrachten, sich zu ergötzen und zu verwundern. Denn der Knabe hatte noch dazu in seiner muthwilligen Laune alle Nachbarn des Hauses abgebildet, wie sie leibten und lebten, so daß Jedermann sie gleich auf den ersten Blick erkannte. Der Lehrherr war das schon zufrieden; denn obgleich einer oder der andere der Nachbarn etwas empfindlich darüber war, so gewissermaßen am Pranger zu stehen, so durfte er's doch nicht merken lassen, sondern mußte mitlachen; dagegen aber bekam Engelbert Völmleins Zuckerwaarengewölbe viel mehr Zuspruch, weil Mancher, der sich scheute, draußen hinzustehen, und doch auch die hübschen Bilder sehen wollte, dadurch Anlaß erhielt, einzutreten und etwas zu kaufen, wobei er dann das Anschauen der Figuren als Zugabe bekam. Ohnehin war's angenehmer, innerhalb des Ladens zu stehen und die Sachen ganz in der Nähe betrachten zu können.

Ruprecht merkte aber bald, daß ihm zu seiner Kunst noch gar mancherlei fehle. Er hatte nur wenig Zeichnen gelernt, und er wußte, daß er das vor allen Dingen recht lernen mußte. Er suchte also einen geschickten Lehrmeister, wozu ihm Herr Völmlein gern behülflich war. Auch im Italienischen nahm er eine Lektion, denn sein Blick war fest auf Italien gerichtet, ob er gleich noch keine Möglichkeit voraussehen konnte. Es ging ihm fast wie dem Vetter Kleinrath, der ein neues Haus bauen wollte und zuerst den Hausschlüssel beim Schlosser bestellte. — Wie er diese Lektionen habe bezahlen können? Nun die bezahlte sein Vater: denn obschon dessen Mittel beschränkt waren, konnte er doch für seinen einzigen Sohn so viel erübrigen. Indessen hätte Ruprecht diese Ausgaben zur Noth auch aus eigenen Mitteln bestreiten können, und wie das zuging, könnet ihr etwa selbst errathen. Er setzte in seinen freien Stunden seine Wachsarbeiten fort, portraitirte, und machte allerlei niedliche Figuren, wofür er manches schöne Stück Geldes bekam. Von dem Gelde aber verplemperte er nichts, wie es sonst junge Leute seines Alters so gern thun, sondern er hob es auf und sparte zusammen, um nach und nach zu einem Reisegeld nach Italien zu kommen; denn dahin stand sein Sinn unverrückt, wie der Hahn auf unserem Kirchendache, wenn der Südwind weht, oder wie der Sinn seines Nachbars, des Storchs, wann einmal die Zeitlosen auf den Wiesen hervorkommen.

Ihr habt bisher nicht gerade etwas Unrechtes an Ruprecht bemerkt; ich auch nicht; aber es kommt noch. Jener Kürbis, von dem ich oben erzählte, ist von sich

selbst fortgewachsen, auch nachdem er von seiner Wurzel getrennt war. Aber das wahrhaftige Leben des innern Menschen, das aus Gott ist, das wächst nicht fort, wenn es von seiner Wurzel losgerissen wird; es kann nur durch beständige Kraft- und Saftzuflüsse von Oben unterhalten und vor dem Auslöschen bewahrt werden. Eine Lampe erlischt, wenn nicht immer wieder Oel zugegossen wird, mag auch der Docht noch so neu und gut seyn. Das Oel aber des inwendigen Menschen ist das Wort Gottes und das Gebet. Das eine ließ Ruprecht liegen und das andere vergaß er; und während er sein Wachs weich machte und formte, wurde sein Herz immer härter und untauglicher, das Bild Gottes in sich aufzunehmen. Während er so viel mit Zuckerwaaren zu thun hatte, wuchs in seinem Innern eine bittere Wurzel auf; und wie sich Einer, der viel Zuckerwerk ißt, leicht den Magen verderbt, so verderbte Ruprecht sich das Herz, indem er die vielen süßen Lobsprüche und Schmeicheleien, welche ihm von unvorsichtigen und unverständigen Leuten wegen seiner Geschicklichkeit gespendet wurden, mit Begierde verschlang. Er wurde ein eigenliebiger, einbildischer, hochmüthiger Mensch, der Wunder meinte, was er sei, da er doch erst etwas Rechtes werden sollte; er sah mit Verachtung auf Andere herab, und wollte sich nichts mehr sagen lassen, sondern Alles besser wissen, was dann zu manchem Zank und Hader Anlaß gab. Die Zuckerbäckerei war ihm auch entleidet, weil er Tag und Nacht nur von Italien träumte; und sein Lehrherr ließ ihm gern ein halbes Jahr an der Lehrzeit nach, um des unerträglichen Menschen los zu werden. O, du armer Mensch, wie wird's dir noch gehen!

Ruprecht hatte sich so viel Geld erspart, um die Reise nach Italien unbesorgt antreten zu können; es handelte sich nur noch um die Einwilligung seiner Eltern. Diese meinten, er sei noch zu jung, als daß er eine so weite Reise in ein fremdes Land ohne Gefahr für Geist und Herz wagen dürfte. Sie stellten ihm alles Mögliche vor; aber bei ihm hatte die Lust alle vernünftige Ueberlegung unterdrückt; er ging gar nicht darauf ein, und schied endlich von ihnen in unwilligem Eigensinn, ohne ihren Segen auf die Reise mitzunehmen. Ach, er hätte ihn so nöthig gehabt!

Florenz und Rom waren das Ziel seiner Reise. Der Anblick der wenigen aber trefflichen Ueberreste der Bildhauerkunst aus dem kunstreichen Alterthum und der meisterhaften Arbeiten eines Ghiberti, Donatello, Michel Angelo, Cellini und Anderer zeigten ihm bald, wie viel er noch zu lernen habe, wenn er etwas mehr als ein mittelmäßiger Künstler werden wolle, was doch ganz seine Absicht war. Aber muthlos wurde er dadurch nicht; er traute sich das Höchste zu, und hoffte es durch unermüdlichen, ausdauernden Fleiß zu erreichen. Er hatte von dem blinden Franz Xaver Messerschmid in Wien und dessen Meisterwerken im komischen Fach gehört. Nun, dachte er, was ein Blinder zu Stande bringen kann, das wird doch auch einem Sehenden gelingen, wenn er ernstlich will und keine Mühe spart. Aber gerade dieses übertriebene Selbstvertrauen verderbte wieder Alles. Ruprecht suchte sich zwar in Rom einen Lehrmeister; aber es war ihm zu langweilig und erniedrigend, ganz unten anzufangen, da er doch in einem Fache der bildenden Kunst bereits

eine Art von Meisterschaft zu besitzen meinte und ihm auch unkluge Leute in Nürnberg schon dergleichen thörichte Vorstellungen in den Kopf gesetzt hatten. Er wollte sich gleich an der Nachahmung größerer Werke versuchen, und doch hatte er noch keine Anatomie studirt; er wollte eine Kuppel bauen, und doch war die Grundmauer des Gebäudes noch nicht fertig. Seine Mitschüler lachten ihn aus, er fing Streit mit ihnen an; sein Lehrmeister machte ihm Vorstellungen, er verließ ihn mit Unwillen und suchte einen andern. Bei diesem ging's auch nicht besser; und Ruprecht sah sich endlich genöthigt, nachzugeben und auf die Weise zu studiren, wie der Meister ihm vorschrieb. Eins hatte er dabei vor manchen andern Kunstjüngern voraus: er durfte sich nicht mit Nahrungssorgen plagen. In seinen freien Stunden, welche andere Studiengenossen auf Spaziergängen oder in den Tavernen zubrachten, beschäftigte er sich damit, kleine wächserne Votivtafeln auf Bestellung zu verfertigen und kleine Wachsfiguren zu machen, in welchen Jedermann wohlbekannte Geistliche und andere Einwohner Roms auf den ersten Blick erkannte, und die ihm daher auch sehr gut bezahlt wurden. Seine Bedürfnisse waren einfach; denn er lebte blos für seinen Ehrgeiz, und ließ sich gern Entbehrungen gefallen, wenn nur sein Plan, ein angesehener Künstler zu werden, dadurch gefördert wurde. In seinen Studien machte er reißende Fortschritte; und sobald ihm der Meister erlaubte, sich nach eigenem Belieben die Gegenstände seiner Arbeit zu wählen, ging er mit dem größten Eifer daran, ein Werk hervorzubringen, das von Jedermann sollte bewundert

werden. Es war ein Achilles, auf den er alle seine Kunst verwendete, und der auch wirklich so viel Schönes hatte, daß er noch vor der Vollendung von Jedermann gepriesen wurde. Aber Ruprecht hatte sich durch sein rechthaberisches, hochmüthiges Wesen alle Künstler seines Alters zu Feinden gemacht; sie gönnten ihm einen solchen Triumph nicht, und kaum war das thönerne Modell fertig, so wurde ihm, während Ruprecht ausgegangen war, der Kopf abgeschlagen und irgendwo versteckt. Der berühmte Astronom Hevelius in Danzig, dem im Jahr 1679 sein Haus sammt Sternwarte, Instrumenten, Büchern, Manuscripten u. s. w. im Werth von 30,000 Rthlr. niederbrannte, konnte beim Anblick dieses Aschenhaufens nicht bestürzter gewesen seyn als Ruprecht, da er in der Nacht zurückkam, und anstatt seines Kunstwerks, das er vor dem Schlafengehen noch einmal mit selbstgefälligen Blicken betrachten wollte, einen Torso fand. Im ersten Augenblick stand er starr vor Schrecken da, und sah seiner Bildsäule auf und nieder gleich, denn er war unbeweglich wie sie und hatte auch den Kopf verloren. Nach und nach fing das im Herzen zusammengedrängte Blut seine Umläufe wieder an, und lief nun um so schneller, als wollte es das Versäumte wieder einholen: denn nun stellte sich ein wilder Zorn ein, der mit dem geschlagenen Manne davonlief und in lautem Jammern und Schelten sich Luft zu machen suchte. Am meisten ärgerte ihn natürlich, daß er den Kopf nicht fand, und so die angestrengte Mühe mehrerer Monate, in denen er Tag und Nacht an dem Bilde gearbeitet, mit den Schwierigkeiten gerungen und von seinem Triumphe

geträumt hatte, verloren war. Ueber das alles quälte ihn auch noch der Gedanke an die mißgünstigen, schadenfrohen Blicke, denen er am folgenden Morgen begegnen würde. Der Schlaf in dieser Nacht wollte nicht viel heißen. Wenn ihn der Unwille einen Augenblick einschlummern ließ, so brachten jammervolle Träume sein Blut auf's Neue in Wallung; und nur seine gute Constitution schien ihn gegen den Anfall eines hitzigen Fiebers, das ihm unter solchen Umständen drohte, zu schützen.

Am folgenden Morgen — wem sollte Ruprecht seine Noth klagen? Alle seine Freunde hatte er durch sein absprechendes, anmaßendes Wesen sich entfremdet; und es war Keiner unter ihnen, den sein Verdacht von allem Antheil an der That hätte freisprechen mögen: denn Stolz und Argwohn sind so nahe mit einander verwandt als Tarquinius Priscus und Tarquinius Superbus. O, wäre es doch seinem Achilles auch so gegangen wie dem ersteren dieser beiden Könige, dem auf seiner Reise nach Rom ein Adler den Hut entführte, aber auch wieder aufsetzte! Allein dazu hatte es keinen Anschein. Alle Nachforschungen nach dem Heldenhaupte waren vergeblich, und es kam der Spott noch dazu. „Wäre dein Achilles ein treues Abbild gewesen," sagte Einer, „so hätte er blos an der Ferse verletzt werden können." Ein Anderer spöttelte: „Tröste dich mit der Zukunft! wenn einmal nach zweihundert Jahren der verlorene Kopf ausgegraben wird, so wird man ihn für ein Werk des Praxiteles halten." Das war Salz in Ruprechts Wunde, und er hätte Oel bedurft. Zeit bringt Rosen; aber den verlorenen Kopf

brachte sie nicht. Und doch! Als Ruprecht, der durch sein Unglück nur noch schroffer und beleidigender geworden war, eines Abends nach Hause kam, war sein Achilles fort und an seiner Stelle lag der abgeschlagene Kopf. Der unglückliche Mensch wurde beinahe rasend vor Zorn, wie Achilles nach dem Tode des Patroklus; und während er sein spanisches Rohr grimmig auf den Boden stieß, hörte er draußen ein verhaltenes Gelächter. So mußten also die boshaftigen Leute, die ihm diesen Possen gespielt, in der Nähe gelauscht haben, um sich an seiner Verlegenheit und an seinem Aerger zu weiden! Blind vor Wuth fuhr er hinaus, sah einige Gestalten in der Dunkelheit um die Ecke biegen, flog ihnen nach und hieb mit seinem Stock auf sie zu. Diese aber wandten um, zogen ihre Degen und setzten sich zur Wehr. Ruprecht, dem der Zorn keine Ueberlegung mehr ließ, hieb fortwährend zu, bis ihm ein Degen in den Leib ging, und seine Gegner, dieses merkend, die Flucht ergriffen. Der Verwundete konnte noch mit knapper Noth sich auf sein Zimmer schleppen, um den Arzt rufen zu lassen. Die Wunde war im Augenblick nicht lebensgefährlich; der Arzt erklärte aber sogleich, es würde ihm lebenslänglich eine Verletzung bleiben. Sobald der Kranke so weit hergestellt war, um reisen zu können, rieth ihm der Arzt, er solle nach Hause reisen, um durch sorgfältige Pflege den übeln Folgen möglichst zuvorzukommen. Als er seine Sachen zusammenpackte, fiel ihm ein zusammengelegter Zettel in die Hand, der schon damals, als Achilles enthauptet wurde, hingelegt worden zu seyn schien, aber von dem Gekränkten in seiner wilden Raserei übersehen worden

war. Darauf stand: „Der Kopf wird zurückgegeben, sobald R. anfängt, sich bescheidener und weniger anmaßend zu betragen.“ — Dazu war's nun freilich zu spät; es würde aber auch nichts gefruchtet haben, wenn Ruprecht den Zettel früher gefunden hätte. Als er am letzten Abend vor seiner Abreise nach Hause kam, war Achilles sammt seinem Haupte wieder da. Wenn du aber meinst, lieber Leser, Ruprecht werde nun vor Freude außer sich gewesen seyn, so kennst du ihn noch nicht recht. Nein, er nahm seinen Stock, und schlug das ganze Bild in lauter kleine Stücke. Du siehst, er hat zwar nun einen zerbrochenen Achilles, aber noch kein gebrochenes Herz, und mit dem ungebrochenen reiste er mißmuthig, mit Gott und Menschen unzufrieden, nach Hause. Sein Vater war indessen gestorben, die Mutter wohnte in einem kleinen Häuschen eines Dorfes im Altmühlthale, dem einzigen Eigenthum, das ihr geblieben war, und wurde von ihrer einzigen Tochder, die sich in der Nähe verheirathet hatte, unterstützt. Und welcher Aufzug in der Heimath, die er nur im Triumph wiederzusehen gehofft hatte! Der Anblick der ärmlichen Umstände, in denen seine Mutter lebte, brach ihm zuerst das Herz, dann machten ihn auch die Schmerzen der alten Wunden, die durch die Erschütterungen der Reise wieder aufgeregt waren, mürber und zugänglicher für die Vorstellungen seiner frommen Mutter. Und als ihm endlich das wächserne Bild von Lavater, das immer noch an der Wand hing, in die Augen fiel, da tauchte in seinem Innern eine Reihe längst begrabener Erinnerungen wieder auf, gleich lieblichen Jugendträumen, die einem Gefangenen den

Schlaf versüßen; und eine lange verschlossene Quelle öffnete sich und erquickte ihn, die Quelle milder Thränen. Wie schön war die Zeit gewesen, in der ihn das Gelingen dieses Bildes glücklich gemacht! Wie froh und glänzend waren damals seine Hoffnungen, und ach! wie hatte sich das liebliche Morgenroth zu einem stürmischen, gewitterreichen Tage umgewandelt! Aber durch seine eigene Schuld; das konnte er sich nicht verhehlen, so schwer ihm auch das Geständniß wurde. Er bat seine Mutter um Lavaters Schriften, denn es erneuerten sich in seinem Innern manche Eindrücke aus jener Zeit, da sie mit gemeinschaftlicher Freude diese Schriften gelesen. Da las er von der Demuth, ach! und sie war ihm so fremd; von der Seligkeit des Gebets, und er hatte sie so lange nicht genossen. Lavater führte ihn zur Bibel. Die deckte ihm vollends sein Herz auf. Alle Riegel brachen nun, alle steifen Gelenke wurden beweglich. Er seufzte und weinte um Vergebung, und er erhielt sie; er betete zu Christus, dem Sünderheiland, und Der war ihm freundlich und gab ihm Licht und Gnade. „Ach!" sagte er dann, „hätte ich meinen Weg mit Gott angefangen, und auf Ihn vertraut, statt auf meine eigene Kraft und Geschicklichkeit; hätte ich Ihn um seinen Segen gebeten, wie ganz anders stände es jetzt mit mir!" Doch seine Seele fand Frieden, und nachdem er noch ein Jahr gesiecht hatte, legte er sich getrost zur Ruhe.

6.

Das Stöberwetter.

Man schrieb 1776 — und zwar schon eine gute Weile, denn es war am 28. Oktober Abends — als man auf den Höhen zwischen Eichstädt und Pappenheim einen rüstigen Wanderer dahineilen sah, oder eigentlich nicht sah, denn es war trüb und neblich, und der Wanderer verfolgte die einsamsten, nur den Einheimischen bekannten Fußpfade, die unser Eines, wiewohl wir im Altmühlthale ziemlich zu Hause sind, doch vielleicht eben so wenig gefunden hätte als die Naht in einem türkischen Fes. Es war der Michel von Breitenfurth, so genannt, weil er in diesem kleinen Weiler an der Altmühl geboren war, damals aber in Diensten bei dem Clasbauer auf dem Mittelmorterhof in der Nähe von Pappenheim. Wie alt oder wie jung er sei, hättet ihr, wäre er auch an euch vorübergekommen, wohl nicht so leicht errathen. Er trug ein Ueberkleid, das für ein Camisol zu lang und für einen Rock zu kurz war. Seine weiß und blaugestreiften Streifstrümpfe mit weißen beinernen Knöpfen gingen über die Kniee hinauf, und reichten gerade bis zu dem untern Rand des langen Kamisols, ohne jedoch genauere Bekanntschaft mit demselben machen zu können, weil die beständige Bewegung sie immer wieder trennte.

Auf dem Kopfe trug er einen großen Schlapphut, der aber die Fülle seiner blonden, fast weißen Haare nicht ganz verdecken konnte; und seine rothe, blühende Gesichtsfarbe konnte Einen vollends über sein Alter zweifelhaft machen, besonders wenn man ihn an seinem langen Knotenstabe so rüstig einherschreiten sah und ihn so muntere Lieder pfeifen hörte. So lange noch die Goldammern und die Spatzen zwitscherten und die Raben krächzten, horchte er aufmerksam zu; als aber diese schwiegen und sich hinter die Gardinen zurückzogen, fuhr er fort, wo sie es gelassen hatten, und pfiff fröhlich seine Abendlieder. Vielleicht wollte er sich damit des wehmüthigen, heimwehartigen Gefühls erwehren, das Einen an einem trüben Herbstabend beschleicht, wenn man einsam durch Wald und Feld wandert, wenn die gelben, rothen und braunen Blätter knisternd von den besendürren Bäumen fallen, und ein neidischer Nebel auch noch die wenigen Schönheiten des scheidenden Herbstes mit einem trüben Vorhang verhüllt. Oder meint etwa der geneigte Leser, das Herz des bäurischen Michels werde wohl nicht so zartfühlig gewesen seyn, so gebe ich ihm zu bedenken, daß Leute, die immer in der Natur leben und beständig mit ihr zu schaffen haben, ihre Sprache besser verstehen lernen als Diejenigen, die nur über die weißen Felder mit schwarzer Saat zu wandeln pflegen, oder Berge und Thäler, Sonnenauf- und Untergang nur vom Theater her kennen. Kommen diese einmal auf das braune Feld mit grüner Saat, so kann es ihnen leicht passiren, daß sie den Haber mit dem Einkorn und den Hanf mit den Saubohnen verwechseln. Zudem ist es

gewiß, daß die zarteren Empfindungen des Menschenherzens nicht durch eine vornehme oder geringe Lebensart, sondern nur durch die Sünde abgestumpft werden, und ein unverdorbenes Gefühl hat nur Der, der nicht ein Sklave seiner Leidenschaften ist. Merkt euch das!

Der Michel von Breitenfurth kam von Eichstädt her, wohin er schon am frühen Morgen gegangen war. Der Clasbauer hatte am letzten Markt dem reichen Mezger oben in der Klostergasse ein Paar fette Ochsen verkauft, die aber erst vierzehn Tage nach dem Markt bezahlt werden sollten. Deßhalb hatte der Clasbauer seinen Michel nach Eichstädt geschickt, um das Geld zu holen, und zugleich davon einen Zins an den Klosterpfleger zu Rebdorf zu bezahlen, dem er 500 Gulden schuldig war. Dieser hatte aber gerade ein Geschäft in Weißenkirchen und kam erst spät am Nachmittag nach Hause, so daß Michel auf der Klosteruhr bereits vier schlagen hörte, als er seine Gurt wieder um den Leib schnallte, den langen Stock in die Hand nahm und sich von dem alten Benedikt verabschiedete. Gleich vor dem Kloster draußen stieg er die Anhöhe hinauf, um auf dem nächsten Fußweg nach Scherenfeld zu kommen. Als ein guter Fußgänger konnte er den Weg nach dem Morterhof leicht in drei Stunden zurücklegen, und die Nacht fürchtete er nicht, denn er kannte jeden Stein und jeden Busch unterwegs, wie ein Studentenklepper die Wirthshäuser, oder wie eine Biene die Honigbuden auf dem Repsacker, wo sie ihr Schöpplein zu trinken pflegt. In seiner Geldgurt steckten zwar siebzig Brabanter, die ihm warm machen konnten; indessen machen die, welche man hat, nicht so

warm wie die, welche man nicht hat und doch haben sollte. Jedenfalls war Michel gutes Muths, weil er ein gutes Gewissen hatte, und wenn er an Den dachte, dessen Licht dunkle Pfade erhellt und finstere Herzen erschreckt, so war's ihm nicht zu Muthe wie dem Marx von Roppersbuch, wenn er an des Vogts Hause vorbei sollte, dem er noch eine Summe Geldes schuldig war, die er nicht bezahlen konnte: denn der war zu stolz, um Nachlaß der Schuld zu bitten, und ging deßwegen lieber durch ein Seitengäßchen, um nur dem Vogt nicht vor's Gesicht zu kommen. Michel hatte den Versuch längst aufgegeben, seine Schulden gegen Gott selbst bezahlen zu wollen: er wußte wohl, daß er nicht einmal die Zinsen aufbringen könnte; aber er wußte auch, daß der reichste aller Gläubiger am meisten geneigt ist, alle Schulden zu erlassen, weil der ärmste aller Menschenkinder, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, für Alle bezahlt hat. An Den hielt er sich, und so ging er leichten Herzens und frohen Glaubens durch die Welt.

Scherenfeld hatte Michel bereits im Rücken, und eben war er auch durch Schönau gegangen, und näherte sich dem Walde, der gleich vor Schönau draußen seinen Anfang nimmt. Es war nun ganz Nacht geworden, der Nebel wurde immer dichter und löste sich nach und nach in einen feinen Regen auf. Bald erhob sich ein heftiger Wind, der laut durch die alten Föhren pfiff, so daß Michel das Pfeifen wohl aufgeben konnte; und er mußte die Lust dazu um so eher verlieren, da der Regen, mit Schneeflocken vermischt, ihm so kalt an die Wangen schlug, daß sein Gesicht

bald so steif wurde wie das Gesicht der Königin Elisabeth im Tower in London, die bei der großen Feuersbrunst sammt ihrem Roß und Pagen verbrannte. Er hatte von Schönau aus einen schmalen Fußpfad eingeschlagen, der zwischen der Straße nach Biswang und der nach Zimmern mitten durch führt; aber er bereute es bald; denn obwohl er am hellen Tage schon im Stande war, den unmerklichen Pfad zu verfolgen, so war dieß doch in einer solchen Nacht nicht möglich. Der Wind hatte zwar den Nebel verjagt; aber das Schneegestöber versah den Dienst eben so gut, die schwarze Nacht noch schwärzer zu machen; und in dem dunkeln Walde war ohnehin jedes Merkmal, nach dem sich sonst der Wanderer zu richten pflegte, so unsichtbar geworden, daß Michel bald gegen einen Baumstamm rannte, bald über einen Graben stolperte. „Wär' ich nur einmal vor dem Wald draußen," dachte er, „dann könnt' ich doch den Ochsenharder-Hof aufsuchen und mir eine Laterne oder eine Fackel geben lassen." Allein der Wald nahm ein Ende, und vom Ochsenharder-Hof war weit und breit nichts zu entdecken, um so weniger, da bei dem fortwährenden Stöberwetter und der fast ägyptischen Finsterniß die Aussicht weder weit noch breit seyn konnte; dessen nicht zu gedenken, daß der Regen, der gerade von Westen kam, dem Wanderer beständig in's Gesicht schlug, und Michel somit nur dann und wann verstohlenerweise einen offenen Blick in's Freie wagen durfte. Aber so wenig er auch unter solchen Umständen sehen konnte, so viel sah er doch, daß er nicht auf dem rechten Wege sei; und da er nicht wußte, war er zu viel

rechts oder zu viel links abgewichen, so hielt er es für's Rathsamste, auf's Gerathewohl fortzugehen, bis er auf eine Straße oder an ein Haus kommen würde. Immer noch war es so finster, daß er an einen Gartenzaun anrannte, ohne ihn vorher gesehen zu haben. Doch war ihm diese Entdeckung tröstlich; denn mit Recht erwartete er, in der Nähe eines Gartens auch eine Wohnung zu finden, wiewohl er von derselben noch nichts sehen konnte. Er war nämlich von hinten an das Haus gekommen, und erst als er längs des Zaunes um die Ecke gegangen und die Vorderseite ihm zu Gesicht gekommen war, entdeckte er beleuchtete Fenster und fand mit deren Hilfe auch die Hausthüre. Alsbald überzeugte er sich auch, noch bevor er anklopfte, daß er sich auf dem Hochholzhof befand, der nur Dreiviertelstunden von seiner Heimath entfernt war, aber von seinem Wege ziemlich weit links ablag. Wie er, ohne es zu merken, über die Zimmerner Straße hinübergekommen, konnte er nicht begreifen. Denn der Hochholzhof liegt oben am Rande des nördlichen Höhenzugs, an dessen Fuße die so eben von Solenhofen herkommende Altmühl rinnt.

Michel klopfte herzhaft an die niedrige, hölzerne Hausthüre; denn der Besitzer des Hauses war mit dem Clasbauern wohl befreundet und sogar nahe verwandt. Die Leute saßen gerade am Nachtessen, und waren sehr verwundert, so spät noch einen Gast zu bekommen. „Steht doch Alles gut, Michel?“ rief ihm der Hausherr erschrocken entgegen. „Ganz gut,“ sagte Michel, „nur ein wenig naß. Ich kann nichts dafür, daß mir Gott keine Vogelfedern gegeben hat, an denen

das Wasser hinunterläuft. Mein Camisol ist so schwer, wie das eiserne Wamms eines alten deutschen Ritters." — „Zieh es aus," erwiederte der Hofbauer, „und lege meine Zwilchjacke dort an, und sitz' her zur warmen Suppe." — „Nein, nein," fuhr der Michel fort, „ich darf mich nicht aufhalten, sonst werden die Leute daheim ängstlich und schicken nach mir aus." — „Dem kann man vorbeugen," meinte der Hofbauer, „der Lorenz sattelt den Mohrenschimmel und reitet geschwind hinüber auf den Morterhof, und sagt's dem Vetter, daß du morgen früh erst kommst. Ich lasse dich heute nicht mehr fort; du könntest dir etwas Uebels thun, bist doch erst krank gewesen, und der Vetter würde mir's schlecht danken, wenn ich für seinen alten treuen Diener nicht besser besorgt wäre. Hörst du, Lorenz (damit wandte er sich an einen jungen Burschen mit struppigem rothem Haar, der unten am Tisch saß), sobald du gegessen hast, reitest du hinüber, und sagst's, der Michel bleibe bei mir über Nacht. Kannst meinen alten braunen Mantel anziehen." — Der Bursche nickte beifällig, ohne ein Wort zu sagen, und Michel, der nach einigem Widerstreben endlich einwilligte, zog seinen nassen Rock und die durchweichten Schuhe aus, und setzte sich in dem weißen Zwilchkittel behaglich an den Tisch. Als er sich umsah, bemerkte er ein fremdes Gesicht, dessen Augen gleichfalls auf ihn gerichtet waren; er sagte aber nichts und fing an zu essen. Nach Tisch las der Hausvater ein Kapitel in der Bibel, sprach das Dankgebet und pflanzte sich dann in den großen Altvaterstuhl neben dem Ofen, Michel und der Fremde auf hölzernen Stühlen neben ihn. Die weiblichen

Glieder des Hauses hatten noch ein Geschäft zu verrichten und reihten sich um den Tisch, auf dem die düstere Oellampe stand. Nachdem der Hausvater seine hölzerne Pfeife ausgeklopft, frisch geladen und angezündet hatte, hub er also an: „Du wirst wissen wollen, Michel, wer der Fremde ist, und ich will dir's in Kurzem sagen. Wir haben ihn gestern auf unserem Möhrenfeld aufgelesen, wo er im Nebel sich verirrt und den Fuß übertreten hatte, daß er nicht mehr weiter konnte. Nun bleibt er bei uns, bis er wieder gehen kann. Er ist ein alter Soldat, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat; weiter weiß ich selbst nichts von ihm und will auch nicht mehr wissen. Ich habe auch meine Geheimnisse, die ich nicht Jedem preisgebe." — Der Fremde, der anständig bürgerlich gekleidet war, und einem Manne von etwa fünfzig Jahren gleichsah, zog bei diesen Worten auch eine Tabakspfeife aus der Seitentasche, zündete sie mit einem Kienspan an und versetzte: „Was meine Geheimnisse betrifft, so sind sie nahe beisammen, aber auch wohlverwahrt, und ich wüßte nicht, was es Euch nützen könnte, wenn ich sie hier preisgeben wollte, wiewohl ich Eure gastfreundliche Aufnahme gern durch Vertrauen erwiedern möchte. Indessen habe ich das Vertrauen auf Gott verloren, und so werdet Ihr Euch nicht wundern, wenn es mir schwer wird, mich einem Menschen anzuvertrauen." — Bei diesen Worten ging ein [illegible]tbarer Schauder durch Alle, die in der Stube saßen, [illegible] wenn sie einen Zitteraal angerührt hätten, denn die Familie des Hofbauern war gottesfürchtig; und Michel rückte seinen Stuhl eine halbe Elle weiter von

dem Fremden hinweg, als ob er ein Grausen vor ihm hätte. Doch konnte er sich nicht enthalten, im Gespräch weiter auf die Sache einzugehen: denn in diesem Thema war er zu Hause und wußte Red' und Antwort zu geben. — „Euren Soldatenrang in Ehren," sagte er, „und Eure Verdienste im Krieg auch; aber vor einem Menschen, der seinem Gott nichts mehr zutraut, wandelt mich ein Grauen an, wenn ich ihm auch die Offenheit, womit er es bekennt, als eine gute Eigenschaft in Rechnung bringe." — „Vielleicht," erwiederte der Fremde, „haben Euch Eure Erfahrungen nicht so hart zugesetzt wie mir die meinigen. Mich haben meine Erlebnisse an Allem irre gemacht; und wenn ich auch noch glaube, daß es einen Gott gibt, so kann ich doch nicht anders denken, als daß Er ein besonderes Wohlgefallen daran finde, mich mit fortwährendem Unglück zu verfolgen." — Bei diesen Worten blies der Hausvater dicke Wolken aus seinem Holzkopf; die Weibsleute am Tisch, welche für das nächste Mittagessen rohe Kartoffeln schälten und schnitzten, starrten den Fremden mit erschrockenen Augen und offenem Munde an, und hielten mit ihren Messern einen Augenblick still; Michel aber fuhr ruhig fort: „Hoho! Alter! Ihr nehmt das Maul voll; am Ende ist's aber doch nur Wind. Ihr seid auf der Flucht vor dem Feind, und anstatt über das sichere Bret zu eilen, das Euch in Freundes Gebiet führen könnte, werft Ihr das Bret in's Wasser." — „Für mich gibt es kein Freundesgebiet mehr," entgegn[illegible] der Fremdling; „die ganze Welt hat sich gegen mich verschworen." — „O wie seid Ihr so thöricht!" sprach

Michel; „Alles, was Euch die Welt geraubt haben kann, ist nicht halb so viel werth, als was Ihr selbst wegwerfet. Oder wie würdet Ihr den Soldaten nennen, der, von Feinden verfolgt, Flinte und Munition in's Wasser schleuderte, statt sich damit gegen seine Widersacher zu wehren?" — Der Fremde wich einer direkten Antwort auf diese Frage aus, und sagte: „Wüßtet Ihr, wie viel ich schon durchgemacht habe, so würdet Ihr es nicht so befremdend finden, daß ich gegen Gott und die Welt mißtrauisch geworden bin." — „Nun so erzählt uns," versetzte der Hausvater, „wenn Eure Umstände eine Mittheilung gestatten. Guter Rath und Trost kommen oft von einer Seite, woher man sie am wenigsten erwartet." — „Ich erzähle nicht gern," sagte der Fremdling; „aber weil Ihr seid lange her der Erste seid, der mir Freundlichkeit bewiesen, so will ich Euch meine Geschichte nicht vorenthalten."

Er erzählte Folgendes:

„Ich bin in einem edelmännischen Dorf im Baireuthischen geboren, habe aber meine Eltern nie gekannt, denn sie starben schon in meinem ersten Lebensjahre kurz nach einander. Die Schwester meiner Mutter nahm mich in ihr Haus und zog mich auf. Sie hatte aber einen rauhen und finstern Mann, der nur Ein Mal im Jahre ein freundliches Gesicht machte, und zwar gerade dann, wenn das Jahr Abschied nahm. Er war nämlich ein Schuhmacher, und es war so der Brauch, daß Alles, was er das Jahr hindurch verdiente, in's Schuldbuch ging und nichts baar bezahlt wurde, bis am letzten Tag im Jahre. Da mußten sie

aber auch pünktlich bezahlen: denn er war zugleich edelmännischer Steuereinnehmer, und wenn er den Presser um die Steuern schickte, mußte ihm derselbe zugleich sein eigenes Guthaben eintreiben. So kam denn am letzten Tag des Jahres ein ziemlicher Haufen Geld zusammen, und mein Vetter, der das Geld sehr liebte, warf die eingerosteten Strahlen seiner Freundlichkeit auf die Thaler und Groschen, wie der Reitknecht unsers Edelmanns, der am Geburtstag desselben immer eine goldene Schnur um seinen Hut band. Desto unfreundlicher war ich von ihm angesehen und behandelt, denn ich brachte kein Geld in's Haus, sondern nur Bedürfnisse, wie alle Menschen, wenn sie in diese Welt geboren werden. Er schickte mich zwar, als ich das erforderliche Alter erreicht hatte, in die Schule, gab mir auch Essen und Kleider, aber noch viel mehr Streiche, und zwar Schwabenstreiche, denn er war aus Schwaben gebürtig. Alle Kalendertage waren auf meinem Rücken roth angezeichnet, nur die rothen nicht, denn an Sonn- und Feiertagen nahm er keinen Stecken in die Hand, ich weiß nicht, ob, um sich, oder, um mir Ruhe zu gönnen. Ihr könnt euch denken, wie mir das Leben entleidet war; aber was half's! ich hatte keinen Ausweg und mußte Alles geduldig ertragen. Nachdem die Schuljahre zu Ende waren, hoffte ich, der Vetter würde mich in die Lehre nehmen, denn er hatte oft gesagt, ein Handwerk habe einen goldenen Boden, wenn man auch nur eiser[illegible] Nägel in die Sohlen schlage. Allein wer hätte [illegible] ein Lehrgeld für mich bezahlen? Und ohne Lehrgeld mich zu nehmen, das sah mein Vetter als eine zu

große Zumuthung an. Ich wurde als Viehhüter bei einem reichen Bauern untergebracht, dem ich sechs Jahre lang diente, im Sommer mit der Heerde auf den Waiden, im Winter mit allerlei häuslichen Arbeiten beschäftigt. Eines Tages im Spätherbst waideten meine Kühe auf einer Wiese, die oben von einem jungen Walde begrenzt war, unten in eine steile Felsenwand auslief, an deren Fuß ein tiefer reißender Bach vorbeiströmte, von langem Regen gerade stark angeschwollen. Eine meiner schönsten Kühe hatte sich, während ich andere aus einem Rübenfeld hinaustrieb, in den jungen Wald verlaufen, wo das Waiden verboten war. Ich eilte hinauf, jagte sie heraus, und indem sie die steilansteigende Wiese hinunterrannte, verlor sie das Gleichgewicht und stürzte über die Felsen hinunter in den Bach, wo sie ertrank. Mein Herr jagte mich im Zorn aus dem Hause, so feierlich ihm auch von einem Nachbar, der in der Nähe gearbeitet und Alles mit angesehen hatte, meine Unschuld versichert wurde. Nun war ich wieder herren- und also auch brodlos. — Mein Vetter, dessen Haus mein einziger Zufluchtsort war, ließ sich überzeugen, daß ich unverdient in dieses Unglück gekommen sei; und um mich nicht lange verhalten zu müssen, sorgte er dafür, daß ich von dem Edelmann des Orts, bei dem er gut angeschrieben war, als Knecht angestellt wurde. Da hatte ich's so gut wie die Sperlinge nach der Ernte, und zwei Jahre lang versah ich meinen Dienst zur völligen Zufriedenheit meines Herrn. Den Winter pflegte der gnädige Herr in der Residenz zuzubringen, wo er ein eigenes Haus hatte. Der Verwalter und

einige von der Dienerschaft, worunter auch ich, blieben im Schlosse zurück. Nun feierte am Dienstag vor dem ersten Advent eine von den Schloßmägden, die sieben Jahre lang da gedient hatte, ihre Hochzeit mit dem Waldhüter im nächsten Dörfchen, das auch zur Herrschaft gehörte, und wir waren natürlich Alle zur Hochzeit eingeladen. Eines aber mußte doch im Schlosse zur Wache bleiben, und da ich der Jüngste von sämmtlichen Bediensteten war, so kam die Reihe an mich, was mich eben nicht besonders freute, denn ich hätte die Lustbarkeit eben so gern mitgemacht als irgend Eines von den Andern. Mißgestimmt saß ich allein in der großen Gesindestube und unterhielt mich mit den Geschichten in dem neuen Kalender, der eben erst angekommen war. Schon mehrmals hatte ich mir die Augen gewischt, denen der Rauch in der Stube zusetzte; ich schrieb ihn aber dem schlechtverwahrten Ofen zu und dem heftigen Schneewind, der um die Gipfel des alten Gebäudes brauste. Endlich wollte ich doch nachsehen, ob denn im Ofen etwas fehle, denn der Rauch wurde immer lästiger und das Licht wollte nicht mehr recht brennen. Als ich die Thüre öffnete, drang mir von dem Gange her ein gewaltiger Qualm entgegen. Jetzt erst kam mir der Gedanke, es möchte irgendwo Feuer ausgebrochen seyn; ich eilte durch den Gang in den großen Saal, riß die Flügelthüre auf und sah, daß Alles zusammenbrannte. Mit schnellen Sprüngen rannte ich die Treppe hinunter und dem Dorfe zu, rief aus vollem Halse: „Feuer! Feuer im Schloß!" bis ich mich überzeugt hatte, daß es gehört worden war; dann eilte ich in's Schloß zurück, und einen Augenblick zweifel=

haft, ob ich zuerst das Werthvollste retten oder Löschversuche machen sollte, fand ich bald, daß der Brand schon zu weit vorgeschritten sei, um für vereinzelte Versuche eine Hoffnung übrig zu lassen. Ich fing also an, aus den noch nicht vom Feuer ergriffenen Zimmern die werthvollen Oelgemälde und andere kostbare Dinge herauszuschaffen und in das Gartenhaus zu flüchten. Bald aber griffen die Flammen, von dem heftigen Winde gejagt, so wüthend um sich, daß alles Retten unmöglich, alles Löschen vergeblich wurde. In Zeit von zwei Stunden war das ganze Schloß bis auf die steinernen Mauern abgebrannt, und die erschrockenen Hochzeitgäste, die sogleich ein Reitender herbeigeholt hatte, standen mit Andern jammernd um den Aschenhaufen her, aus dem hie und da noch baumhohe Flammen emporschlugen. Da ich mir meiner völligen Unschuld an diesem Unglücksfall bewußt war, hatte ich keinen Versuch gemacht, ja nicht von ferne den Gedanken gehabt, zu entfliehen, so leicht dieß auch gewesen wäre; der Verwalter aber ließ mich im Namen des gnädigen Herrn sogleich festsetzen, und als der Letztere aus der Stadt herbeigeeilt war, wurde auch sogleich das gerichtliche Verhör vorgenommen. Ich erzählte einfach den Hergang der Sache; der Verwalter aber, den ich durch eine unkluge Aeußerung über ihn bei dem Edelmann beleidigt hatte, und der die Schuld — denn er hätte sich nicht über Nacht vom Schloß entfernen sollen — gern von sich abwälzen wollte, trug es boshafterweise darauf an, mich bei dem gnädigen Herrn in den Verdacht zu bringen, als hätte ich das Feuer absichtlich eingelegt. Ich saß in einem wohlver-

wahrten Gefängniß, und das Geringste, was ich unter solchen Umständen zu erwarten hatte, war Zuchthausstrafe; aber davon wußte ich nichts. Des Barons Reitknecht aber, mit dem ich sehr gut stand und der meine Unschuld kannte, weil er mich kannte, hatte erfahren, wie schlecht meine Sache stand und setzte mich davon in Kenntniß, versprach mir auch, mir zur Flucht behilflich zu seyn. Er sann immer darauf, wie er mir Instrumente zustecken könnte, um die eisernen Gitter an meinem Fenster loszumachen; aber er kam lange nicht darauf, wie er es anzugreifen hätte.

Michel. O da hätte ich schon Rath gewußt.

Der Fremde. Nun, und welchen?

Michel: Ich hätte eine Feile in ein Stück Kuchen gesteckt, und den Gefängnißwärter gebeten, meinem alten Kameraden diesen meinen Antheil vom Nachtisch zukommen zu lassen.

Der Fremde. Seid Ihr ein Hexenmeister?

Michel. Warum?

Der Fremde. Weil's gerade dieses Mittel war, das der Reitknecht ergriff und durch welches mir geholfen wurde.

Michel. Nun habe ich schon manchmal ähnliche Geschichten erzählen hören, und da ist dieß vielleicht auch vorgekommen. Ich will nicht gerade behaupten, daß ich es selbst ausgesonnen habe.

Der Fremde. Als ich den Kuchen erhielt, dachte ich mir gleich, daß etwas darin stecke. Ich schützte Zahnweh vor, um ihn nicht in Gegenwart des Gefängnißwärters essen zu müssen. Später zog ich dann die Feile heraus, feilte in Einer Nacht die Eisenstäbe

durch, und am frühen Morgen war ich durch's Fenster entflohen. Mein treuer Freund, der Reitknecht, kam alsbald in Verdacht, und mußte auch fliehen. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört, und möchte ihm gern einmal selber danken, denn er ist der Einzige unter Allen, mit denen ich zu thun hatte, der sich mit Aufopferung meiner angenommen.

Michel. Da habt Ihr am Ende zu Dem noch mehr Zutrauen als zu dem lieben Gott?

Der Fremde. Vor der Hand, ja! denn von meinem alten Bernhard habe ich nichts als Liebes und Gutes erfahren dürfen.

Michel. Nun, er wird's zu benützen wissen.

Der Fremde. Wie meint Ihr das?

Michel. Ich meine, der liebe Gott werde Beides schon zu benützen wissen, um Euch auf einen andern Sinn zu bringen. Aber fahrt in Eurer Erzählung fort, und verzeiht, daß ich Euch schon wieder unterbrochen.

Der Fremde. Sobald ich das Gefängniß hinter mir hatte, lief ich mit geflügelten Schritten dem nächsten Walde zu, und von dort Tag und Nacht mit kurzen Unterbrechungen so lange nach Norden, bis ich die preußische Grenze erreicht hatte. In der ersten preußischen Stadt ließ ich mich zum Soldaten anwerben, und als nach einigen Jahren der siebenjährige Krieg ausbrach, mußte ich auch mit in's Feld ziehen. Es war mir aber nicht zu Muth wie dem Sträfling, der am Festungsbau arbeiten muß, sondern wie dem Schnitter, der in die Ernte geht: denn ich hatte etwas Hochstrebendes, und im Krieg hoffte ich Ehre

und Auszeichnung zu erwerben. Ich hielt mich auch so tapfer wie Einer; der König selbst war Zeuge meines unerschrockenen Muths und ernannte mich auf dem Schlachtfeld zum Unteroffizier. Bereits stand ich auf der Liste, um Lieutenant zu werden, als ich in der Schlacht bei Zorndorf eine Kugel durch den Schenkel erhielt, so daß man mich in das Spital schaffen mußte. Da mir auch nach der Heilung eine Schwäche im Fuß zurückblieb, so wurde ich gegen meinen Wunsch zur Besatzung einer Festung eingetheilt, wo ich keine weitere Gelegenheit hatte, mich auszuzeichnen und eine höhere Stellung zu erringen. Zwei Jahre nach Beendigung des Kriegs erhielt ich meinen Abschied, und mein General, bei dem ich immer etwas gegolten hatte, nahm mich als Kammerdiener in seine Dienste. Nun schien wieder für mich gesorgt zu seyn. Der Herr war alt, er hatte keine Kinder und keine nahen Verwandten, aber ein großes Vermögen, und wenn ich ihm einige Jahre treu diente, so konnte es nicht fehlen, ich hatte bei seinem Tode ein schönes Legat zu erwarten, und konnte dann ein eigenes Hauswesen gründen. Mein Herr ließ auch hie und da eine Aeußerung fallen, die mich in dieser Hoffnung bestärkte, und als er nach vier Jahren starb, zweifelte ich keinen Augenblick daran, es werde im Testament eine schöne Summe für mich ausgesetzt seyn. Aber wer einmal zum Unglück geboren ist, dem zerreißt der Sturm seine Schiffe mitten im Haven, wie es dem Bruder meines Herrn, einem reichen Amsterdamer Kaufmann, ging, der auch aus Alteration darüber gestorben ist. In der ersten Nacht, da der General todt im Hause

lag, wurden zwei Soldaten bestellt, bei dem Leichnam zu wachen. Man hatte ihnen zur Unterhaltung Bier und Branntwein in Menge gegeben, und unglücklicherweise war Einer davon ein Trunkenbold. Dieser verleitete auch den andern, daß sie mehr tranken, als sie ertragen konnten, und dann nicht mehr wußten, was sie thaten. Sie gingen, wie es scheint, mit dem Licht unvorsichtig um, die Vorhänge in dem Zimmer, wo sie waren, nächst der Todtenkammer, fingen Feuer; dann erhoben sie ein Geschrei, daß der General beinahe davon aufgewacht wäre und Alles im Hause zusammenlief. Ich kam zuletzt, denn ich hatte mehrere Nächte bei dem Kranken gewacht, der sich von Niemand sonst bedienen lassen wollte, und schlief so fest wie ein Murmelthier im Winter. In dem Zimmer, wo das Feuer auskam, stand der Schreibtisch des Generals, worin er seine Papiere, sein Geld und seine Kostbarkeiten hatte. In der ersten Bestürzung rißen die Leute die Schiebladen heraus, und trugen sie fort auf die Hauptwache, um ihren werthvollen Inhalt zu retten. Das Feuer wurde bald gelöscht, obgleich die betrunkenen Soldaten in ihrer Angst zuerst den noch übrigen Branntwein darauf gegossen hatten; als man aber nach einigen Tagen den Schreibtisch durchsuchte, so fehlte zwar an Geld und Kostbarkeiten nichts, das Testament jedoch war nirgends mehr zu finden. Unglücklicherweise war auch der Notar, der es verfaßt hatte, kurz vorher gestorben, und somit wurde die ganze Hinterlassenschaft nach dem Gesetz unter die lachenden Erben vertheilt, die uns, den Dienern des Verstorbenen, keinen Antheil daran gönnten. Mit

einer Kleinigkeit abgefertigt, mußte ich das Haus verlassen, obgleich mir der General einmal in einer guten Stunde zu verstehen gegeben hatte, ich sei in seinem Testament mit tausend Thalern bedacht.

Nun war ich wieder hinausgeworfen in die Welt, ohne Hilfsquellen und ohne Aussichten. Ich hatte mir zwar etwas erspart; aber es war nicht hinreichend, um einen sichern Nahrungsstand zu begründen, und da es mir allenthalben so hinderlich ging, so hatte ich auch den Muth verloren. Als alter Soldat meldete ich mich bei der Regierung um irgend eine Stelle, auf der ich wenigstens nothdürftig zu leben hätte; allein es waren so viele Landeskinder da, daß man den Ausländer immer bei Seite schob. Endlich hörte ich, mein vormaliger Hauptmann, bei dem ich sehr in Gunst gestanden war, habe ein Gut in Schlesien gekauft, und alsbald ging ich zu ihm hin, und bat um die Verwaltersstelle. Da ich mich darüber ausweisen konnte, das Nöthige von der Landwirthschaft zu verstehen, so war er sogleich bereit, mir die Stelle zu übertragen. Ich reiste nach Schlesien, ich gab mir alle Mühe, das Gut recht schwunghaft zu betreiben und einträglich zu machen; ich studirte Tag und Nacht in landwirthschaftlichen Büchern, um meinen Mann recht stellen zu können und die Zufriedenheit meines Herrn zu verdienen; und wenn er im Sommer kam, um einige Monate auf seinem Gut zu wohnen, meine Anstalten lobte, sich über den reichen Ertrag wunderte, so war ich für alle Mühe hinlänglich belohnt, und dachte, endlich einmal mein Schäfchen im Trocke-

nen zu haben. Aber verlasse sich nur Niemand auf sein Glück, wenn es über ihn beschlossen ist, daß er unglücklich seyn soll!

Ich hatte mich mit der Tochter eines benachbarten Försters verheirathet. Sie war ein treffliches Weib, und ich lebte mit ihr einige Jahre wie im Himmel. Während dieser Zeit gebar sie mir drei Kinder, blühend wie eine Pfundrose und lebhaft wie das junge Reh im Walde. Da kamen die Pocken und rafften eins nach dem andern hinweg; mein Weib starb vor Kummer hintendrein, und ich stand wieder einsam und verzweifelnd in der Welt, und sprach: „Also noch kein Ende hat's mit meinem Jammer, und ich muß seyn wie der Vogel auf dem Zweig, dem sein Nest und sein Weibchen geraubt sind, wann er Abends nach Hause fliegt, um ihnen Speise zu bringen!" — Doch, laßt mich kurz darüber weggehen und nicht alte Wunden wieder aufreißen; es ist an den Narben genug.

Mein bitterer Kelch war noch nicht leer. Der Hauptmann, der seit einigen Jahren Major gewesen, wurde zum Oberst ernannt und nach Königsberg versetzt. Das war ihm zu weit von Schlesien; er verkaufte sein Gut, und ich wurde von dem neuen Eigenthümer, einem mißtrauischen, hartherzigen Landedelmann, mit übernommen. Er kam selten dahin, ich mußte die Einkünfte des kleinen Guts jährlich an ihn abliefern und Rechnung darüber stellen, was gewöhnlich im November geschah. Voriges Jahr im Oktober, als ich beinahe die ganze Summe schon bereit liegen hatte, war ich genöthigt, in Geschäften den Jahrmarkt

einer benachbarten Provinzialstadt zu besuchen. Während meiner Abwesenheit machte sich einer meiner Knechte, ein Heuchler, dem ich zu viel Vertrauen geschenkt, hinter meinen Kasten, erbrach ihn, raubte alles Geld, und machte sich aus dem Staube. Alle Steckbriefe waren so vergeblich wie die Bemühungen einer Katze, den Buchfinken zu fangen, der auf dem Apfelbaum sitzt; mein harter Herr war sehr erbost auf mich, und jagte mich wie einen ehrlosen Betrüger aus dem Hause. Ich fand ein Unterkommen bei meinem Schwiegervater; aber er war ohne Vermögen, und ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihm lange zur Last zu liegen. Da sich nun alle Bemühungen, eine andere Stelle für mich zu finden, als fruchtlos erwiesen, so machte ich mich auf den Weg, um einen Bruder in Augsburg aufzusuchen, von dem ich erfahren hatte, daß er kinderlos lebe und sein gutes Auskommen habe. So bin ich hieher gekommen, und habe gestern auf's Neue erfahren, daß mein Weg immer noch mit Dornen vermacht ist, denn an einem Dornstrauch war ich hängen geblieben, als ich mir den Fuß verrenkte. Ich hoffe, Ihr werdet nun begreifen, warum ich keinen Glauben und kein Vertrauen mehr habe, nachdem ich solche Unglücksfälle ohne Unterbrechung habe durchmachen müssen.

Michel. Ich gestehe, daß Euer Schicksal ein schweres und schmerzenreiches gewesen ist; aber da Ihr an den HErrn im Himmel die Anforderung zu machen scheinet, daß Er Euch auf einem leichteren Wege hätte führen sollen, so erlaube ich mir die

Frage, ob Ihr Ihm denn je auch ein gutes Wort darum gegeben habt.

Der Fremde. Wie meint Ihr das?

Michel. Habt Ihr denn auch gebetet, Euch in Seinen Schutz befohlen und Ihn um Seine gnädige Bewahrung und Führung angerufen?

Der Fremde. Es steht ja doch geschrieben, daß Er Seine Sonne scheinen lasse über Böse und Gute: warum standen denn über mir immer schwarze Gewitterwolken?

Michel. Ihr weichet mir aus, lieber Freund; aber zur Antwort auf Eure Frage: Wie kann der Sonnenstrahl ein Thal erwärmen, aus dem beständig dicke Nebel emporsteigen?

Der Fremde. Ich versteh' Euch nicht.

Michel. So laßt mich fragen: Wie habt Ihr das Versprechen gehalten, das Ihr jenem Reitknecht gegeben, als er Euch durch's Kerkerfenster hinein gelobte, wo möglich Euch zu retten?

Bei diesen Worten fuhr der Fremde auf, wie wenn ihn ein Scorpion gestochen hätte, und rief: „Mann, wer seid Ihr und woher wißt Ihr das?" — Michel stand auch auf, zog seinen Schlapphut ab, den er sonst beständig auf dem Kopfe trug, und sagte: „Ich bin der Reitknecht, dein alter Freund Bernhard, und hier siehst du die Schramme von der Wunde, die mir des Barons Rothfuchs einmal an die Stirne geschlagen." — Der Fremde fiel ihm um den Hals und rief in großer Freude: Nun, Gottlob, daß ich dich wieder habe. Das ist ein Anfang des Guten nach langer, schwerer Noth. Ach! kannst du mir den verlorenen

Glauben wieder geben, so laß es nicht bis morgen anstehen!

Michel. Diese Aufgabe ist zu schwer für Menschenkraft; das muß ein Anderer thun, der mächtiger ist als du und ich. Aber setz' dich wieder, Conrad, und gesteh' mir aufrichtig, gelt, du hast nicht gebetet und dein Versprechen nicht gehalten, das ich dir abforderte, keinen Tag ohne Gebet vorübergehen zu lassen?

Conrad. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, nein; ich habe nicht gebetet.

Michel. Dann ist das das Erste, was du zu thun hast, ehe es mit dir besser werden kann.

Conrad. Aber wie kann ich beten, wenn ich kein Vertrauen zu Gott habe?

Michel. Wie? War denn Gott dir etwas schuldig, wenn du so gleichgiltig und kalt gegen Ihn gewesen bist, da Er doch dein Schöpfer und HErr ist? Sieh', alles das, was du erfahren mußtest, hatte keine andere Absicht, als dich durch die Noth zu Gott zu ziehen und dein Herz zu demüthigen. Aber du wolltest nicht. Was hilft es dich, mit Gott prozessiren zu wollen? Ich stehe dir dafür, Er gewinnt den Prozeß durch alle Instanzen, und du wirst Ihm auf Tausend nicht Eins antworten können.

Conrad. Aber viele hundert Andere beten auch nicht, und doch geht's ihnen besser als mir.

Michel. Ei so hadere, du Eigensinn! Weißt du denn, was in der andern Welt auf sie wartet? Gerade das, daß dir Gott die Wege so verzäunt hat,

ist mir ein Beweis, daß Er dich noch nicht verloren gibt, sondern noch zu gewinnen wissen wird. Seine Schläge sind lauter Liebesschläge gewesen.

Conrad. Wenn ich's nur glauben könnte!

Michel. Du magst's glauben oder nicht, das ändert in der Sache nichts. Gott bleibt doch der HErr, wenn gleich die Menschen sich Sein Regiment nicht wollen gefallen lassen, und Er ist doch die Liebe, wenn gleich die Menschen es nicht erkennen wollen.

Damit stand Michel auf und sagte: „Laßt uns nun zur Ruhe gehen." Conrad sagte tiefsinnig: „Gute Nacht!" und begab sich auf seine Kammer; Michel bestand darauf, in dem Lehnsessel übernachten zu wollen, und ließ sich noch etwas Holz in den Ofen schieben. Er schlief aber nicht, sondern betete für den armen Conrad bis Mitternacht, dann erst legte oder vielmehr setzte er sich zurecht und schlummerte ein. Conrad konnte die ganze Nacht kein Auge voll schlafen; er kämpfte einen schweren Kampf; alle seine Sünden wachten in ihm auf und verklagten ihn; alle seine Rechthaberei gegen Gott wurde ihm zu nichte gemacht, alle seine Selbstgerechtigkeit in Stücke gerissen. So oft hatte Gott an sein Herz geklopft, und nie hatte er „Herein!" gesagt, nie, wenn's ihm gut ging, Ihm gedankt, nie, wenn's Noth gab, seine Zuflucht zu Ihm genommen. Sprüche, die ihm seit mehr als dreißig Jahren nicht mehr in den Weg gekommen, begegneten ihm wie alte Bekannte, die er beleidigt, und machten ihm ein finsteres Gesicht; Alles half zusammen, ihn zur Verzweiflung zu bringen. Länger als bis 5 Uhr

konnte er's nicht im Bett aushalten, er ging herunter in die Stube, wo er Michel aufweckte, und mit verzagender Stimme ihm zurief: „Ach! ich bin verloren! Mir ist nicht mehr zu helfen! Gott kann mir nicht verzeihen! Ich habe Ihn zu lange verachtet und vergessen; nun kann ich auch keinen Trost mehr finden!“ — „Aha! steht's so? lieber Freund!“ sagte Michel; „nun habe ich erst eine Freude an dir.“ — Freude? Nein, einer Schadenfreude hätt' ich dich nicht für fähig gehalten. — „O gewiß nicht Schadenfreude. Ich freue mich, weil ich dich auf dem rechten Weg sehe: denn das ist der Weg zur Rettung.“ — Zur Verzweiflung, willst du sagen. — „Nein, nein, zur Rettung. Sobald ein Mensch an sich selber verzagt, dann kann Gott ihm helfen.“ — Ich verzage aber nicht blos an mir selbst, fuhr Conrad fort, sondern auch an Gott. Er hat mich verworfen; es kann ja gar nicht anders seyn, nachdem ich es Ihm so gemacht. — „Nur Geduld!“ erwiederte Michel, „zum Morgen kommt man blos durch die Nacht. Ich bin versichert, daß dir geholfen wird, und Gott hat schon zum Voraus ein freundliches Unterpfand gegeben, indem Er dich aller irdischen Sorgen überhoben hat.“ — Wie so? fragte Conrad. — „Ich habe dir's absichtlich bis jetzt verschwiegen,“ antwortete Michel; aber nun sollst du es wissen, weil es dir zeigen kann, daß Gott es besser mit dir meint, als du Ihm zutraust. Ich hatte gestern ein Geschäft in Eichstätt und mußte gegen zwei Stunden warten, bis der Klosterpfleger von Rebdorf nach Hause kam. Zur Unterhaltung griff ich nach

einigen da liegenden Zeitungen, und las unter Anderem eine Anzeige aus Augsburg, dein Bruder Hartwig sei gestorben und habe ein Vermögen von 18,000 Gulden hinterlassen, das in Ermanglung näherer Erben dem einzigen leiblichen Bruder Conrad Pfelger anheimfalle, der sich nun innerhalb 90 Tagen zu melden habe. Du siehst also, daß in dieser Hinsicht vollständig für dich gesorgt ist." — Als Conrad, ganz erstaunt über diese unerwartete Mittheilung, eben im Begriff war, zu antworten, hörte man draußen auf dem Hofe ein Pferdegetrappel, und der Lorenz, der mit seines Herrn Erlaubniß auf dem Morterhof übernachtet hatte, und jetzt eben auf dem Mohrenschimmel herangesprengt kam, trat fast athemlos in die Stube und rief: „Michel, hurtig machet, daß Ihr nach Hause kommet; der Clasbauer ist heute Nacht tödtlich krank geworden und verlangt sehr nach Euch." Michel erschrack, nahm schnell Abschied von Conrad, der ihm versprach, nicht aus der Gegend zu gehen, ohne ihn vorher noch einmal gesehen zu haben, rief dem freundlichen Gastwirth seinen Dank in die Schlafkammer hinein, schnallte seinen Geldgurt um, und eilte mit eben anbrechender Morgendämmerung querfeldein nach dem Mittelmorterhof.

Was noch zu sagen ist, kann ich in Kurzem melden. Der Clasbauer starb nach acht Tagen; Kinder hinterließ er nicht; seine Wittwe zog zu ihrer Schwester nach Pappenheim. Conrad nahm das ererbte Vermögen in Augsburg in Empfang, und kaufte den Hof des verstorbenen Clasbauern, den er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Michel umtrieb. Ein Jahr

später hättet ihr ihn nicht wieder erkannt; denn seit er mit Michel umging, führte er eine ganz andere Sprache. Er hatte sich vor Gott gedemüthigt, Ihm Recht gegeben, um Vergebung gefleht und Frieden gefunden. „Ach, was wäre aus mir geworden," sagte er oft, „wenn ich nicht auf jenem Möhrenfeld den Fuß verrenkt hätte!" — „Ja," fuhr dann Michel fort, „und wenn das Stöberwetter nicht gekommen wäre, das mich nöthigte, auf dem Hochholzhof einzukehren."

7.

Die Geschichte des Michel von Breitenfurth.

Von Michels früherer Geschichte habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Als wandernder Mezgerbursche war er in das Dorf gekommen, wo er Conrads Bekanntschaft machte. Dem Baron starb sein Reitknecht, auf den er große Stücke gehalten hatte; Michel meldete sich um die Stelle und erhielt sie. Dem Verstorbenen zu Ehren mußte er, so lange er bei dem Baron in Diensten war, den Namen Bernhard führen, denn so hatte Jener geheißen. Wie er zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und wie es ihm von Conrads Entweichen an bis zu dem entscheidenden Stöberwetter äußerlich und innerlich ergangen, das erzählte er seinem Freunde an einem stillen Winterabend in folgender Weise:

Als ich bei dem Baron in Dienste trat, war ich ein leichtsinniger junger Mann, für den ein schönes Kleid und ein munteres Pferd mehr Werth hatten als ein gutes Gewissen. Ich hatte zwar von frommen Eltern eine christliche Erziehung genossen; allein sobald ich das Elternhaus verließ, verloren sich auch die guten Eindrücke wie die Haferkörner, die aus einem durchlöcherten Sack auf die Straße gefallen sind, und unter denen die Sperlinge und die Meisen ihre

Aehrenlese halten. Auf das Wohlgefallen des Barons achtete ich mehr als auf das Wohlgefallen Gottes, und ein fetter Bissen aus der Schloßküche schmeckte mir süßer als der köstlichste Spruch in der Bibel. So ging ich in Gleichgiltigkeit und irdischem Sinn dahin, und wenn mich Gott in jener Zeit hätte sterben lassen, so wäre ich unfehlbar ein Kind des Verderbens gewesen. Aber Seine Barmherzigkeit hatte mir etwas Besseres zugedacht; und wenn auch die Kur, die Er bei mir anwendete, eine schmerzliche war, so wurde doch der Zweck dadurch vollständig erreicht, einen neuen Menschen aus mir zu machen. Ich habe dir nie etwas davon gesagt, weil du mich damals doch nicht verstanden hättest, so wenig als unsere übrigen Hausgenossen; nun aber sollst du erfahren, wie mich Gott auf einen andern Weg gebracht hat. Jenen Winter brachte ich mit dem Baron in Berlin zu, wo er früher in Militärdiensten gestanden war und viele gute Freunde hatte. Die Einladungen kamen geflogen, wie bei einem Gantmann die Schuldforderungen, und mein Herr war jeden Tag in einer andern Gesellschaft. Da wurden allerlei Neuigkeiten berichtet und gemacht, gerichtet und verlacht, wie es unter Leuten, die ihre Zeit nicht besser zu benützen wissen, gewöhnlich ist. Eines Abends aber kam eine vor, die meinem Herrn auf eine Zeit lang das Lachen ganz vertrieb. Einer von den Herren bemerkte unter Anderem: „Morgen muß auch ein armer Kerl baumeln;“ und das sagte er so trocken und gleichgiltig, wie wenn der alte Riedbauer seinem Knecht ankündigt, er wolle morgen das große Kalb schlachten. Die Andern frag-

ten: „Wo das?“ Die Antwort war: „In Magdeburg.“ Auf die weitere Erkundigung nach seinem Vergehen hieß es, er sei vor Jahren von der Armee desertirt, und jetzt zurückgekommen, in der Hoffnung, das Gras, das seitdem über der Geschichte gewachsen, werde hoch genug seyn, daß er sich darin verstecken könne. Es sei aber mit seinem Entweichen noch ein anderer bedenklicher Umstand verknüpft gewesen, den man noch nicht vergessen gehabt, und deßwegen sei er sogleich arretirt und ihm der Prozeß gemacht worden. Bei dieser Erzählung wurde mein Herr aufmerksam, und fragte nach dem Namen des Delinquenten. „Simon Schwelter,“ sagte der Erzähler. Damit hatte der Baron genug. Er suchte einen Vorwand, um sich zu entfernen, und kam eilig nach Haus, so bleich wie die weiße Frau im Berliner Schloß. Der Zusammenhang der Geschichte, den ich nachmals erfuhr, erklärte mir seinen Schrecken hinlänglich. Der Baron hatte im letzten Kriege als Hauptmann gedient, und Simon Schwelter stand bei seiner Compagnie, und wurde wegen seiner Anstelligkeit und Gewandtheit häufig als Ordonnanz von ihm benützt. Eines Tages, als die Heeresabtheilung des Barons in ihrem Lager dem Feind gegenüber stand, hatte er, ein leichtsinniger und lebelustiger Mann, in einer Gesellschaft von Offizieren dem guten Wein zu große Ehre angethan, und sollte Abends noch die Vorposten visitiren. Auf einem der äußersten Posten hatte Simon die Wache. Der Hauptmann, der nun an den sämmtlichen Posten herum war, und dem der Kopf von dem Uebermaß des Weines ein wenig schwindelte, stieg vom Pferde und band

es an einen Baum, um in seiner redseligen Laune sich mit Simon, der viel bei ihm galt, zu unterhalten. Ein kleines Geräusch in der Nähe machte das junge Pferd scheu; es riß los, und rannte längs des Lagers über die Wiesen hinunter. „Lauf' ihm nach und fang es wieder ein!“ sagte der Hauptmann zu Simon; „ich will einstweilen deinen Posten besetzt halten.“ Simon lief, so schnell er konnte, und der Hauptmann nahm indessen sein Gewehr und stellte sich als Schildwache auf. Aber es stand nicht lange an, so machte ihm der Wein in seinem Kopfe einen Nebel vor die Augen, und die laue Sommernacht breitete ihm einen weichen Teppich unter die Füße, auf den er schlafend niedersank. Unglücklicherweise hatten die Feinde gerade auf diese Nacht einen Ueberfall verabredet; und als hätten sie von dem verlassenen Zustand dieses Vorpostens Kunde gehabt, brachen sie just auf dieser Seite in das Lager ein. Des schlafenden Hauptmanns, der ruhig hinter einem Baume lag, wurden sie nicht gewahr, denn die Nacht war dunkel; und als ihn endlich das Kriegsgeschrei weckte, war schon Alles im vollen Handgemenge. Der Schrecken machte ihn vollkommen nüchtern; er zog seinen Degen, und warf sich muthig in's wildeste Getümmel. Die Feinde wurden endlich zurückgeschlagen; aber das Heer hatte einen großen Verlust erlitten, und mit Tagesanbruch wurde ein Kriegsrath zusammenberufen, um zu untersuchen, durch wessen Nachlässigkeit diese Ueberrumpelung des Lagers möglich geworden sei. Der Hauptmann hatte noch vorher seine Compagnie versammelt, und da Simon nicht erschien, so schloß er daraus, er sei gefal-

len oder gefangen genommen worden, und konnte nun ohne Gefahr die Schuld auf den unschuldigen Simon Schwelter werfen, der nach einstimmigem Zeugniß den überfallenen Posten zu bewachen gehabt hatte. Auf ihn selbst fiel kein Verdacht, und da seine große Tapferkeit nicht unbemerkt geblieben war, so trug er statt des verdienten Vorwurfs nichts als Lob davon. Simon war wirklich gefangen genommen worden, und ließ sich bei dem feindlichen Heere anwerben, denn als geborener Elsäßer hatte er kein besonderes Interesse, diesem oder jenem Heere zu dienen. Er hatte früher in Magdeburg als Uhrmacher mehrere Jahre in Arbeit gestanden, und sich etwas Schönes erspart und bei einem dortigen Kaufmann in Zinse gelegt. Dieses Eigenthum wollte er nun, nachdem er den Abschied bekommen, in Empfang nehmen, und sich damit nach seiner Heimath auf den Weg machen. Unglücklicherweise aber wurde er von dem Unteroffizier auf der Thorwache, der einst auch bei seiner Compagnie gestanden war, erkannt und angezeigt; und da immer noch der Verdacht auf ihm lastete, seinen Posten verrätherisch übergeben zu haben, ein Verdacht, der durch seinen Uebertritt in die Dienste des Feindes noch verstärkt wurde, so stellte man ihn vor ein Kriegsgericht und verurtheilte ihn zum Galgen.

Du begreifst nun wohl, Conrad, daß dem Baron, der ja doch jetzt kein junger Springinsfeld mehr war, die Nachricht zu Herzen gegangen seyn müsse, diesem Simon Schwelter stehe ein schimpflicher Tod bevor: und noch mehr peinigte ihn der Gedanke, er selber sei Schuld daran. Er schloß sich in sein Zimmer ein,

und ging eine Stunde lang mit heftigen Schritten auf und ab, wie ich im Vorzimmer deutlich hören konnte. Zuweilen stieß er auch, wie im Aerger, den Fuß auf den Boden, was aber weder ihn noch den Boden erleichterte. Der Kampf, den er mit sich auszufechten hatte, wurde durch die nothwendige Eile, die ihn zum Entschluß drängte, noch hitziger. Es handelte sich um die Ehre vor der Welt, welche, wie du weißt, ein alter Soldat noch einige Thaler höher anschlägt als sein Leben; aber zugleich auch um ein gutes Gewissen, oder um die Ehre vor Gott. Simons Leben konnte gerettet werden, wenn ihm der Baron bezeugte, daß er unschuldig gewesen sei; aber dieß konnte er nicht, ohne seine eigene Schuld zu bekennen: und wenn auch davon keine ernsthafteren Folgen zu erwarten standen — denn er war kein preußischer Unterthan — so verletzte es doch seine militärische Ehre, die bisher Niemand anzutasten gewagt hatte. Endlich gewann doch die bessere Seite in ihm die Oberhand, vielleicht auch einigermaßen unterstützt durch die Besorgniß, Simon möchte am Ende aus Todesangst die ganze Geschichte verrathen, was dann noch schmählicher für ihn wäre. Nun setzte er sich schnell nieder, und schrieb einen Brief an den Gouverneur von Magdeburg, worin er bei seiner Ehre als Edelmann bezeugte, Simon Schwelter sei unschuldig, er selbst habe ihn zur Desertion veranlaßt, und er sei bereit, jeden weiteren Aufschluß über diese alte Geschichte auf's Befriedigendste zu ertheilen. Mit diesem Brief schickte er mich nach Magdeburg, und schärfte mir auf's Nachdrücklichste ein, ja nicht zu säumen, denn es handle

sich um ein Menschenleben. Spätestens um 8 Uhr morgen früh müsse ich in Magdeburg eintreffen, da auf 9 Uhr die Execution bestellt sei. Bereits war es 7 Uhr Abends. Ich ging eilends in den Stall und sattelte meinen Brandfuchs, ein rüstiges Thier, dem ich es wohl zutrauen konnte, daß es mich noch in kürzerer Zeit nach Magdeburg tragen werde. Doch hatte ich zugleich Anweisung, falls dem Pferde irgend ein Unfall zustoßen würde, Postpferde zu nehmen, um ja die Stunde nicht zu verfehlen. Ich war ein leichtsinniger, junger Bursche; pfeifend ritt ich zum Potsdamer Thor hinaus, kam glücklich nach Potsdam und Burg, und erreichte die letzte Station vor Magdeburg, von wo aus nur noch anderthalb Meilen zurückzulegen waren, schon Morgens um drei Uhr. Ein Bäcker in dem Dorf, der an diesem Tage einen benachbarten Markt besuchen wollte, und deßhalb früher aufgestanden war, um sein Brod vorher zu backen, hatte bereits Licht und eine warme Stube. Bei ihm stieg ich ab, ließ meinem Pferde Haber aufschütten, und setzte mich zu dem warmen Ofen, um mich von dem kalten Wind, der durch die Nacht wehte und so scharf war wie eine Damascenerklinge, zu erholen. Da ich noch so viel Zeit vor mir hatte, und es doch nichts half, wenn ich in der Nacht nach Magdeburg kam, so machte ich mir's bequem, und ließ mir den guten Liqueur und ein Stück kaltes Fleisch unbedenklich schmecken, denn ich hatte den Abend vorher in der Eile nicht mehr zu einem Nachtessen kommen können. Was war aber die natürliche Folge, die ich in meinem Leichtsinn gar nicht überlegte? Die Wärme in der heißen Stube

nach der kalten Nachtluft und der reichlich genossene Liqueur machten mich bald schläfrig. Im Anfang suchte ich der Versuchung zu widerstehen; da aber diese Bemühung eben so schläfrig war wie meine Augen, so schlief bald Alles mit einander ein, und ich lag da so unempfindlich wie ein lederner Sack. Unglücklicherweise hatte ich dem Wirth nichts von meiner Eile gesagt, weil ich meinen Auftrag geheim halten wollte; er war bald nachher auf den Markt gegangen, und als die Leute im Hause wach wurden, fanden sie sich nicht berufen, mich in meinem süßen Schlafe zu stören. Denke dir meinen Schrecken, als ich erwachte und heller Tag um mich her war! Ich fuhr auf, wie wenn mich eine Schlange in den Nacken gebissen hätte. „Wie viel Uhr ist's?" rief ich in beklemmender Angst. „Acht Uhr," hieß es, „wird's gleich schlagen." Ich warf einen Thaler auf den Tisch, stürzte in den Stall, zäumte mein Pferd auf, warf mich in den Sattel, und sprengte in gestrecktem Galopp zum Thore hinaus: es war aber keines da. Mein Pferd hatte sich zwar etwas ausgeruht, war aber doch von dem schnellen Ritt noch müde und konnte nicht anhaltend schnell fortrennen, obgleich ich ihm immer wieder mit dem Sporn zusprach. Es war ein sehr kalter Morgen; ich fühlte aber nichts von der Kälte; die Angst trieb mir eine brennende Hitze aus, und wenn diese zuweilen mit heftigem Frost abwechselte, daß mir die Zähne klapperten, so kam er nicht von außen, sondern von innen. Als ich das Thor von Magdeburg erreichte, begegneten mir mehrere Menschen. Von Fieberangst geschüttelt, fragte ich sie: „Ist die Hinrichtung schon

vorüber?“ — „Ja, alles vorbei!“ hieß es. Kaum hatte ich etwas Anderes erwarten können, und war daher auf diese Nachricht vorbereitet, sonst wäre ich vielleicht vor Schrecken vom Pferd herabgefallen; so aber ermannte ich mich augenblicklich, warf mein Pferd herum und ritt wieder Potsdam zu.

Ob ich in jenen Stunden einen Gedanken oder eine Empfindung gehabt, weiß ich nicht, denn es ist mir gar keine Erinnerung davon geblieben. Im Anfang gab ich meinem Pferd die Sporen, und sauste durch den kalten Wind dahin wie der Jäger des wilden Heeres, ohne daß meine brennenden Wangen abgekühlt wurden. Dann ließ ich meinem Roß die Zügel, und in tiefen Träumen versunken, gleich dem alten Barbarossa im Untersberg, gefühl- und regungslos wie der steinerne St. Georg auf seinem Pferde, kam ich an das Bäckerhaus zurück, wo ich den unseligen Morgenschlaf gehalten, und erwachte aus meiner Erstarrung, als mein Fuchs, eingedenk des guten Morgenimbisses, an dem Hause ungefragt und ungeheißen stille hielt. Ganz maschinenmäßig stieg ich auch ab, als hätten wir die Rollen getauscht und der Fuchs nun das Kommando übernommen, gleich wie der Lieutenant vorrückt, wenn der Hauptmann den Kopf verloren hat. Ich ließ mir eine warme Weinsuppe machen, die ich mit Appetit verzehrte, jedoch von beständigem Fieberfrost geschüttelt, als wär's mein Henkermahl und müßt' ich in einer Stunde die fatale Leiter besteigen. Ich sprach kein Wort mit den Leuten, als was durchaus nöthig war; sie gingen mit bedenklichen Blicken an mir vorüber, in denen mehr Mißtrauen als Mitleiden

zu lesen war. Aus dem Gewirre meiner Gedanken, in denen es durcheinander ging wie in einem gestörten Ameisenhaufen, erhob sich von Zeit zu Zeit einer, der mir in's Ohr rief: „Du bist an dem Tod des Unglücklichen schuldig; du hast ein Menschenleben verschlafen!" Gegen diesen Gedanken hatte ich keine Schutzwaffe und mußte seine peinlichen Stiche geduldig leiden, wie ein gefesselter Neger die Stiche der Muskito's. Sobald mein Pferd die Krippe leer hatte, ritt ich weiter und blieb in Potsdam über Nacht. Von da ritt ich nach Leipzig, wo ich am dritten Tage ankam; denn mein Herr hatte mir gesagt, daß er unverzüglich von Berlin aufbrechen und mich in Leipzig erwarten werde. Er traute dem armen Simon nicht so viel Edelmuth zu, seinen Antheil an der Geschichte zu verschweigen, und fürchtete, die Geständnisse desselben möchten ihn in Unannehmlichkeiten verwickeln. Deßhalb wollte er Preußen verlassen und sich nach Dresden, seinem gewöhnlichen Winteraufenthalt, begeben.

Je näher ich der Stadt kam, desto mehr drängte sich die Besorgniß in den Vordergrund, wie ich von meinem Herrn empfangen werden würde, wenn ich ihm die schlimme Botschaft brächte. Es lief aber viel besser ab, als ich erwartet hatte. Der Baron hatte es schon bereut, daß er so offenherzig und großmüthig gewesen, das Leben des Delinquenten auf Kosten seiner Ehre retten zu wollen; als er daher vernahm, daß ich zu spät gekommen, war er, ohne sich's merken zu lassen, froh darüber, und lobte sogar meine Klugheit, daß ich den Brief unter diesen Umständen nicht abge-

gegeben hatte, obwohl ich mir hierin kein Verdienst anmaßen konnte, denn ich war ohne alle Ueberlegung blos dem augenblicklichen Eindruck gefolgt. Allein was half mir jene Zufriedenheit und dieses Lob! mein Gewissen war einmal aufgewacht und ließ sich durch das Urtheil einer engherzigen Selbstsucht nicht beruhigen. Ich konnte bei Nacht nicht schlafen, und am Tage ging ich umher, wie Einer, der sein Herz verloren hat und nicht mehr finden kann. Jedermann fiel meine Zerstreuung auf, mein Trübsinn, da ich vorher so lebensfroh gewesen, meine Abgeneigtheit, an Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die mir sonst über Alles gegangen waren. Gleichwie in einer Kammer voll kleiner Kinder, wenn eines derselben mit einem gellenden Schrei erwacht, auch die übrigen aus dem Schlafe aufgeweckt werden, so ging es auch mit meinen Sünden. Alle wachten auf und klagten mich an; alle guten Lehren und Ermahnungen, die ich in meiner Kindheit gehört, alle Sprüche, die ich gelernt hatte, vereinigten sich, mich zu verurtheilen, und ich konnte nichts erwiedern und weit und breit keinen Advokaten finden, der sich meiner angenommen hätte. In dieser fortwährenden Höllenangst griff ich endlich nach der Bibel, die ich in einem alten Schrank des Schlosses gefunden hatte. Aber seltsamerweise gerieth ich auf lauter solche Stellen, die wie scharfe Messer meine Wunden noch tiefer aufrißen, statt sie mit Oel zu mildern; und es war, wie wenn die gewaltigen Töne einer großen Orgel ein Buß- und Sterbelied über mir angestimmt hätten. Dennoch konnte ich von dem Buche nicht lassen; ich fühlte, daß es die Wahrheit sagte;

ich mußte ihm in Allem durchaus Recht geben, obwohl es mich als einen fluchwürdigen Sünder verdammte; ich mußte mich demüthigen vor Gott, und bekennen, daß ich des Todes schuldig sei. Erst dann, als es so weit mit mir gekommen war, fand ich auch tröstliche Stellen, Sprüche, die mich wieder aufrichteten, die mir von der Barmherzigkeit Gottes, auch gegen die größten Sünder, und von der Vergebung der Sünden Zeugniß gaben, welche unser Heiland durch Seinen Tod am Kreuz uns erworben hat. Daß diese Vergebung auch mich angehe, wurde mir freilich viel schwerer zu glauben als jenes Verdammungsurtheil; doch war Gott so gnädig, mir endlich auch diesen Glauben zu schenken, nachdem ich Ihn lange um Trost und Licht angefleht hatte. Von da an war ich ein anderer Mensch geworden; die Welt mit ihrer Lust hatte keinen Reiz mehr für mich; meine liebste Beschäftigung war der Umgang mit dem Wort Gottes, und an die Stelle der peinlichen Angst war ein stiller Friede getreten. Nur Ein Gedanke machte mir zuweilen noch bange, der Gedanke an den unschuldigen Simon Schwelter, der durch meinen Leichtsinn um's Leben gekommen war. Ich betrachtete mich als seinen Mörder; und wenn ich auch glauben konnte, daß Gott mir diese Sünde vergeben habe, so war's mir doch oft, als ob eine Blutschuld schwerer sei denn alle andern Schulden, und als ob sie nicht ganz ungestraft bleiben könne. Mein Herr, dessen Schuld freilich noch größer war, schien leicht darüber hinweggekommen zu seyn: ein Menschenleben kam ihm nicht so wichtig vor, und nach dem Worte Gottes fragte er nicht

viel. Sein Gewissen war stumpf wie ein hölzerner Säbel.

Jene große Veränderung war bereits mit mir vorgegangen, als du in's Schloß kamst. Du wirst dich erinnern, daß ich hie und da ein ernstes Wort dir zugerufen, dir manchmal einen bedeutenden Wink gegeben habe, den du aber nicht verstanden oder nicht beachtet hast. Als man dich in's Gefängniß legte, und bei der feindseligen Stimmung des Verwalters gegen dich ein schlimmer Ausgang der Untersuchung zu erwarten stand, dachte ich in der vollen Ueberzeugung von deiner Unschuld auf Mittel und Wege, dir herauszuhelfen. Das Mittel, welches ich ergriff, läßt sich freilich auf keine Weise rechtfertigen; als Christ hätte ich es der Macht und Weisheit Gottes, anstatt eigenmächtig durch unerlaubte Kunstgriffe ihr zu Hilfe kommen zu wollen, zutrauen sollen, daß Er die Wahrheit an's Licht kommen lassen und der gerechten Sache den Sieg verschaffen werde. Aber die Erinnerung an meine Magdeburger Geschichte verblendete mein Urtheil: damals war ja auch die Unschuld unterlegen; und nachdem ich einmal das Unglück eines Menschen verschuldet hatte, so wollte ich das zweite Mal mir nicht durch übertriebene Bedenklichkeiten einen gleichen Vorwurf aufladen. Das Wort Gottes und den HErrn selbst fragte ich dabei nicht um Rath, sondern handelte auf eigene Faust, im Unglauben, was ich damals nicht einsah, was mir aber bald nachher aufgedeckt wurde. Und wie es geht, wenn einmal das Auge verblendet ist, so knüpft sich ein Irrgang an den andern an: als ich merkte, daß man den Verdacht, dir losgeholfen zu

haben, auf mich warf, so machte ich mich heimlich auf die Flucht, da ich doch hätte getrost erwarten sollen, was der HErr, in dessen Hand ja alle Richter und alle Urtheilssprüche sind, für eine Strafe würde über mich kommen lassen. Ich sah, wie zornig der Baron war; ich wußte, daß der Verwalter mich nicht leiden konnte, weil ich hie und da seiner Unredlichkeit einen Riegel vorschob; und diese Betrachtung überwog bei mir alles Andere, so daß ich schwach genug war, als ein Mensch, der doch Gott zum Schutze hatte, mich heimlich hinwegzustehlen, und dadurch allen guten Ermahnungen, die ich da und dort meinen Dienstgenossen gegeben, die Spitze abzubrechen. Sobald ich nachher und nüchtern auf diese Geschichte zurückblickte, wurden mir alle meine Fehler vor Augen gestellt; ich demüthigte mich, suchte Vergebung bei Gott und fand sie. Ich hatte während der kurzen Zeit meiner Verblendung die Schuld auf die Umstände geschoben; nachher sah ich deutlich ein, daß nur mein Unglaube die Sache verwirrt hatte. So macht's das thörichte Herz, auch wenn es schon angefangen hat, auf den Wegen Gottes zu wandeln: so oft es einen Fehler gemacht hat, sucht es zuerst die Schuld außer sich; und doch macht das Bette uns nur darum warm, weil es vorher von uns warm geworden ist.

Die Entfernung von dem Baron that mir im Ganzen nicht so leid, als er und Andere etwa denken mochten. Ich hatte mich schon lange nach einem ruhigeren und stilleren Aufenthalte gesehnt, und namentlich nach einem Ort, wo ich auch mit wahren Christen Umgang haben könnte; und nur die Rücksicht auf die

besondere Freundlichkeit, welche der Baron mir vor andern Hausgenossen bewiesen hatte, hielt mich ab, das Verhältniß gewaltsam aufzulösen. Nun, da sich ein so unerwarteter Anlaß dargeboten hatte, aus diesem mir lästigen Hof- und Schloßleben fortzukommen, ergriff ich ihn mit beiden Händen, und wanderte fröhlich Sachsen und Preußen zu, nun nicht mehr als Bernhard Reitknecht, sondern wieder als Michel von Breitenfurth. Bei einem Pfarrer in der Nähe von Wittenberg, der ein großes Bauerngut bei der Pfarrei hatte, fand ich eine Anstellung als Haus- und Ackerknecht, und da war mir's so wohl wie dem Sadrach, Mesach und Abednego, welche ihre einfache Hausmannskost den Leckerbissen der königlichen Tafel weit vorzogen. Der Pfarrer war ein redlicher, eifriger Knecht Christi, dem das Heil der Seelen wahrhaftig am Herzen lag, und der seine Schafe allezeit auf gute Waide führte. Seine Hausgenossen wurden wie Kinder behandelt, und betrachteten ihn auch alle wie ihren Vater, was ihnen auf dem Herzen lag, theilten sie ihm zutraulich mit. Was für ein Abstand war es zwischen diesem Hause und dem Schloß des Barons! Etwa wie wenn der ägyptische Minister Joseph zu dem Erzvater Jakob auf Besuch kam. Wie wurde mir da so wohl! Wie hatte ich in freien Stunden, namentlich im Winter, so schöne Gelegenheit, mich nützlich zu beschäftigen! Der Pfarrer besaß eine reiche Bibliothek von christlichen und nützlichen Büchern aller Art, und ich kann sagen, daß ich einen bedeutenden Theil davon, soweit sie nämlich für mich taugten, in den sechs Jahren meines dortigen Aufent-

halts durchgelesen. Geschichte und Kirchengeschichte, Erd- und Reisebeschreibungen waren mir willkommen, und die Bibel behielt dennoch nicht blos einen Platz daneben, sondern die Hauptstelle. Nun erst lernte ich recht einsehen, wie gut mein himmlischer Vater es mit mir meinte, als Er mich vor dem Thor von Magdeburg in Verzweiflung gerathen ließ: denn diese Noth war der Weg, auf welchem Er mich zu Sich zog. Aber doch — bei all' den großen Wohlthaten, die ich in meiner jetzigen Lage genoß — und in der That, so oft ich auf meine Vergangenheit zurückblickte, wandelte mich ein so wohlthuendes Sicherheitsgefühl an, wie einen Reisenden in der arabischen Wüste, der von Beduinen verfolgt wird und den die Mönche des Katharinenklosters in ihrem Korb an der Mauer hinaufziehen: ja, was wollt' ich sagen? — bei allem dem machte doch der Gedanke an das Menschenleben, das durch meinen Leichtsinn geopfert worden war, mir noch hie und da einen schmerzlichen Augenblick oder eine unruhige Stunde in der Nacht, wie ein kranker Fuß, dessen Schmerz durch die Bettwärme nicht gelindert, sondern geweckt wird. Ich war schon einige Jahre im Hause gewesen, als ich mich endlich entschloß, meinem Herrn, gegen den ich ja volles Vertrauen hatte, die ganze Geschichte anzuvertrauen und ihn um seinen Rath zu bitten. Eines Tages war ich allein bei ihm auf seiner Studirstube, um ihm ein Buch zu bringen, das ich durchgelesen hatte, und fragte ihn nun, ob ich ihm meine Geschichte erzählen dürfe, um seine Ansicht darüber zu hören. Er war sogleich bereit, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, unterbrach mich zuweilen

mit einer Frage, und als ich zu Ende gekommen war, sagte er mit großer Freundlichkeit: „Warum hast du mir das nicht eher gesagt, Michel? Ich hätte dir schon lange einen Trost geben und deiner Unruhe ein Ende machen können: denn glücklicherweise ist mir diese Geschichte nicht fremd.“ — „Wie so?“ fragte ich, einigermaßen erschrocken. — „Du brauchst nicht zu erschrecken,“ erwiederte er, „die Angelegenheit steht besser, als du vermuthen kannst. Ich war zu der Zeit, als der Prozeß des Simon Schwelter vorkam, Garnisonsprediger in Magdeburg, und erhielt den Auftrag, den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Er war ein redlicher, rechtschaffener Mann, zum Tode gefaßt, und edelmüthig genug, sein Leben nicht durch ein Geständniß erkaufen zu wollen, das den Baron hätte in Verlegenheit bringen können. Mir aber vertraute er unter dem Siegel der Beichte den ganzen Hergang der Sache an. Ich erklärte ihm als Seelsorger, daß er hinlänglich befugt sei, dieses Geständniß auch gegen den Richter zu thun, wenn er sein Leben damit retten könne. Er wollte aber nicht. Der Baron, sagte er, habe ihm so viele Wohlthaten erzeigt, daß er schon aus Dankbarkeit verpflichtet sei, ihn zu schonen, und an seinem Leben liege nicht so viel. Ich drang nun nicht weiter in ihn; weil mir aber seine zarte Gewissenhaftigkeit übertrieben vorkam, hielt ich es in diesem Falle für meine Pflicht, das Beichtgeheimniß zu verletzen, und entdeckte dem Gouverneur im Vertrauen den ganzen Thatbestand. Dieser schrieb schleunig an den König, und am Morgen vor der Hinrichtung kam eine Staffette mit der Nachricht, daß Simon Schwelter begna-

digt sei. Die Ursache der Begnadigung wurde geheim gehalten, weil man den Baron, der große Familienverbindungen hat, schonen wollte; Simon Schwelter wurde im Stillen mit einem Reisegeld entlassen und in seine Heimath geschickt, wo er vermuthlich jetzt noch lebt."

Denke dir mein Erstaunen, Conrad, als mir diese Aufschlüsse zu Theil wurden, die das Räthsel meines Lebens auf einmal lösten! Ich war voll Freude und Dank gegen Gott, und blickte mit gefalteten Händen gerührt zum Himmel. Bei weiterer ruhiger Ueberlegung fand ich es ganz begreiflich, daß mir von dieser Lossprechung nichts zu Ohren gekommen war; ich hatte mich ja sogleich wieder weit von dem Schauplatz der Geschichte entfernt, und zudem war Alles in der Stille behandelt worden, und die Ursache der Begnadigung war zwischen dem König und dem Gouverneur auf ausdrückliches Verlangen des Ersteren ein Geheimniß geblieben. Nur das blieb mir noch dunkel, wie die Leute, die mir am Thor von Magdeburg entgegen kamen, hatten sagen können, die Hinrichtung sei vorbei. Als ich dieß gegen den Prediger äußerte, sagte er: „Darüber darfst du dich nicht wundern. Diese Leute waren ohne Zweifel in die Stadt gekommen, um das Schauspiel einer Hinrichtung mit anzusehen, und über die Täuschung ihrer thörichten Neugierde ärgerlich, antworteten sie auf deine Frage: „„Ja, Alles vorbei!"" womit sie sagen wollten, es finde gar keine Hinrichtung Statt. Wärest du nur geduldig oder unbefangen genug gewesen, um eine weitere Erklärung abzuwarten, so hättest du dir die Noth und

Sorge so manchen Jahres ersparen können; aber sieh, so geht's, ein böses Gewissen verderbt sich seinen Weg immer selber, und macht aus einem Wiesengraben einen bodenlosen Abgrund."

Du kannst dir denken, daß ich von nun an meinen Weg mit viel mehr Freudigkeit ging, und daß diese wunderbare Führung Gottes mich noch manchmal zum herzlichen Danke stimmte. Ich hatte nun keinen andern Wunsch mehr, als bis zum Ende meines Lebens in diesen lieblichen Verhältnissen bleiben zu dürfen; aber nachdem ich sechs Jahre meinem lieben Pfarrer gedient hatte, starb er unerwartet an einem Nervenfieber, das er sich am Sterbebette eines armen Webers geholt hatte, und mein Dienstverhältniß hatte ein Ende. Ich sage nichts davon, wie schmerzlich mir dieser Verlust gewesen; das kannst du dir leicht vorstellen. Möge Gott dem edlen Manne vergelten, was er an meiner Seele gethan hat!

Ohne zu wissen, wohin, ergriff ich wieder den Wanderstab. Da drängte sich mir plötzlich der Gedanke auf: du mußt zu dem Baron gehen und ihm sagen, daß Simon Schwelter noch am Leben ist; wenn er auch jetzt gleichgiltig über die Sache hinweggeht, so könnte doch eine Stunde kommen — und wäre es erst die letzte, — wo die Erinnerung an jene Geschichte wieder aufwachen und ihn beunruhigen könnte. Das kannst du ihm ersparen. — Dieser Gedanke wurde jedoch, ehe ich ihn ausführte, reiflich erwogen. Vielleicht, hieß es auf der andern Seite, ist der Baron noch zornig über dich, und du willst dich unnöthigerweise freiwillig in seine Hände liefern? Ein anderer

Einwurf sagte: wer weiß, ob du ihm mit dieser Nachricht auch wirklich Freude machst! Wenn er erfährt, daß der König und der Gouverneur und vielleicht noch andere Leute von der Sache wissen, so ist's sehr die Frage, ob nicht der Aerger darüber seine Freude über Simons Begnadigung verschlingt, wie Pharao's magere Kühe die fetten. Allein alle diese Einwürfe wurden widerlegt, und ich machte mich auf den Weg zu dem Baron. Der arme Herr, der seitdem durch Krankheit sehr heruntergekommen und viel milder geworden war, freute sich wie ein Kind, als er mich wieder sah. Deine Unschuld an dem Brand des Schlosses war seitdem an's Licht gekommen, indem eine der Mägde auf ihrem Sterbelager bekannte, daß sie durch eine Unvorsichtigkeit diesen Brand veranlaßt hatte, und somit war auch mein Benehmen in den Augen des Barons gerechtfertigt. Zudem hatte er unterdessen mehrere untreue Reitknechte gehabt, die ihm viel Unlust verursachten, und dadurch stieg ich bei ihm wieder höher im Werthe. Als er nun hörte, daß Simon Schwelter noch am Leben sei und im Elsaß wohne, so machte ihm dieß doppeltes Vergnügen: denn er war eben im Begriff, wegen seiner leidenden Gesundheit eine Reise in's südliche Frankreich zu machen, und sogleich stand der Entschluß bei ihm fest, seinen alten Simon, der ehemals sein Liebling gewesen, aufzusuchen, da er ohnehin bei dessen Geburtsort Markirch nahe vorbeikommen würde und ihm für die ausgestandene Angst und für die bewiesene Großmuth noch eine Belohnung schuldig sei. Ich wurde alsbald aufgefordert, mit ihm zu reisen, und da ich gern den Mann persönlich kennen

lernte, dessen Geschichte mit meinem ganzen Lebensgang so eng verflochten war, so willigte ich ein, bis nach Markirch mitzugehen: denn wieder ganz in des Barons Dienste zu treten, dazu konnte ich mich aus guten Gründen nicht entschließen.

Wir kamen nach Markirch, wir fragten nach Simon Schwelter: er war gestorben, nur wenige Monate vorher. Außer dem guten Rufe eines grundehrlichen Mannes hatte er nichts hinterlassen als eine Wittwe mit einigen kleinen Kindern, denen die von dem Baron seinem alten Vorposten zugedachte Summe sehr zu Statten kam. Er zahlte ihnen tausend Thaler, und sie versprachen in ihrer Herzensfreude, lebenslang für ihn zu beten, was er eben so gut brauchen konnte wie sie das Geld.

Ich verabschiedete mich von dem Baron, reichlich beschenkt, und machte mich auf den Weg nach der Heimath. Auf diesem Hofe, dessen Besitzer ein weitläufiger Verwandter meiner Familie war, ließ ich mich als Knecht dingen, weil ich gleich bei dem ersten Besuche sah, wie dieser Mann vor Gott wandelte. — O welche seligen Stunden haben wir oft in der Betrachtung des Wortes Gottes mit einander gefeiert! Auch als mir vor einigen Jahren von meiner Mutter Bruder ein reichliches Erbe zufiel, wollte ich doch am liebsten der Knecht meines trefflichen Vetters bleiben und seinen Umgang ferner genießen. Der älteste Sohn des alten Simon Schwelter, ein wohlgerathener Jüngling, arbeitet seit einem Jahre bei einem Tuchmacher in Pappenheim, und ihn habe ich in meinem Testament zum Erben meines Vermögens eingesetzt.

8.

Das *Concilium Nepomucenum.*

Von diesem Concil weiß die Kirchengeschichte nichts, wie sie denn überhaupt nicht Alles weiß; z. B. welcher Papst in Augsburg durch sein Beispiel das Tragen der langen Beinkleider oder Pantalons eingeführt hat, das findet sich in keinem ihrer Compendien. Der Unterzeichnete aber weiß es, und kann auch von dem Concilium Nepomucenum erzählen, wie folgt:

Zuvörderst werde ich manchen meiner jungen Leser erst sagen müssen, wer der heil. Nepomuk gewesen ist. Er war Beichtvater der böhmischen Königin Johanna im 14. Jahrhundert; und weil er dem König Wenzel nicht entdecken wollte, was die Königin ihm gebeichtet hatte, so wurde er am 16. Mai 1383 von der Brücke zu Prag in die Moldau gestürzt, und hat also sein Leben seiner Ueberzeugung aufgeopfert. Im J. 1729 wurde er von dem Papst unter die Heiligen versetzt, nämlich unter die Heiligen der Kirche, nicht unter die Heiligen des Himmels, denn dorthin reicht die Gewalt des Papstes nicht. Seitdem ist er nicht blos einer von den fünf Schutzheiligen Böhmens, sondern der Patron aller Brücken in den katholischen Ländern, wenigstens in Deutschland; und wenn ihr einmal auf einer Vakanzreise über eine Brücke kommet,

auf welcher ein lebensgroßes steinernes Bild steht, so könnet ihr zu dem Manne, den es vorstellt, getrost sagen: „du bist der Johann von Nepomuk;“ er wird euch nicht widersprechen. Er steht da über dem rauschenden Flüßchen wie ein Gegensatz des Starren und Flüssigen, des Festen und Geschmeidigen. Das Flüßchen krümmt und windet sich zwischen den Bergen hindurch, fragt nie nach dem kürzesten Weg, nur nach dem ebensten und bequemsten, und wenn ihm auch nur ein Hügel im Wege steht, so weicht es gleich furchtsam aus, ja fällt lieber von seinem Vaterland und seiner Religion ab, ehe es sich entschlöße, gerade aus zu gehen. Ganz anders machte es der heil. Nepomuk. Er wandelte auf dem geraden Wege der Pflicht und der Wahrheit; und als z. B. König Wenzel einmal seinen Koch, weil er einen halb gebratenen Kapaun auf die Tafel gebracht hatte, zur Strafe an einen Spieß stecken und lebendig braten ließ, so machte Nepomuk keine Umwege, sondern ging geradenwegs zum König und verwies ihm nachdrücklich solche Grausamkeit, wiewohl er voraussehen konnte, was die Folge seyn würde, nämlich, daß ihn der König alsbald in's Gefängniß werfen ließ.

Daß hin und her auf den Brücken steinerne Nepomuke stehen, ist männiglich bekannt; aber daß sie alljährlich in der Nacht des 16. Mai eine Zusammenkunft halten, das weiß ich erst seit dem Jahr 1832, wo ich auf einer Reise nach Freiburg nach Mitternacht zwischen Kenzingen und Emmendingen, da wo der Weg nach Riegel rechts abbiegt, über die Dreisam fuhr. Ich hatte diesen Weg schon öfters zu Fuß gemacht

und kannte daher den Nepomuk wohl, der auf dieser Brücke steht. Als ich mich nun beim hellen Mondschein aus dem Fenster des Eilwagens herausbeugte, um nach ihm zu sehen, war ich ganz verwundert, daß er sich dießmal nicht blicken ließ. Ein junger Arzt aus der Schweiz saß bei mir im Wagen; und ich äußerte gegen ihn, es sei mir auffallend, daß der Brückenpatron nicht mehr da stehe, wo ich ihn doch sonst schon so manches Mal gesehen. „Ei," sagte er, „deß wundere ich mich nicht. Wir haben heute den 16. Mai, und in dieser Nacht halten die Nepomuke ihre Conferenz auf dem weißen Berge bei Prag." — Woher wissen Sie denn das? erwiederte ich. — „Woher? nun, weil ich's selbst gesehen habe." — Ich bin von jeher ein neugieriges Menschenkind gewesen, und ließ ihm daher keine Ruhe, bis er mir Alles erzählt hatte, ob ihm gleich, wie es schien, das Schlafen lieber gewesen wäre. Er erzählte mir nun, wie er in Wien Medicin studirt habe, und dann, um seine Studien zu vollenden, auch noch auf ein Jahr nach Berlin gegangen sei. Den Weg hätte er über Prag genommen, und sich dort mehrere Tage aufgehalten, um alle Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend kennen zu lernen. Unter Anderem wollte er auch den weißen Berg besuchen, der durch die bekannte Schlacht am weißen Berge — ihr wisset doch das Datum? — merkwürdig ist. Indem er dort einigen ihm neuen Pflanzen nachging, verlor er den Weg, und irrte so lange umher, bis es dunkel, und damit immer schwerer wurde, den Heimweg zu finden. Es war eine warme Herbstnacht und er entschloß sich endlich, auf freiem Felde

sein Nachtlager zu nehmen. Ermüdet vom Herumlaufen schlief er auch bald ein, und als er um Mitternacht erwachte, rieb er sich die Augen gewaltig aus, um sich zu überzeugen, daß er wirklich wach sei: denn ganz nahe bei ihm saßen in einem weiten Kreise sämmtliche Nepomuke aus ganz Deutschland, die er zum Theil auf ihren Brücken gesehen hatte und recht gut kannte. Ihre Unterhaltung hatte bereits begonnen, und ihr könnet euch denken, wie aufmerksam der junge Mediciner zuhörte. Eine von den Geschichten, die da erzählt wurden, hat er mir mitgetheilt, und ich will sie euch nicht vorenthalten.

Als die Reihe an den Nepomuk von der Mainbrücke zu Würzburg kam, hob er also an zu erzählen:

„Ich vertreibe mir die Zeit auf meinem langweiligen Posten damit, daß ich die Vorübergehenden genau beobachte und mir so einen Schatz von Menschenkenntniß sammle, der mir mein steinernes Daseyn erleichtert und mir manche Unterhaltung gewährt. Die meisten Leute, die über die Brücke gehen, sind mir von Kindheit auf bekannt gewesen, und aus ihren Gesichtszügen, die doch gewöhnlich die innere Stimmung verrathen, aus ihren Gesellschaftern, aus gelegentlichen Aeußerungen, die ihnen im Vorbeigehen entfallen, kann ich mir von den Einzelnen ein Bild ihres Charakters zusammensetzen, das sich gewöhnlich auch durch die fernere Erfahrung bestätigt. Mancher, der in früher Morgenstunde oder am späten Abend einsam die Brücke passirte, ließ in meiner Nähe, weil er sich ganz unbemerkt glaubte, im Selbstgespräch einige Worte hören, die mir einen tieferen Blick in seine Gesinnung

und in seine Absichten gestatteten, als jahrelange Beobachtung. Mancher, der am Tage in der ehrbarsten Gesellschaft einherging, schlich nach Einbruch der Nacht mit verdächtigen Cumpanen an mir vorüber. Wie oft sah ich Einen Morgens mit heiterem Muthe und raschen Schritten der Stadt zu wandern, der Abends mit gesenktem Kopfe, wie ein gestochenes Kalb, und mit unsicherem Tritt den Rückweg antrat. Er mochte in Trunk oder Spiel sein Geld verloren, oder von seinem Advokaten unerwartet schlimme Nachrichten über seinen Prozeß bekommen oder bei seinem Gläubiger keinen weitern Borg gefunden haben. Eines Morgens gingen zwei Männer über die Brücke, von denen der Eine einen Metzgerhund bei sich hatte. Diesen hörte ich, als sie gerade an mir vorüberkamen, zu dem Andern sagen: „„Zwei Flaschen Steinwein wett' ich mit dir, daß ich heute Abend, noch eh' es sieben schlägt, mit einem Duzend Kälber auf der Brücke seyn will."" — „„Und ich sage dir, du bekommst keine,"" erwiederte der Andere. Von dem weiteren Gespräch verstand ich nichts mehr, weil eben ein Wagen über die Brücke rasselte; ich sah aber noch, wie sie einander einschlugen, wahrscheinlich um die geschlossene Wette zu bekräftigen. Abends 6 Uhr sah ich den Metzger wieder kommen. Kälber hatte er keine; er selbst aber lag auf einem Wagen wie ein Kalb, denn er hatte den Fuß gebrochen; wie, das habe ich nicht erfahren. Ich habe ihn nachher noch oft über die Brücke gehen sehen, er war aber um ein Gutes kleinlauter geworden. — Ein anderes Mal fuhr ein feingekleideter Herr in einer offenen Chaise mit Extrapostpferden vorüber, den ich nie

vorher gesehen hatte, der also kein Würzburger seyn konnte. Zwei Kaufleute aus der Stadt, die mir wohl bekannt waren, standen gegenüber von mir, als der Wagen vorbeifuhr, und Einer fragte den Andern: „„Kennst du den?““ — „„Wohl kenn' ich ihn,““ erwiederte der Andere; „„es ist der Buchhalter eines großen Bankierhauses in Frankfurt a. M. Der hat sicher von dem Bankrutt des Mose Hillmann in Heidingsfeld Wind bekommen und hofft noch etwas aus dem Schiffbruch zu retten, denn der Mose ist dem Hause eine große Summe schuldig. Aber ich will eher glauben, daß ein wasserscheuer Hund von Sommerhausen nach Winterhausen gehen, oder daß der alte Magister im Juliusspital seinen thierischen Stubengenossen zur Vernunft bringen wird, als daß der Buchhalter bei dem Mose Hillmann auch nur zwei Dukaten herausschlägt; der ist ein Spitzbube wie alle Juden.““ — „„Nun, nun,““ sagte der Erste darauf, „„man muß doch nicht unbillig seyn und nicht ein ganzes Volk über Einen Kamm scheeren.““ — „„Was?““ entgegnete hitzig der Zweite; „„so gewiß alle Neger schwarz sind, so gewiß sind alle Juden Schurken.““ — Der Erste: Hast du denn schon alle Neger gesehen, daß du weißt, ob alle schwarz sind? — Der Zweite. Nein; aber die Reisenden, die in Afrika gewesen sind, haben's gesehen. — Der Erste: Du weißt's also blos vom Hörensagen, und so auch von den Juden ...... Weiter konnte ich nicht verstehen, denn die Beiden gingen nun weiter. Am Abend fuhr der Buchhalter wieder zurück, und der Mose Hillmann von Heidingsfeld saß bei ihm in der Chaise,

beide augenscheinlich sehr heiter und gutes Muths. Ei! dachte ich, die Sache muß ja nicht so gar schlimm ausgegangen seyn; und war nun begierig, ob sich nicht ein weiterer Aufschluß darbieten würde. Vierzehn Tage lang wartete ich vergeblich auf eine Gelegenheit. Da sah ich eines Morgens auf einem Kahn, den man bei uns zu Lande „Schelch“ nennt, den Mose Hillmann und seine Familie mit einigem Gepäck unter der Brücke durchfahren. Einige Männer aus der Stadt beugten sich über die Brustwehr der Brücke, um dem Schelch zuzusehen, und Einer fragte den Andern: „„Wo will denn der Mose hin?““ — „„Ei der zieht ja nach Frankfurt,““ erwiederte der Andere. „„Wie ist's denn mit seinem Bankrutt ausgegangen?““ — „„Ganz gut; er hat sich als einen ehrlichen Mann bewiesen, alle seine Schulden auf Heller und Pfennig bezahlt, und noch 200 Gulden übrig behalten.““ — „„Aber damit wird er nicht weit springen.““ — Doch bis Frankfurt, wie du siehst; dort hat er einen kinderlosen Verwandten, der will ihn in sein Haus aufnehmen und ihm Antheil an seinem Geschäft geben.““ Ich war froh, das zu hören, und hätte nur gewünscht, daß jener Kaufmann, der so rücksichtslos die Juden verdammt hatte, es auch hätte hören können. Zehn Jahre darauf aber sah ich denselben Kaufmann in einem abgeschabten Rock und in einem offenbar ganz heruntergekommenen Zustand über die Brücke gehen, nachdem er mir lange nicht mehr unter die Augen gekommen war. Ich kannte ihn aber gleich wieder an einem großen schwarzen Pflaster, das er von jeher über dem linken Auge getragen hatte; und ich möchte gern wis-

sen, was weiter aus ihm geworden ist, denn seitdem hat er sich nicht mehr vor mir blicken lassen."

„Darüber kann ich vielleicht Auskunft geben," sprach der Nepomuk von der alten Regnitzbrücke in Bamberg, „wenn der Mann, von dem du redest, außer dem schwarzen Pflaster auch noch das Kennzeichen feuerrother Haare an sich trägt und Mendelbaum heißt." Nachdem der Würzburger Nepomuk dieß bejaht hatte, fuhr der Bamberger also fort: „Diesen Mendelbaum habe ich blos einmal gesehen; aber — —

„Halt!" rief der Nepomuk von der Neckarbrücke bei Horb, „wenn ihr von Mendelbaum erzählen wollet, so kann ich auch einen Beitrag liefern, und der Zusammenhang der Geschichte erfordert es, daß ich gleich jetzt erzähle."

Der Nepomuk von der Moldaubrücke in Prag, der den Vorsitz in der Versammlung führte, billigte den Vorschlag, ermahnte den Bamberger sich ein wenig zu gedulden, und der Horber nahm das Wort:

„Bald nach der Zeit, von welcher unser Würzburger Bruder erzählte, stand ich eines Abends wie gewöhnlich auf meinem einsamen Posten, sah bald dem Neckar nach, der durch das enge Thal zwischen den hohen kahlen Bergen dahinspaziert und sich von ganzem Herzen auf den andern Tag freut, wo er die schönen, fruchtbaren Thäler des Unterlandes betreten und fröhlich durchlaufen darf; bald sah ich links an der Stadt hinauf, die ihre Häuser an die Felsen hingeflickt oder in sie hineingebohrt hat wie die Uferschwalben ihre Nester in den Sandstein; bald rechts hinauf, wo die schöne Hornberger Straße mit Mühe den stei-

len Hügel hinanklettert, von Reisenden, deren Anblick Zeitvertreib gewähren könnte, nur selten befahren. Vor langer Weile gähnte ich einmal um das andere, wenn's Niemand sah; und damit hatte es keine Noth, — denn die Leute, die über die Brücke gingen, waren so leicht zu zählen wie die schönen Häuser in der Stadt. Nur die Emmeritzen erschraken zuweilen, wenn sie sich im besten Zutrauen auf meine Schulter setzten und auf einmal ein solcher Abgrund sich vor ihnen aufthat. Endlich gingen die Leute von ihren Feldern nach Hause und die Straße wurde lebhafter. Von dem rechts auf der Höhe gelegenen Dorfe Nordstetten kam der jüdische Handelsmann Hajum Endel, und mitten auf der Brücke begrüßte er den von der Stadt her kommenden Amschel Levisohn. Da der erstere eine kleine Geschäftsreise antreten und doch vorher von seinem Freund einige Neuigkeiten hören wollte, überredete er diesen, sich neben ihn auf das steinerne Brückengelände zu pflanzen, und da hörte ich denn folgendes Gespräch.

Hajum. Du kommst also gerade von Frankfurt; nun was gibt's denn Neues dort bei unsern Leuten?

Amschel. Nichts Wichtiges, so viel ich weiß. Der alte Nathan Seligmann ist gestorben und hat den Mose Hillmann von Hetzfeld *) zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt.

Hajum. Hat er denn keine Familie hinterlassen?

Amschel. Nein; seine Frau und Kinder sind schon lange todt und nahe Verwandte hat er nicht;

*) Oder Heidingsfeld.

so hat er denn den Mose Hillmann bedacht, durch den sein Geschäft emporgekommen ist und der ihn wie ein Bruder verpflegte.

Hajum. Ich meine doch, mich zu erinnern, daß dieser Mose einmal vor zehn Jahren das Unglück hatte, umzuwerfen.

Amschel. Allerdings; man ist aber nie recht in's Klare über die Geschichte gekommen; nur so viel wußte ich, daß er sich damals als ehrlicher Mann herausgezogen; und erst jetzt habe ich erfahren, wie es zugegangen ist.

Hajum. Ei erzähle mir's doch; du kommst ja immer noch zu rechter Zeit nach Hause.

Amschel. Nun der Mose Hillmann hatte in Hetzfeld ein schönes Geschäft, das seinen Mann nährte. Er handelte mit milochenen*) Weinen, und alle Weinhändler in der Umgegend bezogen ihren Bedarf von ihm. Da war aber in Würzburg ein Kaufmann, Namens Mendelbaum, habsüchtig und betrügerisch, ein Mann, den nach Allem gelüstete, auch nach dem ungerechten Gut, gleichwie Ahab, den Sohn Amri; und es wäre gut gewesen, wenn Mose Hillmann so wenig Bekanntschaft mit ihm gemacht hätte, als ich mit dem Schweinefleisch, wiewohl er ohne seine Schuld dazu kam. Die Habsucht Mendelbaums war so unergründlich wie jenes Wasser, von dem der Rabba, der Enkel des Channa, erzählt.

Hajum. Vetter, du bist ein gelehrter Mann, fast wie unser Rabbi. Ich verstehe von solchen Sachen nicht viel; sag mir doch, was du für ein Wasser meinst.

*) fabrizirten.

Amschel. Der Rabba erzählt, er sei auf einem Wasser gefahren, in dem ein Vogel, dessen Haupt bis an den Himmel reichte, stand, ohne daß ihm das Wasser über die Schienbeine herauf ging. Er dachte hier kann das Wasser nicht sehr tief seyn, ich will hier baden. Da kam aber eine Stimme: Nimm dich in Acht, vor sieben Jahren ist hier einem Zimmermann seine Axt hineingefallen und ist immer noch nicht auf den Grund gekommen.

Hajum. Das ist ja kaum glaublich.

Amschel. Wie dem auch seyn mag, das haben wir hier nicht zu untersuchen. Ich wollte nur sagen, daß der Mendelbaum an der Habsucht so krank gewesen sei, als mein Bruder Aaron, der voriges Jahr starb, an der Schwindsucht.

Hajum. Nun erzähle nur weiter.

Amschel. Es war da in einem benachbarten Ort, ich weiß nicht, ob in Ochsenfurt oder in Marktbreit, eine schöne Oelmühle, und Mendelbaum hatte dem Besitzer derselben eine beträchtliche Summe Geld geliehen. Er hätte aber für sein Leben gern die Oelmühle selbst gehabt, und sann Tag und Nacht darüber, wie er es angreifen müsse, um sich in Besitz derselben zu setzen. Ahab, der Sohn Amri, ging mit seinem Weibe Isabel zu Rathe, als er den Weinberg Naboths haben wollte; das hatte Mendelbaum nicht nöthig, er war selbst verschlagen genug und steckte voll aller bösen Tücke. Durch seine Spionen hatte er ausgekundschaftet, daß der Besitzer der Oelmühle sich in Geldverlegenheit befinde. Alsbald fing er auch an ein Netz zu stricken, in dem er den armen Mann, oder

vielmehr seine Mühle zu fangen hoffte; und bei dem Gedanken, daß ihm nun sein Wunsch erfüllt werden müsse, klopfte er in die Hände und machte ein Gesicht so häßlich, wie der Lellkönig an der Uhr zu Ochsenfurt, der bei jedem Schlag die Zunge herausstreckt. Er dachte nämlich: Wenn ich jetzt plötzlich dem Oelmüller mein Geld abfordere, so weiß er sich nicht mehr zu helfen und muß mir die Mühle verkaufen. Ich lasse ihn dann noch eine Weile als Pächter darauf, und sobald er mir nicht mehr gefällt, jag' ich ihn fort. Er schrieb also einen Brief an ihn, worin ganz deutlich stand, morgen müsse er nothwendig sein Geld wieder haben, und bestellte ihn nach Hetzfeld in das Haus des Mose Hillmann, um dort mit ihm abzurechnen. Der Oelmüller war in großer Noth, denn er hatte kein Geld und wußte auch keines aufzutreiben. Er kam eine Stunde früher nach Hetzfeld, als er bestellt war, und bat den Mose Hillmann auf's Dringendste, ihm 1500 Gulden vorzustrecken, denn so viel war er dem Mendelbaum schuldig. Mose hatte zwar 1200 Gulden baar daliegen; aber er konnte sie kaum entbehren, denn er brauchte selbst in den nächsten Tagen eine bedeutende Geldsumme und ging eben damit um, noch etwas zu entlehnen. Aber den dringenden Bitten des Oelmüllers konnte der gutherzige Mann nicht widerstehen, um so weniger, da er wohl merkte, was Mendelbaum im Schilde führte. Der arme Mann wäre ja ruinirt gewesen, wenn ihm Mose nicht geholfen hätte. Er gab ihm also die 1200 Gulden, verbot ihm aber natürlich, merken zu lassen, woher er sie habe, und ließ sich einen Empfangschein ausstellen. Mendel-

baum kam und triumphirte insgeheim schon über seinen Sieg, denn er hielt es nicht für möglich, daß der Oelmüller in so kurzer Zeit die Summe aufgetrieben haben könne. Als ihm nun dieser die 1200 Gulden hinlegte, machte er große Augen wie ein Uhu bei Nacht. Es war zwar nicht die ganze Summe; allein was konnte er machen! Wegen der fehlenden 300 Gulden konnte er doch keinen Prozeß anfangen, denn der Oelmüller versprach, sie in acht Tagen vollends zu bezahlen. Er strich also das Geld ein; den Schuldbrief aber gab er nicht heraus, sondern schrieb nur eine kurze Interimsquittung. Damit ging der Oelmüller nach Hause. Als er fort war, sagte Mose zu dem Kaufmann: „Wie wär's, Herr Mendelbaum, wenn Sie mir die 1200 Gulden überließen? Ich weiß, Sie brauchen das Geld nicht, und ich befinde mich gerade in Verlegenheit und habe in ein Paar Tagen etlich tausend Gulden nöthig. Im Frühjahr sollen Sie die ganze Summe wieder haben" — Mendelbaum erwiederte: „Wenn du das Geld willst, du kannst's haben. Bei dir steht's gut; aber dem Oelmüller trau' ich nicht; ich glaube, er hat die längste Zeit Oel geschlagen und wird wohl bald selbst unter den Hammer kommen." Er ließ also das Geld sitzen, nachdem er sich einen Schein dafür hatte ausstellen lassen, und ging nur halb befriedigt nach Hause, denn er mußte nun seine Hoffnung wieder ein wenig weiter hinausschieben. Die Oelmühle aber muß ich doch noch haben! sprach er bei sich selber auf dem Heimweg. — Nun was geschah? Der Oelmüller verirrte sich bei Nacht von seinem Wege, den er doch so gut wußte

und schon so oft gemacht hatte; er gerieth in's Wasser hinein und ertrank. Am andern Morgen fand man seinen Leichnam. Ach wie erschrack die arme Wittwe mit ihren sieben unversorgten Kindern! Vermögen war keines da, und die Oelmühle, die sie bisher genährt hatte, wurde nun von den Schulden aufgefressen. Zu allem Unglück kam auch noch das, daß man die Quittung über die bezahlten 1200 Gulden nicht bei dem Verstorbenen fand. Wahrscheinlich hatte er sie nur lose in seine Seitentasche gesteckt und dort war sie vom Wasser hinweggeschwemmt worden. Das hatte nun freilich nichts zu sagen, wenn der Empfänger ein ehrlicher Mann war; aber ich glaube, es war wohl noch nie Jemand in Versuchung gekommen, das Beschaffenheitswort „ehrlich" vor den Namen des Ferdinand Mendelbaum zu setzen, wie man es etwa vor den Namen des Mose Hillmann setzen konnte. Kaum hatte Mendelbaum vernommen, der Oelmüller sei aus dem Wasser gezogen worden und man habe nichts Schriftliches bei ihm vorgefunden, so war auch schon wieder ein neuer Lügenplan gesponnen. Er eilte nach Hetzfeld und suchte den Mose Hillman, als den einzigen Zeugen, der bei der Zahlung gegenwärtig gewesen, zu bewegen, daß er davon schweige. Dann hätte die Wittwe die 1200 Gulden noch einmal bezahlen müssen, und ihm hätte die Oelmühle nicht entgehen können. Natürlich konnte er dem Mose diese Zumuthung nicht machen, ohne ihm auch einen Theil des Gewinns anzubieten; ja der habsüchtige Schurke wollte sogar brüderlich mit ihm theilen und bot ihm die Hälfte des-

unterschlagenen Geldes an. Was hättest du an Mose's Stelle gethan, Hajum?

Hajum. Nun, was hätt' ich gethan? Sechshundert Gulden findet man nicht hinter jeder Hecke, und ich muß mich Jahre lang plagen, bis ich so viel reinen Gewinn herausschlage; aber es ist halt Blutgeld, gleich den zwanzig Silberlingen, welche die Midianiter für Joseph, den Sohn Jakobs, bezahlten. Ich möchte es nicht haben; es würde mein übriges Vermögen verzehren, wie ein räudiger Hammel, den man unter eine gesunde Schafheerde kommen läßt, die ganze Heerde ansteckt.

Amschel. Gerade so dachte auch Mose. Er wies das Anerbieten mit Unwillen zurück, versicherte den Versucher, daß er vor Amt bezeugen werde, es seien in seiner Gegenwart 1200 Gulden an dem Capital bezahlt worden, und las ihm den Text darüber, daß er eine ohnehin so unglückliche Familie noch tiefer in's Elend stürzen wolle.

Mendelbaum verließ ihn, grimmig erbost, und von nun an ging sein Sinnen und Trachten einzig dahin, wie er sich an Mose Hillmann auf eine recht empfindliche Weise rächen könne. Vor allen Dingen kündigte er ihm die geliehenen 1200 Gulden wieder auf. Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß Mose bei dem Gant eines benachbarten Weinhändlers eine namhafte Summe verlieren werde; und da er wußte, daß er einem Frankfurter Bankierhause 10,000 Gulden schuldig sei, so dachte er, wenn er's dahin bringen könnte, daß diese 10,000 Gulden jetzt gleichfalls aufgekündigt würden, so wäre der Mann auf einmal ruinirt. Flugs setzte er sich

hin und schrieb einen anonymen Brief an den Bankier in Frankfurt, worin er mit geheuchelter Sorgfalt demselben zu verstehen gab, mit den Vermögensumständen des Mose Hillmann stehe es dermalen so schlecht, daß seine Gläubiger dazu thun müßten, wenn sie noch etwas von ihrem Guthaben retten wollten. Der Bankier, dem an seinen 10,000 Gulden gelegen war, schickte sogleich seinen Buchhalter mit den nöthigen Vollmachten; dieser fand aber alles ganz anders, als er erwartet hatte. Mose nämlich hatte sich zwar allerdings in großer Verlegenheit befunden, als er so auf einmal von mehreren Seiten her mit bedeutenden Verlusten bedroht wurde, denn das hatte er sogleich beschlossen, die 1200 Gulden der Wittwe des Oelmüllers jetzt nicht abzufordern; und das Schlimmste dabei war, daß durch Mendelbaums geheime Ausstreuungen auch sein Credit ein Loch bekommen hatte, und ihn die Kaufleute, bei welchen er Geld entlehnen wollte, mit höflichen Worten abspeisten. Sein Handelsgeschäft konnte er unter diesen Umständen nicht fortsetzen; aber er wollte es wenigstens als ehrlicher Mann zu Ende führen und es darum nicht zu einem Gant kommen lassen, nicht einmal zu einem gütlichen Vergleich, bei dem seine Gläubiger auf einen Theil ihrer Ansprüche hätten verzichten müssen. Er stellte also eine Aufstreichsverhandlung an, verkaufte alle seine Weine und was er sonst besaß, und erlöste gerade so viel, daß er alle seine Schulden bezahlen konnte und noch 200 Gulden baar übrig behielt. Als der Buchhalter von Frankfurt kam, lagen die 10,000 Gulden nebst Zinsen schon für ihn parat und Mose reiste mit ihm, um bei seinem Vetter Se-

ligmann eine Unterkunft zu suchen. Da er diesen ganz willig dazu fand, kehrte er sogleich wieder um, holte seine Familie und die wenige Habe, die er noch besaß, und bald hatte er das Geschäft des alten Seligmann in einen blühenden Zustand gebracht.

Hajum. Und was ist aus dem Mendelbaum geworden?

Amschel. Was man ihm hätte voraussagen können, ein Lump. Er brachte die Oelmühle richtig an sich; aber es war, wie wenn diese Oelmühle sein ganzes Vermögen aufsaugte, gleichwie ein offenes Bein alle Säfte eines sonst gesunden Körpers verzehrt. Der Pächter, den er darauf hatte, betrog ihn und ging mit einer Summe Geldes durch. Bald darauf brannte die Oelmühle ab, und Mendelbaum mußte nicht blos eine bedeutende Summe darauf verwenden, sie wieder neu aufzubauen, sondern versäumte unterdessen auch sein Geschäft in der Stadt, das so immer weiter herunterkam. Alle seine Spekulationen mißlangen. Wenn er eine Quantität Hopfen kaufte, so ging die Waare gewiß in vier Wochen um zehn bis zwanzig Gulden herunter; wenn er eine bedeutende Partie Rübsamen in Vorrath einlegte, so waren sicher acht Tage darauf die Preise so gedrückt, daß er 25 Procent verlor. Die Juden wollten sich von ihm nicht betrügen lassen, die Christen mit dem Betrüger nichts mehr zu schaffen haben. Seine Weine kaufte ihm Niemand ab, weil er sie zu stark mit Weingeist versetzte, auch die guten Gewächse von Randsacker und Reddelsee; und seine Oelmühle hatte, während sie in Asche lag, die Kundschaft an eine Nachbarin abtreten müssen, wie Venedig

seinen Handel. Je krampfhafter sich Mendelbaum gegen das Unglück wehrte, desto fester packte es ihn von allen Seiten, wie die Häscher einen Dieb, der entspringen will. Sein Vermögen hatte das Schicksal eines Zuckerfasses, das in's Wasser gefallen ist, es wurde immer leichter, immer transportabler; und nach wenigen Jahren war er der leibhaftige Bettelkönig, der alle seine Reichthümer an einem Stecken auf dem Buckel tragen kann. Eine Zeitlang trieb er noch das Gewerbe eines Unterhändlers; aber die Leute waren sein müde, und endlich lief er in der Verzweiflung davon.

Hajum. Hat man denn seither nichts mehr von ihm gehört?

Amschel. Doch, doch; er ging nach Frankfurt, und hoffte dort, von einigen ehemaligen Geschäftsfreunden eine kleine Unterstützung zu erlangen. Um ihn los zu werden, gaben sie ihm etwas Weniges; am meisten aber gab ihm Mose Hillmann, dem er sich zwar sehr gehütet hatte unter's Gesicht zu kommen, der ihn aber doch auskundschaftete.

Hajum. Das nenn' ich aber eine übel angewandte Großmuth.

Amschel. Es war eine ehrenwerthe Gesinnung, die ihn dazu bewog; aber übel angewendet wurde die Gabe allerdings; denn anstatt sich Brod zu kaufen, was Mendelbaum zuerst nöthig hatte, und eine ehrliche Beschäftigung zu suchen, kaufte er für das Geld Lotterieloose, und als statt der erwarteten Gewinnste nur Nieten herauskamen, so war seines Bleibens auch nicht mehr in Frankfurt: er setzte seinen Bettelstab weiter; aber wohin, weiß ich nicht.

Hajum. Es muß Einer freilich den Baum seines Glücks schlecht gepflegt haben, wenn er am Ende nur noch einen Bettelstab daraus schnizen kann.

„So weit,“ fuhr der Nepomuk von Horb fort, „hörte ich dem Gespräch zu; dann zog ein Streit, den zwei Fuhrleute unten an der Steige mit einander hatten, meine Aufmerksamkeit auf sich, und als ich wieder nach den beiden Israeliten sah, hatten sie sich schon in entgegengesetzter Richtung entfernt. Ich glaube aber jetzt darüber gerechtfertigt zu seyn, daß ich unsern Bruder von Bamberg in seiner Erzählung unterbrochen habe, und ich bitte ihn nun fortzufahren.“

Der Nepomuk von der Regnitzbrücke nahm nun wieder das Wort: „Wie gesagt, ich habe den Mendelbaum nur Einmal gesehen, aber unter Umständen, die sich meinem steinernen Gedächtniß so tief einprägten, wie die Floßen eines fossilen Fisches der Schieferplatte von Solenhofen, die vorgestern an mir vorbeigetragen wurde. Da mir ebenso wie euch das verdrießliche Loos gefallen ist, das ganze Jahr hindurch unbeweglich auf meinem Posten zu stehen, so lasse ich wenigstens meine Augen eben so fleißig herum laufen wie unser College von Würzburg, und setze mir aus einzelnen Aeußerungen, die ich von den Vorübergehenden erlauschen kann, Geschichten zusammen, die freilich auch ihre Lücken haben wie ein alter Gartenzaun. Eines Tages sah ich einen Landboten über die Brücke gehen, der auf seinem Reff unter Anderem auch eine kleine wohlversiegelte Schachtel stehen hatte. Da mir auf alle Vorübergehenden die Vogelperspektive gestattet ist, so las ich auch die aufwärts gerichtete Adresse der

Schachtel, die also lautete: „An Herrn Ferdinand Mendelbaum, Wechselsensal in Bamberg, abzugeben bei Herrn Kaufmann Steinwender auf dem grünen Markt in Bamberg. Inhalt: Silberzeug und Pretiosen, Werth 500 fl.“ Dieser Name war mir neu; ich wußte, daß er keinem Bamberger angehörte, und war daher begierig, etwas Weiteres von ihm zu vernehmen. Aus dem, was ich nachher von den Leuten, die über die Brücke gingen, hörte, aus einzelnen abgebrochenen Aeußerungen setzte ich mir folgende Geschichte, gleich einem Mosaikbilde, zusammen: Dieser Mendelbaum war nach Bamberg gekommen und hatte sich — ich weiß nicht wie — die Erlaubniß verschafft, ein Mäklergeschäft zu eröffnen. Um sich aber bei den Kaufleuten einen Credit zu begründen, was bei einem solchen Geschäft die Hauptsache ist, ersann er einen schlauen Betrug. Er packte einige Steine in eine kleine Schachtel, die er gut versiegelte und an seine eigene Adresse überschrieb, aber so, als ob sehr werthvolle Sachen darin wären. Diese Schachtel trug er selbst in ein benachbartes kleines Städtchen, übergab sie dem Amtsboten, der ihn ja nicht kannte, und band es ihm scharf ein, sie doch ja sorgfältig und pünktlich zu überliefern. Er ließ sie aber nicht direkt an seine Adresse gehen, sondern durch Vermittlung eines angesehenen Kaufmanns auf dem grünen Markt; einestheils, weil der Bote sonst den Betrug gemerkt hätte, anderntheils, weil er dachte, auf diesem Wege sich am besten Credit bei der Kaufmannschaft zu erwerben, wenn man sähe, welch ein Vertrauen er von außen her ge-

nieße. Diese List wiederholte er mehrmals. So ließ er sich z. B. aus einer benachbarten Stadt ein Packet mit mehreren hundert Gulden schicken, das er dort selbst zur Post gegeben hatte, das aber nur runde Bleirollen enthielt. Wenn dann Herr Steinwender auf das Caffeehaus kam, so lief etwa einer oder der andere Kaufmann auf ihn zu: „„Ei, Herr Steinwender, sagen Sie doch, was ist's denn mit dem Mendelbaum? Ich weiß, Sie haben einigen Verkehr mit ihm, und ich gestehe, ich kann kein rechtes Zutrauen zu ihm haben; er sieht doch aus wie ein gemachter Schurke."" — „„Ich weiß wohl,"" erwiederte dann Herr Steinwender, „„sein Aeußeres ist nicht sehr anziehend oder Vertrauen einflößend; aber bis jetzt wenigstens habe ich keine Ursache gefunden, einen Zweifel in seine Solidität zu setzen; und was von Geld und Geldeswerth durch meine Hände an seine Adresse gelangt, beweist, daß er über nicht unbeträchtliche Mittel zu gebieten hat."" Auf diese Weise setzte sich Mendelbaum allenthalben in den Geruch eines vertrauenswerthen, zahlungsfähigen Mannes. An Arbeit fehlte es ihm somit nicht; und wäre er wirklich ein solider Mann gewesen, so hätte er es vielleicht wieder zu etwas bringen können. Allein er war in Frankfurt von der Lotteriesucht angesteckt worden, die so leicht zur Leidenschaft wird, und alles, was er erübrigen konnte, sä'te er auf dieses Feld aus, um immer wieder Nieten zu ärnten. Weil aber die Verluste einen Spieler nicht nüchtern machen, sondern nur noch hitziger, so ließ er sich sogar dazu verleiten, Gelder zu unterschlagen, die ihm anvertraut waren; und das

Mißtrauen, das sich allmählig zu regen begann, hatte bald vollgiltige Beweise aufzutreiben gewußt, daß nicht alles mit rechten Dingen bei ihm zuging. Während er Abends in einem Wirthshause saß, wurde in seiner Wohnung eine polizeiliche Untersuchung vorgenommen. Da fand man denn jene werthvollen Schachteln und Geldpackete alle noch uneröffnet, und ihr Inhalt überzeugte die Polizei, daß er ein handwerksmäßiger Betrüger seyn müsse. Alsbald wurden auch einige Polizeisoldaten abgeschickt, um ihn in dem Wirthshause, das er gewöhnlich jeden Abend besuchte, zu verhaften. Aber Mendelbaum, der wohl einsah, daß er jetzt nicht mehr viel zu verlieren habe und daß seine Angelegenheiten ohnehin schon schlimm genug stehen, wollte sich wenigstens nicht freiwillig gefangen geben. Er riß den Schergen aus, und auf einmal hörte ich einen großen Lärm und sah einen großen Kerl mit rothen Haaren und schwarzem Pflaster über dem Auge mit verzweifelter Anstrengung über die Brücke rennen. Die Polizeidiener waren ihm auf den Fersen und ein Haufe Volks schrie und lief hintennach. Als aber eben einer der Verfolger ihn beim Zipfel seines Rockes packte, machte Mendelbaum einen desperaten Sprung über das Brückengeländer und stürzte sich in's Wasser. Schwimmen konnte er wie eine Makrele; in wenigen Augenblicken war er am Lande, und ehe noch seine Verfolger auf dem Umwege über das Ende der Brücke kamen, hatte er schon durch Gärten und Gäßchen sich ihren Blicken entzogen und mit schnellem Blick sich eine Zufluchtsstätte erspäht. Einer von den vielen hundert Gärtnern, die in der Umgegend von Bamberg

Süßholz und andere officinelle Pflanzen in ihren Gärten ziehen, brachte eben einen Korb voll Wurzeln in seinen Keller, und als er von der Brücke her den Lärm vernahm, eilte er die Kellertreppe herauf und wollte sehen, was es gebe. Von der andern Seite her kam zu derselben Zeit Mendelbaum gelaufen und schlüpfte, von dem Gärtner nicht bemerkt, in den Keller hinab, wo er sich unter einen großen Haufen frischer Wurzeln und alter Gartenpfähle versteckte. Der Gärtner erfuhr bald, um was es sich handle, half den Leuten suchen und kam erst nach Hause, als es schon Abend war. Unterdessen hatte sein Weib das Nachtessen fertig gemacht, und der Gärtner, der von dem Umherrennen durstig geworden war, schickte seine Tochter in den Keller, um ihm ein Krüglein voll Obstmost zu holen, den er selbst aus den Aepfeln in seinem Garten zu bereiten pflegte. Mendelbaum hatte auf so etwas gerechnet. Sobald das Mädchen in den Keller kam, fing er an hinter den Pfählen zu brummen wie ein Bär, so daß das zwölfjährige Kind halb todt vor Schrecken die Lampe fallen ließ und in höchster Eile die Treppe hinaufsprang, so gut es die durch die plötzliche Finsterniß noch vermehrte Angst einerseits erlaubte, andererseits forderte. Unterdessen machte sich Mendelbaum aus seinem Versteck hervor auf die Straße, wickelte sich in den Mantel der Nacht und entkam auf ihm wohlbekannten Schleichwegen aus der Stadt. Als der Gärtner in den Keller hinab kam, war zwar kein Bär weit und breit; an den umgeworfenen Pfählen aber konnte er wohl sehen, daß doch Jemand da gewesen seyn müsse. Nun fiel ihm ein, daß er, als er

der Brücke zulief, die Kellerthüre offen gelassen, und als er wieder nach Hause kam, sie blos einfach zugeschlossen hatte, ohne noch einmal hinunterzugehen und nachzusehen. Anfänglich dachte er, es habe sich ein Dieb eingeschlichen, um etwas zu stehlen; weil aber einestheils nicht viel zu stehlen und anderntheils nichts wirklich gestohlen war, so kam er allmählig doch auf den Sprung, daß Mendelbaum sich selbst bei ihm versteckt haben müsse. In seiner Einfalt erzählte er dieß auch seinen Nachbarn, die ihn weidlich darüber auslachten, daß er den Bären gejagt habe, den er doch daheim in der Falle gehabt. Man nannte ihn auch von da an den Bärenjäger, obgleich das Wild mit einem Fuchs viel mebr Aehnlichkeit hatte. — Indessen wurde Mendelbaum alsbald durch Steckbriefe verfolgt, und sein rothes Haar nebst dem schwarzen Pflaster, das er gleich einem Kainszeichen über dem Auge trug, verriethen ihn, daß er in der Gegend von Münchberg festgenommen und dann nach Bamberg eingeliefert wurde, wo er lange Zeit im Gefängniß saß. Eines Tages aber hörte ich die Vorübergehenden sagen: „„Nun ist der Schurke doch entwischt!““ Was weiter aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.“

Als nnn die Versammlung begierig umherblickte, ob Jemand unter ihnen weiteren Aufschluß geben könne, erhob sich der Nepomuk von der Kinzigbrücke bei Offenburg und sprach: „Ich glaube, ich kann die Geschichte zu Ende bringen, oder ich müßte mich sehr täuschen. Eines Morgens sehr früh nach einer mondhellen Julinacht, als die Sonne sich kaum den Schlaf aus den Augen gerieben hatte und anfing auf meinen

steinernen Rock zu brennen, kam von Kehl her eilig ein Mann gelaufen, der gerade so aussah, wie nach euren Schilderungen Mendelbaum ausgesehen haben muß. Sein rothes buschiges Haar war in großer Verwirrung und von keinem Hut beschattet; die Augen unter dem Pflaster, das die Farben seiner Seele trug, sahen wild und stier vor sich hin, und blickten zuweilen ängstlich zurück. Er kam auf die Brücke und stellte sich auf die steinerne Brustwehr, immer den Fluß hinabsehend, mit Schweiß übergossen und gewaltig keuchend. Jetzt schien er seine Verfolger zu erblicken, und ehe ich mich's versah, hatte er einen Sprung in's Wasser gemacht, das von einem Gewitterregen sehr angeschwollen war. Wahrscheinlich hatte ihn bei der schnellen Erkältung nach so großer Erhitzung ein Lungenschlag getödtet, denn ich sah ihn bewegungslos in den Wellen hinabtreiben, bis ihn die Zollschutzwächter, die ihn verfolgten, aus dem Wasser zogen und auf der Brücke niederlegten. Aus ihren Mittheilungen an die wenigen Leute, die sich in der frühen Morgenstunde um sie her sammelten, konnte ich Folgendes entnehmen. Schon seit einiger Zeit hatte er in dem Grenzbezirk am Rhein das Schmuggelgeschäft in Gemeinschaft mit andern Wagehälsen mit großer Schlauheit und Verwegenheit betrieben, und die Zollschutzwächter waren bereits auf ihn aufmerksam geworden, als er in der vorhergehenden Nacht mit einer bedeutenden Ladung verbotener Waaren sich durch den Wald schlich. Sie kamen den Schleichhändlern auf die Spur, verfolgten sie und hatten sie bald eingeholt. Diese warfen die Contrebande ab, ließen sich mit den Gensd'armen in

einen ungleichen Kampf ein, und wurden in die Flucht gejagt, nachdem Mendelbaum, der mit einer Flinte bewaffnet war, einen dieser Gensd'armen erschossen hatte. Die übrigen Schmuggler zerstreuten sich; Mendelbaum aber wurde hitzig verfolgt, und nur seiner Schnelligkeit hatte er es zu verdanken, daß er einen solchen Vorsprung vor ihnen gewann. War ihm aber das ängstliche Vagantenleben überhaupt entleidet, oder hatte er noch so viel Gewissen übrig, um über einen Mord, dergleichen er sich wohl noch nicht hatte zu Schulden kommen lassen, zu erschrecken, — kurz, er entschloß sich, auch seinen Leib vollends zu tödten, wie er seine Seele längst getödtet hatte, und so sein eigener Scharfrichter zu werden."

So weit erzählte der Nepomuk von Offenburg, und das ist's, was mir der Arzt von dem Concil der Nepomuke mittheilte. Ich bemerke aber dabei, daß ich die Namen der in der Geschichte vorkommenden Personen und hie und da auch die der Städte verändert habe. Die Sache bleibt deßwegen doch, wie sie ist, nämlich: eine traurige Sache, wenn ein Mensch auf der Leiter der Rechtschaffenheit immer weiter herabsteigt, bis er endlich sogar so weit kommt, daß er dem Nachrichter in sein Amt greift. Freilich war Mendelbaum schon in der Schule ein böser Junge gewesen, wie der Nepomuk von Würzburg ausdrücklich versicherte.

9.

Geschichte einer Sturmhaube.

„Schlaget wacker drauf!“ rief am Abend des 11. April 1377 der Waffenschmid Eberhard der Nädeler, der am Kisteig bei der St. Peterskirche in Reuttlingen wohnte, seinen Gesellen zu; „schlaget wacker drauf! übermorgen will der Junker kommen und seine Sturmhaube holen.“ — „Was ist's denn für ein Junker, der sie bestellt hat?“ fragte einer der Gesellen, ein Bürgerssohn aus der Stadt, der erst den Tag vorher in die Arbeit eingetreten war. — „Es ist der Junker Raban von Lichtenstein, der Sohn des alten Ritters, Herrn Hansen.“ — „Aber der hält's ja mit dem Adel und mit den Fürsten, nicht mit den Städtern; wie kommt denn unser Eins dazu, dem ein Schirmdach für seinen hoffärtigen Kopf zu machen?“ — „Ei was geht mich das an!“ erwiederte der Meister; „heut' gerb' ich ihm das Wamms und morgen die Haut; heut' schlag ich mit dem Hammer auf seine Haube und morgen mit dem Schwert, wie's gerade kommt. Der Waffenschmid Eberhard ist für Alle da; will man etwas von dem Bürger Eberhard, so wird er sich für seine Stadt zu wehren wissen und für wahr! keinen größeren Respect vor den Helmen haben, die er selber geschmiedet.“ Nachdem der Nä-

deler diese lange Rede gehalten, dergleichen man sonst von dem einsylbigen Manne selten hörte, wischte er sich den Schweiß von dem rußigen Antlitz, daß dasselbe mit seinen horizontalen Streifen aussah wie die Lagerschichten in dem Durchschnitt eines Mergelbodens, und ergriff den Hammer, um selbst bei der Arbeit mitzuhelfen, bis der Feierabend sprach: es ist genug. Am folgenden Tage wurde der Helm polirt, mit Nietnägeln versehen und mit weißgesottenen Kupferblättchen besetzt, und als am dritten Tage Abends der Junker Raffe in die Stadt hereinritt, um den bestellten Helm zu holen, war alles blank und fertig. Der Junker war mit der Arbeit zufrieden, zahlte den bedungenen Arbeitslohn, hing den Helm an seinen Sattelknopf und sprengte wieder hinweg.

Kaum war ein Monat abgelaufen, so gingen die Worte des Meisters in blutige Erfüllung. Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg, der mit den Reichsstädten allezeit im Streit lebte, hatte seinen Sohn, den Grafen Ulrich, mit einer auserlesenen Ritterschaar auf die Burg Achalm geschickt, um von dort aus die unruhige Reichsstadt Reuttlingen im Zaum zu halten und ihren Räubereien zu wehren. Die Städter aber waren trotzige Leute und kümmerten sich nicht viel um den aufgehobenen Finger, der ihnen von der Achalm herab drohte. In der Nacht des 14ten Wonnemonds zogen ihrer sieben Hundert das Ermsthal hinauf bis gegen Urach, sengend und brennend, raubend und mordend, und schleppten 300 Stücke Vieh, die sie erbeutet hatten, nach Hause. Deß wurde Graf Ulrich durch ausgeschickte Boten bei Zeiten gewahr, versammelte

seine Ritter, 232 an der Zahl, und lagerte sich bei der St. Leonhardskapelle, um den Räubern den Weg zur Stadt zu versperren und sie für diese Unbilden zu züchtigen. Es entbrannte ein heftiger Kampf, und die Ritter möchten wohl der Städter Meister geworden seyn; aber in der Stadt waren auch noch Leute, und die waren nicht faul, sondern kamen ihren bedrängten Mitbürgern auf's Nachdrücklichste zu Hilfe, und zwar brachen sie an 600 Mann durch eine sonst verschlossene Pforte der Stadt heraus, so daß sie den Rittern in den Rücken kamen und sie gewaltig in's Gedränge brachten. Da ging es zu, wie Uhland es schildert:

Den Rittern in den Rücken
Fällt er mit grauser Wuth;
Heut will der Städter baden
In heißem Ritterblut.
Wie haben da die Gerber
So meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber
So purpurroth gefärbt!

Die Wuth der Städter gab kein Quartier; sie schlachteten die Ritter „wie das Vieh.“ Außer dem Grafen Friedrich von Zollern, Ulrich von Tübingen und Johann zu Schwarzenberg büßten noch 63 andere Ritter und Edelknechte ihr Leben ein. Graf Ulrich von Wirtemberg war selbst verwundet und konnte nur mit Mühe sammt den Ueberresten seiner tapferen Schaar auf die Achalm entkommen. Als er wieder zu seinem Vater nach Hause kam und das erste Mal wieder mit ihm am Tische saß, überkam diesen bei

der Erinnerung an die erlittene Schmach ein solcher Unwille, daß er mit dem Messer das Tischtuch entzwei schnitt, als wollte er mit dem von den verachteten Städtern Ueberwundenen gar keine Gemeinschaft mehr haben. Die Reuttlinger aber hatten 42 Rosse, viel Rüstzeug und Waffenstücke erbeutet, wie es in dem alten Sendschreiben heißt, das die Reuttlinger am Donnerstag vor Sankt Urban 1377 an die verbündeten Reichsstädte erließen: „**so haben wir also vihl Hauben** „(Sturmhauben), **Baingewandt, Brustblech, Banzer,** „**Schoppen** (Schuppenpanzer) **und allerlei Harnasch,** „**daß wir der Zahl nit wissen.**" Unter den Gefallenen war auch der Junker Raban von Lichtenstein, und als die Reuttlinger die Beute auf dem Schlachtfelde sammelten, wer anders war es, der diesem seine Rüstung auszog, als der Meister Eberhard der Nädeler, der mit den 600 durch das verschlossene Pförtlein ausgefallen war und sattsame Beweise abgelegt hatte, daß er mit dem Schwert eben so gut drein zu schlagen wisse als mit dem Hammer. „Aha!" sagte der trockene Mann vor sich hin, als er die wohlbekannte Sturmhaube dem Erschlagenen abgenommen hatte, „kommen wir so bald wieder zusammen? Nun du hast dich gut gehalten, kein Loch, keinen Spalt, aber ein paar tüchtige Macken. Da muß Einer doch unvernünftig draufgeklopft haben. Wollen's schon wieder ausbessern." Er brachte den Helm und die übrige Beute nach Hause, rief seinen Gesellen: „Kennt ihr die Haube? Was hab' ich gesagt?" Erstaunt sahen sie die blutige Kopfbedeckung, die sie noch vor wenigen Wochen unter ihrem Hammer gehabt, und machten sich gleich daran,

sie zu reinigen, frisch zu poliren und die Vertiefungen, die schwere Keulen dem Helm geschlagen haben mußten, wieder glatt zu hämmern. In kurzer Zeit war die Sturmhaube wieder wie neu.

Als nun in den nächsten Tagen nach dem blutigen Treffen die Knechte der gefallenen Edelleute in die Stadt kamen, um die Leichname derselben abzuholen und sie ehrlich und stattlich in ihrer Heimath zu beerdigen, da kam auch der Knappe des erschlagenen Grafen Friedrich von Zollern, und wollte seinem unglücklichen Herrn die letzte Ehre erweisen. Dieser Knappe, Conrad genannt, wollte aber zugleich noch ein anderes Geschäft in der Stadt verrichten. Er hatte im Handgemenge eine leichte Wunde am Kopf erhalten, weßwegen er auch jetzt den Kopf noch verbunden trug und blos mit einer ledernen Mütze bedeckte. Um sich das Blut, das ihm über die Augen herablief und ihn blendete, wegzuwischen, zog er seine Sturmhaube ab, und auf der eiligen Flucht ging sie ihm verloren. Nun wollte er sich wieder eine Sturmhaube kaufen; und als er zum Waffenschmid kam, fiel ihm gleich die hellpolirte Eisenkappe in die Augen, die ihre Geburtsstätte nach so kurzer Zeit der Wanderschaft wieder gefunden hatte. Er fragte um den Preis, und der Waffenschmid nannte ihn. „Aber Meister," sagte jener etwas vorlaute Geselle, den wir schon kennen, „den Helm solltet Ihr nicht verkaufen, sondern als Siegeszeichen aufbewahren." — „Als Siegeszeichen?" versetzte der kaltblütige Eberhard, „das ist er doch eigentlich nicht. Er ist nur ein Stück der Beute. Erschlagen hab' ich ja seinen Besitzer nicht. Sieh' dort jener Helm ist

mein Siegeszeichen; den trug der Ritter Burkart Sturmfeder, der wirtembergische Rath, den ich wohl eher einmal hier gesehen. Dort saß er auf dem Amboß, während ich ihm an einer Armschiene etwas ausbesserte; aber Noth geht vor Höflichkeit, ich hab' ihn mit meinem guten Schwert zusammengehauen." Dergleichen Gespräche fand Conrad nicht sehr erbaulich; er sputete sich, mit dem Meister Handelseins zu werden, und eilte mit seiner Sturmhaube hinweg, um nun den übel zugerichteten Leichnam des Grafen Friedrich auf die Burg Hohenzollern zu schaffen.

Eilf Jahre waren vergangen, und Eberhard der Greiner hatte den blutigen Tag von Reuttlingen noch nicht verschmerzt, Ulrich auch nicht; sie warteten nur auf eine Gelegenheit, die tiefe Scharte auszuwetzen. Die fanden sie in der Schlacht bei Döffingen am 23. Aug. 1388, wo die Städter und die Ritter ihren Groll einmal wieder recht gegen einander losbrechen ließen. Gleich Anfangs fiel Graf Ulrich von Wirtemberg, von welchem die alte Chronik sagt: „grimmiglich in jeder Hand ein Schwert brach er ein und starb eines Heldentodes." Aber nach heißem Kampfe behielten die Fürsten doch den Sieg, und die Städter mußten mit großem Verlust vom Schlachtfeld weichen. Unter den Gefallenen war auch wieder ein Graf von Zollern, und der Knappe Conrad, dessen Sturmhaube nun freilich nicht mehr neu aussah, hatte abermals die traurige Pflicht zu erfüllen, den Leichnam seines gefallenen Herrn nach der stillen Gruft zu geleiten. Nun war wieder eine Zeitlang Ruhe im Land.

Wir überspringen einen Zeitraum von 34 Jahren

und sehen uns nach dem Knappen Conrad und seiner Sturmhaube um. Ersteren finden wir nicht mehr. Er hat in seinen letzten Jahren dem Grafen von Zollern als Hausmeister gedient und ist im Jahr 1420 durch einen unglücklichen Fall auf den Kellerstufen um's Leben gekommen. Seine Sturmhaube aber trägt jetzt sein Sohn Lorenz, der Lieblingsdiener des Grafen Friedrich von Zollern, des Aeltern, „der Oettinger“ zubenannt, weil er am Hofe des Grafen von Oettingen erzogen war. Dieser war ein eigensinniger trotziger Mann und that aus seiner Veste den Wirtembergern und andern nahegelegenen Städten durch tägliche Ausfälle, Räubereien und Streifzüge großen Abbruch und Schaden. Er wollte sich durchaus nicht in die Wied geben, nicht einmal dann, als er mit dem Kirchenbann belegt wurde. Vielmehr kündigte er der Gräfin Henriette von Wirtemberg, einer geborenen Gräfin von Mömpelgard, welche damals die vormundschaftliche Regierung in Wirtemberg führte, seine Dienste auf mit den verächtlichen Worten: „Dieses Weib wird mich ja doch nicht verschlingen wollen!“ Die Gräfin aber, die auch nicht viel ertragen konnte, ließ ihm, als sie das hörte, sagen: „Ja wohl, nicht nur dich, „sondern auch deine Burg Hohenzollern und alle deine „Besitzungen werd' ich verschlingen, damit du erfahrest, „daß du nicht ein schwaches Weib, sondern deine Fürstin beleidigt hast.“ Und in der That, obgleich ein Weib, war sie doch Manns genug, um Wort zu halten. Ein wirtembergisches Heer versammelte sich, das Kriegsvolk der Reichsstädte, die von dem Grafen vielfach beleidigt waren, schloß sich an die Wirtemberger

an, das Gebiet des Grafen wurde verheert und im Junius 1422 die Burg Hohenzollern belagert. Aber es war keine leichte Arbeit, diese wohlbefestigte und gut besetzte Burg auf ihrem einzeln stehenden, hochragenden, schroffen Felsen einzunehmen. Die Kugeln von dem Geschütz der Städter flogen wohl hinauf; aber sie wurden unterwegs schon müd, und wenn's dann an die Arbeit ging, hatten sie keine Kraft mehr. Die meisten kamen unverrichteter Dinge zurück und erzählten unten, die Mauern seien ihnen zu fest gewesen. Die wiederholten Angriffe wurden muthig abgeschlagen, und es blieb den Belagerern nichts übrig, als die Burg eng zu umzingeln und die harten Steine durch Hunger mürb zu machen. Nun wurde bei der Besatzung die Noth immer größer, das Brod immer kleiner; Hilfe war keine zu erwarten, denn die Nachbarn waren alle froh, daß der unruhige Zänker einmal gedemüthigt werden sollte; aber sich freiwillig zu ergeben, daran kam dem Grafen kein Gedanke. Er machte einen verzweifelten Ausfall, wehrte sich wie ein Bär; aber seine Stunde war gekommen, er wurde überwältigt, gefangen genommen, und die Gräfin schickte ihn nach Mömpelgard, wo er in einem tiefen Kerker Gelegenheit fand, sich zu besinnen. Nachdem die Besatzung der Burg bis auf etlich und dreißig Personen zusammengeschmolzen war, ergab sie sich endlich am 15. Mai 1423. Die Burg Hohenzollern, die Wiege des preußischen Königsgeschlechts, wurde von den ergrimmten Städtern gänzlich zerstört und kein Stein auf dem andern gelassen. Die Ulmer, denen die Schleifung übertragen war, zerschlugen sogar die gro-

ßen Quadersteine. Ja als sieben Jahre später Graf Eitelfritz von Zollern, der Bruder des Oettingers, die Burg wieder aufbauen wollte, zogen die Städter eilends heran, um, was schon von Baumaterialien zusammengebracht war, zu zerstören und zu verbrennen, denn das Raubnest sollte sich nicht von Neuem erheben und ihre Ruhe stören. Erst im J. 1454 konnte Hohenzollern wieder aus seinen Trümmern auferstehen.

Unter den Gefangenen, die mit dem Grafen Friedrich in die Hände der Belagerer gefallen waren, befand sich auch sein Diener Lorenz. Gern hätte dieser seinen Herrn, an den er sehr anhänglich war, in die Gefangenschaft begleitet und seinen Kerker getheilt; aber das wurde ihm nicht gestattet, und so entschloß er sich denn, unter den Kriegsknechten der wirtembergischen Grafen Dienste zu nehmen. Von seinen ferneren Kriegsthaten habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Als ihm aber das Kriegführen entleidet war und er sich nach einem ruhigen Heimwesen sehnte, zog er in seine Heimath zurück, und bediente den Grafen Eitelfritz von Zollern bis an dessen Tod, und lebte dann auf einem kleinen Grundstück, das seinem Vater Conrad für treue Dienste verliehen worden war, bis zum J. 1475, wo er das Zeitliche gesegnete und seinem Sohne Joseph sein kleines Eigenthum nebst der alten wohlerprobten Sturmhaube hinterließ. Sein Enkel, Conrad, der das alte Familienvermächtniß, die Sturmhaube hoch in Ehren hielt, schien mit derselben auch den kriegerischen Geist seiner Vorfahren, die unter ihr die Kämpfe ihrer Zeitgenossen mitgefochten hatten, geerbt zu haben. Von Kindheit auf sprach

er am liebsten von Krieg und Schwert, und schon als kleiner Knabe deckte er sich die alte Sturmhaube über den blonden Lockenkopf und sah darin aus wie ein afrikanischer Grigrimann oder wie ein Gartenpfosten, dem man einen leeren Kübel aufgesetzt hat, damit er trocken werde. Indessen wollte ihn sein Vater, der friedliebende Joseph, auch für das friedliche Leben erziehen, und drückte immer den Daumen auf das Zündloch, damit der Feuerstoff in dem Flammenkopfe nicht in's Brennen gerathe. So lange der Vater lebte, ging es gut, der Sohn ließ sich bedeuten; und als Joseph starb hinterließ er seinen Conrad in der tröstlichen Hoffnung, die Gefahr sei nun vorüber, denn Conrad war bereits verheirathet und somit, wie es schien, an den häuslichen Herd gebunden. Allein sonderbarer Weise war Conrad die Kriegsgedanken noch nicht los geworden; und so oft er die alte narbenreiche Sturmhaube betrachtete, kam's ihm vor, wie wenn er noch eine Schuld an sie abzutragen und sie in ihren alten Tagen noch einmal zu Ehren zu bringen hätte. Und als nun im Frühjahr 1504 die Kunde erschallte, der junge Herzog Ulrich von Wirtemberg rüste sich zu einem Kriegszug gegen den Pfalzgrafen, da ließ sich Conrad nicht mehr halten, und die Bitten seines Weibes drangen bei ihm so wenig durch als ein hölzerner Pfeil durch einen blechernen Harnisch. Er nahm die alte Sturmhaube von der Wand, scheuerte den Rost ab und putzte sie, so gut er konnte; dann griff er nach einem alten Spieß und nach dem schartigen Schwert seines Großvaters, und machte sich voll Ungeduld auf den Weg zu dem Herzog Ulrich,

der mit 800 Reitern, 20,000 Fußgängern und mehr als 2000 Wagen nebst stattlichem Geschütz gegen die Pfalz zog, und bei dem er willkommene Aufnahme fand. Bei Illingen schlug man das erste Lager, und dann ging's auf das Kloster Maulbronn los, das die Pfälzer wohl befestigt und besetzt hatten. Ein Büchsenmeister unter Herzog Ulrichs Artilleriecorps, Namens Johann Glaser, Wartmann zu Urach, hat diesen Feldzug in altdeutschen Reimen beschrieben, in welchen unter Anderem die Belagerung des Klosters Maulbronn sehr ergötzlich also geschildert wird:

Die Wagenburg thet man rucken für
Dem Abt von Maulbrunn gleich für die Thür.
Bald schoß man im ab die ersten Gewer,
Da ruckt man fürbas mit dem Heer,
Mit den Büchsen hinter die Mauren,
Da was man schießen ohn alles Dauren,
Schlangen, Karthonen richt man an,
An die öberen Weer ließ man sie gahn,
Sie schoßen uß dem Bolwerck mit Mut,
Der Pfalzgrav hat verbawen groß Gut,
Er maint, er wölt sein wol genießen,
Ain Fürst müeßt sich arm daran schießen,
Ehe er zu dem Bolwerck kehm,
Ich wil gschweigen, daß er's Kloster nem.
Sie schoßen heraus mit Abentheur
Uß dem Bolwerk mit brinnendem Feür.
Ain Hauptstück ließ man hin zue in gah'n,
Da sie möchten ain Gemach darinn han,
Das hat GOt der HErr erkennt,
Das das Bolwerck ward verbrennt,
Und vorher gschah darauß kain Schaden.
Die Hauptstuck thet man alle laden
Und ließ sie wider die Mauren gahn,
Sie klopften untugentlichen ahn.

Murfel hat das erst gethon,
Hinnach ließ man die Rosen gohn,
Wann das Kloster war so wohl gebawen,
Das ainem noch wohl sollte grawen,
Wann er ain Sturm da sollte thon.
Herzog Ulrich von Wirtemberg sahe das an,
Kain Kosten wollt er da nit sparen,
Mit den Stucken thet man fahren:
Die Ulmerin was im Land ein Gast,
Durch die Mauren trang sie fast,
Nürenbergerin die was die vierdt,
Sie hand mit dem Apt dispuciert,
Das er selber hett verschworen,
Das er das Kloster solt han verloren.
Ich wil es für ain Wahrheit sagen,
Es ward gewunnen in siben Tagen.
Da ließ man sich kain Kosten dauren,
Man wolt sie mustern hinder den Mauren,
Das sie im Kloster hetten kain Gemach,
Man zerschoß Basty und auch das Tach,
Und thet sie von den Wehren treiben,
Das sich ir kainer traut sicher zbleiben,
Er wer ja Wagner oder Schmid,
Die Münch die hatten selbs kain Frid.
Die Büchsen wurden so hart geladen,
Das bracht am Thurn und Mauren Schaden,
Das sie fielend oben hinein,
Jr kainer traut nicht sicher zu seyn.

Die Besatzung verlangte endlich gegen freien Abzug zu kapituliren, was ihr auch bewilligt wurde, und eine reiche Beute wurde in dem Kloster gefunden. Von da zog das Heer gegen Bretten, nachdem Knittlingen sich ergeben hatte, und beschoß die Stadt, die aber eine zahlreiche Besatzung und an Kriegsvorrath keinen Mangel hatte. Conrad war immer mit unter den Vordersten und Hitzigsten, und seine Tapferkeit

blieb nicht unbemerkt. Aber da geschah es, daß einige Geschütze zersprangen; und dem Conrad der gerade in der Nähe war, schlug eines von den losgesprengten Stücken den linken Arm entzwei, so daß er alsbald in's Lager gebracht und ihm von dem Wundarzt der Arm vollends abgenommen werden mußte. Steckte seine Kriegslust in diesem linken Arm oder wie war's? — kurz sobald der Arm hinweg war, so war auch der Conrad von allem Schlachtgelüste gründlich kurirt und dachte an nichts Anderes mehr, als wie er recht bald wieder zu seinem Weib und Kind und in sein ruhiges Stüblein kommen könne, um das Schwert für alle Zeiten an die Wand zu hängen. Auf einem Wagen wurde er mit anderen Verwundeten nach Stuttgart transportirt, und nachdem er gänzlich hergestellt war, kehrte er eilig nach Hause zurück, um einen Arm ärmer, als da er ausgezogen war. Sein Weib war so klug, ihm keine Vorwürfe zu machen, die ja doch jetzt nichts mehr geholfen hätten; sie klagte nur über sein Unglück, aber sie klagte ihn nicht darüber an. Die Sturmhaube aber, welcher Conrad einen Theil seines Mißgeschicks zuschrieb, weil ihr Anblick ihn immer an die Kriegsthaten seiner Voreltern erinnert und ihm zur Nachahmung derselben Lust gemacht hatte, wollte er jetzt nicht mehr vor Augen haben, sondern übergab sie seinem Lehensherrn, dem Grafen von Zollern, dem er ihre Geschichte erzählte und der sie in seiner Rüstkammer unter andern alten Waffenstücken aufhängte. Hätte der alte Meister Eberhard diese Sturmhaube aus Daguerreotypplatten geschmiedet, wie viele Bilder von Schlachten, Städten und Gegenden hätte sie in 127

Jahren abspiegeln und festhalten können! Oder wenn sich nach der neuesten Erfindung des Professor Moser in Königsberg auch an dunkeln Orten vermöge eines unsichtbaren Lichtes die Bilder der nächsten Umgebungen auf einer glatten Oberfläche einprägen, wie viel ruhige Zeit hätte diese Sturmhaube in den 311 Jahren, die sie in der Rüstkammer auf der Burg Hohenzollern zubrachte, gehabt, um die Contrefaits ihrer ganzen Gesellschaft in sich aufzunehmen. Aber dazu war ihre Oberfläche freilich nicht glatt und polirt genug, und es ging ihr, wie einem unruhigen, unaufmerksamen Knaben, der in einer Gesellschaft weiser Männer sitzt, ohne etwas von ihren Gesprächen zu lernen.

Im Jahr 1813 an einem schönen Sommertage ritten einige Tübinger Studenten nach Hechingen, und bestiegen von dort aus auch die alte Burg der Hohenzollern, wo sie sich unter anderem in der alten Rüstkammer unter den mancherlei Waffenstücken aus verschiedenen Zeiten umsahen. Einer von ihnen beging die Verwegenheit, sich nach einem der alten Helme, die zahlreich da herum hingen, gelüsten zu lassen, und seine Wahl fiel auf die Sturmhaube des alten Meisters Eberhard, der er freilich weder ihr hohes Alter noch ihre vielerlei Schicksale ansehen konnte. Wie er es anstellte, um sie unbemerkt zu entwenden, weiß ich nicht, item, er brachte sie unbeschrieen nach Tübingen in die Stube des Collegiums, die er mit mehreren Andern bewohnte. Dort mußte die arme Sturmhaube in ihrem hohen Alter, statt in wohlverdienter Ruhe sich der mühsam errungenen Lorbeere zu freuen, noch eine neue Laufbahn harter Dienstbarkeit

und heißer Arbeit beginnen. Ja wohl heißer Arbeit: denn die Bewohner der Stube benützten sie dazu, durch ihren Diener brennende Kohlen aus dem Ofen oder aus der Küche in ihr holen zu lassen, wenn sie Kaffee oder Thee kochen wollten. Und ich gestehe es redlich, ich selbst habe ihr, als ich einige Jahre darauf diese Stube bezog, mehr als einmal diesen Dienst abgefordert. Sie dauerte mich freilich manchmal, wenn ich sie so zerbrochen, verbogen, verrostet in Staub und Asche liegen sah; aber dann dachte ich auch wieder: „Ach wie viel besser wär's gewesen, wenn die, mit denen du auszogst in den Kampf, für welche du so manchen schweren Hieb in Empfang nahmst, statt dessen feurige Kohlen auf das Haupt derer gesammelt hätten, von denen sie sich beleidigt glaubten! Ja wie viel besser wär's, wenn man aus allen Helmen Kohlenschüsseln, aus allen Schwertern Sicheln oder Transchirmesser, aus allen Spießen Pflugschaaren, aus allen Kanonen Gartenpfosten, aus allem eisernen Kriegsgeräthe Schienen für die Eisenbahnen, aus allen Mörsern und Haubitzen Kessel für die Dampfschiffe, aus allen Arsenalen Waisenhäuser machte, oder wenn man, wie die bekehrten Neuseeländer, die Flintenläufe zum Glockengeläute und die Speerschäfte zu Kanzeltreppengeländer benützte?" —

Eines Tages aber, als es der alten Sturmhaube warm wurde, hat sie mir obige Geschichte im Vertrauen erzählt. Wo sie später hingekommen ist, weiß ich nicht.

L Brünnerwald

10.

Das Kutschenrad.

Als Schreiber dieses einmal probiren wollte, ob es von hier nach Wildbad eben so weit ist, als von Wildbad hieher, nahm er Morgens früh seinen Rock auf die Schulter, seinen Stock in die rechte Hand und noch etwas Anderes, das mit einem Altar keine Aehnlichkeit hat, obwohl auch Rauch davon aufsteigt, in die Linke, und stieg durch die alten, herrlichen Tannenwälder den Berg hinan, bis er von seiner Höhe einerseits den Hohenzollern und seine Nachbarn, andererseits die Berge über dem Rhein drüben erblickte. Dann ging's wieder ebenso bergab, d. h. ebenso tief hinab als hoch hinan, wenigstens beinahe, und auch fast ebenso langsam: denn da lockten an den steilen Seitenwänden des Weges prächtige Exemplare vom rothen Fingerhut (Digitalis purpurea), in den Schluchten die wilde Balsamine, drinn im Walde verspätete Nachzügler von Erdbeeren und ganze Negerschaaren von Heidelbeeren, mit Rothhäuten der Preißelbeere untermischt. Da war auch manch' heiteres Morgenlied aus den Mansarden der Rothtannen zu hören, dessen Componisten eben solche Federpelze tragen wie die Grönländer, nur umgekehrt, d. h. die Federn auswärts. Sonst sagt man freilich, die Singvögel lieben die Nadelwälder nicht,

so wenig als faule Mädchen die Stricknadeln; sie pfeifen gern auf dem Blatt wie unsere Weingärtner; aber gesanglos ist denn darum doch der Schwarzwald nicht, so gewiß er nicht schwarz ist, sondern grün, wie andre Wälder auch. Gerade während ich dieses schreibe, pfeift ein Buchfink vor meinem Fenster und sagt Ja dazu. Ich konnte vor ihrem Pfeifen mein eigen Wort nicht hören, denn ich schwieg stille und hörte zu. Ich gehöre nicht zu den Leuten, deren Bekanntschaft mit den Lerchen sich von einer Platte herschreibt, auf welcher alles Pfeifen ein Ende hat; ich habe für sie nur Ohren, keinen Mund. Bei jungen Hahnen aber hab' ich nichts dagegen, wenn ihnen und mit ihnen mir der Mund gestopft wird, denn ihre Melodie hab' ich nie gern gehört, ob ich mich gleich oft vor ihnen schäme, daß sie so früh aufstehen, wiewohl sie freilich nie aus den Federn kommen, als wenn man sie schlachtet. Doch da seht ihr: das Alter ist geschwäzig. Ich muß mich zusammennehmen und machen, daß ich einen Schritt weiter komme.

Wo der Wald sich öffnet, sieht man in zwei tiefe, grüne Schwarzwaldthäler hinein und hat vor sich das schöne Pfarrdorf Calmbach. Hieher haben sich zwei Schwestern bestellt, die einander in ihrem Leben noch nicht gesehen, und die nun von hier aus miteinander Holz in den Neckar tragen wollen, weil sie wohl wissen, daß Arbeit am besten vor dem Müßiggang schüzt, Müßiggang aber aller Laster Anfang ist. Meinen württembergischen Lesern brauche ich nicht erst zu sagen, daß die beiden Schwestern die große und die kleine Enz sind, beide auf dem Schwarzwald geboren, jene

beim Popelsee, diese zwischen Zwerenberg und Simmersfeld. Ein Paar Stunden weiter unten bei Pforzheim treffen sie mit ihrer Cousine Nagold zusammen, die unter meinen Fenstern vorbeigeht und der ich täglich Grüße an den alten Vater Rhein und seine schönen Ufer mitgebe. Es ist mir immer eine ganz eigene Empfindung, wenn ich diese Nagoldwellen ansehe und denke: bis morgen sind die auch im Rhein und schwimmen die ganze, lange, schöne Wasserstraße hinab und sehen die alten Dome und die neuen Schlösser und die runden Bergkuppen und die grünen Weinberge und all diese Rheinesherrlichkeit, und noch dazu in dieser Sonnenscheinesherrlichkeit, und ich arme reiselustige Creatur muß da hinter dem Schreibtisch sitzen den ganzen Tag und mich fast krumm arbeiten! Ach wie gern zöge ich mit euch Wellen hinab und — — doch Gehorsam ist besser als Spazierenfahren, und ich muß das Geschäft ausrichten, das mir befohlen ist.

Ja da fällt mir gerade ein, daß ich euch eigentlich dießmal vom Gehorsam etwas erzählen wollte, und habe mich schon wieder vergessen. Verzeihet mir, meine jungen Leser! ich fahre sogleich fort. — Also von Calmbach nach Wildbad, im Thal der großen Enz hinauf. Es sind nun schon so ein zwanzig Jahre her, seit ich diesen Spaziergang machte; damals war in Wildbad alles noch stiller und einfacher als heutzutage. Die schönen Schattengänge aber an der Enz hinauf, welche ihr Wasser über mächtige Granitkiesel herabrauschen läßt, waren damals auch schon, und nachdem ich mich unter einem grünen Baum, der seitdem ausgerissen worden ist, hinlänglich gelabt hätte,

steuerte ich auch den Schattengängen zu und ließ mir von meinem Freunde, der schon einige Wochen im Bad zugebracht hatte, allerlei erzählen. Nachdem wir uns auf eine Bank niedergelassen hatten, sah ich einen andern Badgast, der auf zwei Krücken ging und seine Beine jämmerlich nachschleppte, herbeikommen, und auf die Einladung meines Freundes, der ihn schon kannte, setzte er sich neben uns. Er war noch ein ganz junger Mann, sah einnehmend aus, und seine Züge bezeugten mir, daß in seiner Seele Friede sei. Wir geriethen bald in ein lebhaftes Gespräch, und als ich mich nach der Veranlassung seines Körperleidens erkundigte, theilte er mir seine Geschichte mit.

Eugen — so hieß der junge Mann — war der Sohn seines Vaters und der Enkel seines Großvaters, so viel wußte er gewiß; wie aber diese beiden geheißen, wer sie gewesen, wo sie gewohnt, das war damals noch für ihn ein Geheimniß, wie für mich die buginesische Sprache. Irgendwo auf dem Schwarzwald war er geboren, und zwar vermuthlich auf einem Filialdorfe. Im Winter nämlich, wenn die Leute auf einem solchen Dorfe ihr Kind zur Taufe nach dem Mutterort bringen, das bis auf zwei und mehr Stunden entfernt seyn kann, so geschieht es — wenigstens bei den Vermöglicheren — gewöhnlich auf einem Schlitten. Der Vater des Kindes, der Pathe und die Pathin und die Hebamme bilden in der Regel die Gesellschaft, die aber freilich in der Regel nicht sehr gebildet ist: denn sonst würde sie nicht, nachdem die Taufe vorüber ist, im Wirthshaus bei Kaffee und Wein (zuweilen auch Branntwein) so lange sitzen bleiben, bis der Abendstern in

den Schneekrystallen aufgeht. Das Kind legt man unterdessen in der Stubenkammer auf's Bett, und würde es vielleicht dort liegen lassen, wenn der Wirth nicht daran erinnerte. Die Heimreise wird endlich angetreten; die Leute haben sich aber so viel mit dem Glas zu schaffen gemacht, daß sie nun zwischen einem Kirchenthurm und einem Tannenbaum keinen Unterschied mehr wissen; die Kälte draußen macht sie schläfrig; der alte Gaul, der glücklicherweise nicht zu viel getrunken hat, muß den Heimweg selber finden; und so kann's passiren, daß sie, wenn sie nach Hause kommen, kein Kind mehr haben: es ist unterwegs vom Schlitten herabgefallen, ohne daß sie es merkten. So wenigstens lag eines Abends der kleine Eugen, in einem Kissen wohlverwahrt und ruhig schlafend, auf dem Kirchenweg des Filials, und zwar gerade da, wo derselbe von einer Landstraße durchkreuzt wird, von dem Filial nur eine halbe Stunde, von dem Mutterorte aber mehr als eine Stunde entfernt. Bald darauf kam eine Krämerin aus dem Elsaß, die mit seidenen Bändern handelte, des Weges, sah das Kind liegen und hob es auf. Vielleicht, dachte sie, kann ich im nächsten Dorf erfahren, wo es hingehört. So nahm sie es also mit, und erzählte den Wirthsleuten des kleinen Weilers, bei denen sie übernachtete, wie sie zu dem Kinde gekommen sei. „Ihr werdet wohl so gut seyn und dafür sorgen, daß das Kind seinen Angehörigen wieder zugestellt wird, denn ich muß morgen in aller Früh weiter, um noch zu rechter Zeit auf den Jahrmarkt im nächsten Städtchen zu kommen." Die Wirthsleute aber hörten ihre Erzählung ziemlich miß-

trauisch an; sie meinten, es möchte wohl der Krämerin ihr eigenes Kind seyn, das sie nur mit guter Manier los zu werden suche. „Ei ihr wunderlichen Leute,“ sagte das Weib, „seht ihr denn nicht, daß das Kind erst ein Paar Tage alt ist? Wie könnte denn ich, wenn ich seine Mutter wäre, bei dieser kalten Witterung schon reisen?“ Aber das war nichts; die Wirthsleute, die sich der Menschenfreundlichkeit nie sonderlich beflissen haben mochten, befürchteten nur, sie würden am Ende das Kind selbst behalten müssen, und wollten sich durchaus nicht dazu verstehen, die Sorge für dasselbe der Krämerin abzunehmen. „Nun wenn ihr nicht wollt,“ sagte diese endlich, „so muß ich eben zum Schultheiß gehen und dem die Sache anbefehlen.“ — „Da braucht ihr Euch nicht weit zu bemühen,“ erwiederte der Rosenwirth, „der Schultheiß wird gleich selber kommen; er trinkt jeden Abend seinen Schoppen bei mir.“ Richtig, der Schultheiß kam, ein sehr beschränkter, geistloser Mensch, dessen Herz viel Aehnlichkeit mit einem alten ledernen Tabaksbeutel haben mochte, der sich aber auf seine vermeintliche Weisheit und auf seine Amtswürde erstaunlich viel einbildete. Die Krämerin trug ihr Anliegen vor. Der Dorfmagnat setzte sich in Positur, nahm einen Schluck Wein, räusperte sich und fragte: „Wo habt Ihr denn Euren Ausweis?“ Die Frau zog aus ihrem Waarenkästchen ein Papier hervor, das von ihrer Ortsbehörde ausgestellt war, in dem aber der Schultheiß nur den Namen herausbringen konnte. „Ihr heißet also Elisabeth Kiefer?“ fragte er. Während die Frau dieß bejahte, nahm er noch einen Schluck aus seinem Glas, und auf einmal,

als wäre ihm aus dem Wein ein kluger Gedanke in's Gehirn gefahren, wie etwa Einem, der an einer Rose riecht, ein kleines Insekt in die Nase schlüpft, befahl er gravitätisch, ihm das Kind, das immer noch schlief, herzubringen. „Da sehet nach dem Namen, der auf das Kissen genäht ist.“ Die Wirthin kam herbei, untersuchte, und in der That, da standen die Buchstaben E. K. Nun triumphirte der Schultheiß über seinen klugen Einfall, und alle Vorstellungen, welche die Frau machen mochte, halfen nun nichts mehr: denn er war vollkommen überzeugt, daß das Kind ihr eigen sei und daß sie blos eine Betrügerei habe spielen wollen. Als die Frau sah, daß sie kein Recht finden könne, schwieg sie still und dachte: morgen in der Stadt bei dem Bezirksbeamten werde ich ja wohl bessere Auskunft erhalten. Indessen befahl ihr der Schultheiß, morgen früh, ehe sie den Ort verlasse, sich noch einmal bei ihm zu stellen, und achtete gar nicht auf ihre Einwendung, daß sie dann zu spät auf den Markt kommen würde. Als sie den andern Morgen zu ihm kam, hatte er schon einen Mann bestellt, der sie über die nahegelegene Grenze bringen sollte, und was sie auch dagegen sagen mochte, fand bei ihm kein Gehör, denn er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, sie sei eine schlechte Person, und er dachte, wenn er nicht durch seine Weisheit es verhindert hätte, so würde sie dem armen Ort den Unterhalt eines Menschen aufgebürdet haben, der ihn nichts angienge.

Der Frau blieb nichts übrig, als mit dem Kinde, das sie doch nicht umkommen lassen wollte, geraden Wegs nach ihrer Heimath zu gehen, denn wenn man

es ihr in der Nähe des Orts, wo es gefunden worden und wo es also zu Hause seyn mußte, nicht abnahm, so konnte sie noch viel weniger hoffen, an entlegeneren Orten die gewünschte Theilnahme zu finden. Als sie in dem Dorfe, wo sie wohnte, in der Nähe von Bischweiler, angekommen war, ging sie zuerst zum Herrn Pfarrer, um ihm ihre Geschichte zu erzählen und Rath von ihm zu begehren. Aber der gute Mann konnte ihr nicht viel Gehör geben; seine Frau war so eben niedergekommen und bei Mutter und Kind stand es sehr bedenklich. Er vertröstete sie also bis später, und sie verpflegte unterdessen das Kind, so gut sie wußte, Die Frau des Pfarrers erholte sich nach einigen Tagen, ihr Kind aber starb. Nun kam dem Pfarrer auf einmal eine Erinnerung, wie wenn's ihm geträumt hätte, es sei eine Frau da gewesen und habe ihm von einem gefundenen Kinde erzählt. So wie er sich aber ein wenig weiter besann, wurde es ihm klar, er habe nicht geträumt, sondern die Bandkrämerin sei wirklich bei ihm gewesen und er habe sie gleich wieder fortgeschickt. Unverweilt ließ er sie nun holen, hörte ihre Geschichte aufmerksam an und sagte endlich, sie solle nur das Kind, das sie mitgebracht hatte, gleich da lassen, er wolle für seine Verpflegung sorgen, für sie würde es ja doch bei ihrer wandernden Lebensart zu beschwerlich seyn. Die Krämerin war froh, die Last los zu werden, ob sie gleich nichts an dem Kinde versäumt hatte, und der Pfarrer freute sich, an der Stelle seines verstorbenen Kindleins wieder ein anderes zu haben, das wenigstens einen Theil der schmerzlich zurückgedrängten Elternliebe in Anspruch nehmen konnte,

denn auch ihre andern Kinder waren ihnen gestorben. Er schrieb auf einen Zeddel die Stelle 2 Mos. 2, 9., steckte den Zeddel dem Kinde unter sein Wickelband und brachte es so seiner Gattin über's Bett. Mit heißen Thränen sah sie das wohlgebildete Knäblein an, denn es erinnerte sie an ihre Verluste; doch waren auch Freudenthränen darunter, und sie nahm sich fest vor, dem fremden Kinde nichts an Liebe abgehen zu lassen.

Indessen versteht sich von selbst, daß der Pfarrer dasselbe nicht ohne Weiteres als sein Eigenthum betrachtete. Je tiefer er den Schmerz empfunden hatte, so oft ihm eines seiner Kinder abgefordert wurde, desto lebhafter konnte er sich in die Empfindungen der Eltern versetzen, denen dieses Kind so spurlos verloren ging. Er hatte sich bei der Krämerin so genau als möglich nach dem Ort erkundigt, wo sie das Kind gefunden, nach dem nächsten Pfarrort und nach dem nächsten Bezirksort. Das Dorf, wo der kluge Schultheiß wohne, wußte sie zu nennen; aber dahin sich zu wenden, war vergeblich; den Mutterort, wohin dieser Weiler eingepfarrt war, wußte sie nicht, denn sie war erst zum zweiten Mal mit ihrem Waarenkistchen auf den Schwarzwald gekommen; dagegen konnte sie den Bezirksort angeben und der Pfarrer hielt es für das Klügste, sich dahin zu wenden. Er schrieb einen Brief an das Pfarramt des Bezirksstädtchens, theilte alles mit, was er wußte, und schickte den Brief durch die Post ab. Unglücklicherweise aber schrieb der Pfarrer, ein geborner Franzose, eine so undeutliche Handschrift, daß man zweifelhaft war, ob sie mit dem Armenischen

oder mit dem Canaresischen mehr Aehnlichkeit hatte, und so geschah es, daß der Brief zwar nicht nach Armenien oder Canara, aber doch nach einer Stadt des württembergischen Unterlandes statt auf den Schwarzwald geschickt wurde; und da man dort auch den Inhalt desselben nicht recht entziffern konnte, so erhielt der Pfarrer gar keine Antwort.

Nun müssen wir uns aber doch auch wieder nach der Schlittengesellschaft umsehen, durch deren Fahrläßigkeit den elsäßischen Pfarrleuten ihr Verlust einigermaßen ersetzt worden war. Sobald das alte Roß keine Peitsche mehr fühlte, entschloß es sich zu einem langsameren Schritte und hielt sich für die übertriebene Eile schadlos, zu der es von seinem betrunkenen Steuermann im Anfang genöthigt worden war. Vielleicht hatte auch der alte Praktikus bei einem gelegenheitlichen Rückblick bemerkt, daß die Peitsche gleichfalls verloren gegangen und somit ihre triftigen und schlagenden Beweisgründe nicht mehr zu fürchten waren. Er lief also nach aller Bequemlichkeit und seinem eigenen Compaß vertrauend fort bis an seine Stallthüre, und dann blieb er stehen. Von dem plötzlichen Ruck erwachte wenigstens Einer auf dem Schlitten, nämlich der Steuermann, der sich zuerst nach seiner Peitsche, wiewohl vergeblich, umsah. Mit einigen freundschaftlichen Püffen brachte er auch die Andern zum Bewußtseyn, und beim ersten Strahl desselben rief die Hebamme: „Um Gotteswillen! wo ist denn mein Kind?“ Die Gevatterin lamentirte mit, man suchte das Kind überall, fand es aber nirgends. Der Vater, der auch der Roßlenker gewesen war, wurde durch die Angst auf

einmal so nüchtern wie ein Matrose, der drei Tage lang auf einer Planke herumgetrieben hat; und doch waren im ersten Augenblick die Leute nicht so besonnen und vorsichtig, der Wöchnerin die grausame Nachricht zu verbergen, daß man ihr Kind verloren habe. Sie hatte mit Verlangen darauf gewartet, um es zu stillen; die plötzliche Schreckensbotschaft erschütterte sie so, daß sie wahnsinnig wurde und sogleich ein Bote zum Arzt geschickt werden mußte. Der trostlose Vater, der nicht wußte, wo seine Hilfe zuerst nöthig sei, übergab die Kranke der Pflege einiger Nachbarinnen, und er selbst ging mit den Gevatterinnen des Weges zurück, den er gekommen war, um das verlorene Kind zu suchen. Unterdessen aber war schon die Krämerin ihre Straße gezogen und hatte sich des Verlassenen erbarmt; die Sucher mußten also unverrichteter Dinge wieder umkehren und hatten unterwegs die schönste Gelegenheit, dem Branntwein keine Lobrede zu halten. Am folgenden Tage wurde in allen benachbarten Dörfern Nachfrage gehalten, und so kam Nachmittags auch einer der Ausgesandten, der alte Clasbauer, in das Rosenwirthshaus, wo die Krämerin übernachtet hatte. Die Verhandlungen des vorangegangenen Abends waren bald ausgemittelt, und der Clasbauer sah sich nun veranlaßt, einen Gang zum Schultheiß zu machen, der vor ihm, als einem reichen Manne, und dem er noch dazu Geld schuldig war, einigen Respekt haben mußte. Daß er das Weib mit dem Kinde über die Grenze habe transportiren lassen, konnte er nicht leugnen; er berief sich aber auf die Uebereinstimmung ihres Namens mit dem Namenszug auf dem Kissen, und meinte, bei

so auffallenden Umständen habe er nicht anders urtheilen und handeln können. Der Clasbauer löste freilich das Räthsel bald durch die Bemerkung, daß die Mutter des Kindes Eva Kurzin heiße und eine Tochter von seines Weibs Schwester sei; aber diese Aufklärung kam eben zu spät, und es blieb nun nichts mehr übrig, als sich nach der Heimath der Krämerin zu erkundigen, damit man dort Nachfrage anstellen könne. Der Schultheiß bekannte aber, daß er diesen Ort nicht wisse. Freilich hatte er den Ausweis der Krämerin in Händen gehabt; aber nur mit Mühe den Namen derselben herausgebracht, den die Krämerin eigenhändig darauf geschrieben; die Schriftzüge des Beamten dagegen waren ihm ein unbekanntes Land geblieben. Im Lesen und Schreiben besaß dieser Schultheiß überhaupt keine absonderliche Stärke; für beides war der Schulmeister sein Adjutant. Einmal hatte er von dem Amtmann des Städtchens ein Ausschreiben bekommen, daß er ein gewisses Aktenstück aus seiner Registratur einsenden solle. Der Amtmann hatte auch die unliebenswürdige Eigenschaft, die man nicht selten bei Beamten finden soll, daß er eine sehr undeutliche Hand schrieb, in welcher mehr Schnörkel als Buchstaben waren. Seinen Namen konnte vollends Niemand herausbringen, da hätte man auf alle anderen Bewohner der Stadt eben so gut rathen können; unter demselben aber pflegte er immer einen vielfach verschlungenen Federzug anzubringen, der fast aussah wie ein Besen. Unglücklicherweise war der Schulmeister, der erkorene Briefdolmetsch, gerade verreist, als dieser Brief ankam, denn er hatte Herbstvakanz; der Schult-

heiß mußte sich also selbst zu helfen suchen. Als er aber den Federzug unter dem Namen sah, den er nie gesehen hatte, denn der Beamte hatte seine Stelle kürzlich erst angetreten, war er sogleich aus der Verlegenheit heraus. „Oho!“ rief er, „ich verstehe schon, was er will; Reisach soll ich bringen.“ Er lud also einen Wagen voll Reisachbüschel und führte sie dem Amtmann vor's Haus. Dennoch bildete sich der Mann auf seine Amtswürde so viel ein wie jener Schultheiß von S., der Morgens in der Bezirksstadt auf sein neues Amt beeidigt wurde und, als er Nachmittags auf dem Heimweg in einem Wirthshause einkehrte, sich fleißig der Redensart bediente: „So lang' ich im Amt bin, hab' ich so etwas nicht gesehen oder gehört,“ um den Leuten auf eine gute Art zu verstehen zu geben, daß er jetzt auch zum Beamtenstand gehöre. — Der Clasbauer merkte bald, daß mit diesem unwissenden Menschen nichts zu erreichen sei, und machte sich wieder nach Hause, um da die trostlose Nachricht zu melden, das Kind sei zwar noch am Leben und gerettet, es stehe aber im weiten Feld, ob man es je wieder zu sehen bekommen werde. Die unglückliche Mutter starb trotz der angewendeten ärztlichen Mittel schon am dritten Tage; und dem Vater war nun sein einsames Leben — denn er hatte sonst kein Kind — so entleidet, daß er sich im Frühjahr an eine Auswanderungsgesellschaft anschloß und nach Amerika ging. Als im nächsten Jahr die Krämerin wieder kam und nach langem Fragen endlich die Heimath des verlorenen und gefundenen Kindes auskundschaftete, war der Vater bereits längst auf dem großen Ocean, und die Ver-

wandten machten auf das Kind keine weiteren Ansprüche, sondern waren froh, es so gut versorgt zu wissen. Sie ließ sich von dem Pfarramt den Taufschein für das verwaiste Kind geben und ging, nachdem sie ihre Handelsgeschäfte abgemacht hatte, in ihre Heimath zurück. Von alle dem aber erfuhr der Pfarrer, der mit Schmerzen auf ihre Nachrichten wartete, nichts, denn sie starb unterwegs plötzlich an einem Schlagfluß mitten in einem Wald; und als man sie auffand, hatten einige Landstreicher, die an ihr vorübergekommen waren, ihr Kistchen sammt ihren Papieren geraubt. Nur ihren Paß hatte sie in ihrer Rocktasche, und daraus ersah die Behörde des Orts, auf dessen Markung ihr Leichnam gefunden und beerdigt wurde, wo sie wohnhaft gewesen, und meldete ihren Tod an ihre heimathliche Behörde. Woher ich das weiß, werdet ihr nachher erfahren.

Endlich kommen wir denn zu dem kleinen Findling zurück, den sein Pflegevater, weil er seinen Taufnamen nicht wußte, Eugen genannt hatte. Die Pfarrleute gewannen das Kind so lieb, wie wenn es ihr eigenes gewesen wäre, und überhäuften es mit ihrer ganzen Elternzärtlichkeit, denn es war und blieb ihr einziges Kind. Wie wohl es einem solchen in fremden Boden verpflanzten Setzling thun mußte, in dem warmen Sonnenschein der Liebe zu stehen und mit so treuer Sorgfalt begossen zu werden, kann man sich denken: das Kindlein gedieh auch auf's Erfreulichste, wie die spanische Rebe am Cap, und die guten Pflegeeltern freuten sich nur auf die Zeit, wo auch seine geistigen Fähigkeiten, in die sie zum Voraus keinen

Zweifel setzten sich kundgeben würden. In der Regel ist unter allen den Geisteskräften, die sich bei einem Kinde entwickeln, das Willensvermögen nicht das letzte; und zu einer Zeit, wo die Kinder gar viele Worte noch nicht auszusprechen vermögen, lernen sie doch gewöhnlich sehr bald Nein sagen. So war's wenigstens bei Eugen. Schon frühzeitig offenbarte er einen Eigensinn, der nicht etwa erst einer Uebung oder eines Wachsthums bedurfte wie ein frischer Zahn, sondern von vorn herein schon stark genug war, wie Herkules, welcher in seiner Wiege Schlangen erwürgte. Wenn nun der Eigensinn der Kinder nur das Gute wollte, nur das, was auch die Eltern verlangen, so wäre es kein Fehler, wenn er stark ist; aber sonderbarer Weise will er gewöhnlich das, was nicht gut ist, was die Eltern nicht gewähren können, schon aus Liebe zu dem Kinde, und da entsteht dann Unzufriedenheit und das Gesetz richtet Zorn an. Das Kind will ein Messer, und die Eltern können es ihm nicht geben, es würde sich damit wehe thun; es will die Sonne oder einen Apfelbaum oder ein Pferd in der Stube haben, und das können die Eltern nicht und sagen Nein. So gern aber auch das Kind Nein sagt, so wenig kann es leiden, wenn Andere so sagen, woraus man sieht, daß der Mensch eigentlich ein geborener Tyrann ist. Entweder gehen nun die Eltern von vorn herein darauf aus, den Eigensinn des Kindes mit allem Ernst zu brechen und es an Gehorsam, an unbedingten Gehorsam zu gewöhnen; oder wenn sie dazu zu weich, zu unüberlegt sind, so geben sie dem Kinde nach, so oft sie können, und wo sie nicht können, suchen sie es

durch irgend etwas Anderes zu entschädigen, um es bei guter Laune zu erhalten. Das merkt dann das Kind bald, und wird dadurch nur um so eigensinniger und beharrlicher. Leider war dieß bei dem kleinen Eugen der Fall. Seine Pflegeeltern verstanden zu wenig von der Erziehungskunst; sie hatten zu wenig Festigkeit und Consequenz, und das machte sich der Kleine zu Nutze und wurde von Tag zu Tag ungehorsamer. Sein Eigensinn wuchs wie eine Pappel; und anstatt die junge Gerte zu biegen und eine Ehrenpforte daraus zu machen, durch die der König der Ehren hätte einziehen können, gaben sie ihr eine Stütze, daß sie steif und kerzengerade emporschoß. Sie meinten es freilich dabei sehr gut; sie wollten gegen das fremde Kind mehr Nachsicht beweisen, als wenn es ein eigenes Kind gewesen wäre, damit es doch ja seine Heimath nicht vermissen sollte; sie merkten auch mit der Zeit, daß sie hierin zu weit gegangen waren, und suchten wieder einzulenken; aber es war schon zu spät, wenigstens zu spät, um den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Als sich der Vater genöthigt sah, an die Stelle der Worte, die nichts mehr verfangen wollten, Strafen treten zu lassen und sich eines Werkzeugs aus dem Material zu bedienen, das jener Schultheiß in die Stadt geführt hatte, da fing Eugen freilich an zu merken, daß er seinen Willen nicht mehr überall durchsetzen und wenigstens den Anweisungen seiner Eltern nicht mehr offen widersprechen dürfe; allein wenn er auch im Augenblick aus Furcht Ja sagte, so war doch, sobald er sich allein sah, die Neigung zu dem Verbo-

tenen so mächtig in ihm, daß er meistens das Gegentheil von dem that, was er versprochen hatte. Trat dann eine Strafe ein, so bereute er freilich seinen Ungehorsam und nahm sich für die Zukunft Besseres vor, aber mit den guten Vorsätzen ging's ihm wie den Wolken mit dem Regenbogen: sobald die Sonne untergeht, verschwindet er.

Eugen hatte das zwölfte Jahr zurückgelegt, die Schule in dem nahen Städtchen besucht, bei seinen trefflichen Gaben recht gute Fortschritte gemacht, und sollte nun zur Confirmation vorbereitet werden. Der Unterricht war beinahe zu Ende und in den nächsten Wochen stand die heil. Handlung der Taufbundeserneurung bevor. Ich will nicht sagen, daß ihm von den ernsten und feierlichen Ermahnungen seines Vaters, der ein treuer Seelsorger war, nicht dann und wann etwas zu Herzen ging; aber die Neigung zum Ungehorsam, der Trieb zum Verbotenen hatte sich bei ihm noch nicht verloren, und es schien ihm ein ganz besonderer Genuß zu seyn, wenn er ungesehen und ohne Strafe zu befürchten, gerade das thun konnte, was ihm seine Eltern untersagt hatten. So war es z. B. ein eigenes Vergnügen für ihn, wenn er auf der am Dorfe vorbeiführenden Landstraße eine Kutsche kommen sah, sich schnell hinten aufzusetzen und ein Stück weit mitzufahren. Seine Eltern hatten ihm das oft gewehrt und ihm vorgestellt, wie leicht er durch einen verfehlten Tritt unglücklich werden könnte; aber wenn er auch nicht widersprach, so dachte er doch im Stillen: „Was soll denn das für eine Gefahr seyn? das kann ich gar nicht einsehen. Man muß doch die Aengst-

lichkeit nicht zu weit treiben." Und so that er's eben immer wieder, so oft es ungesehen geschehen konnte. Allein was geschieht? Obwohl er bei der Nähe seiner Confirmation an ganz andere Dinge hätte denken sollen, so verleitet ihn doch der Leichtsinn und die Lust zum Verbotenen eines Abends, da er von der Schule im Städtchen nach Hause geht, sich auf eine Kutsche hinten aufzusetzen, die an ihm vorüberfährt. Während er damit beschäftigt ist, werden die Pferde von einer Kuh, die ihnen entgegenrennt, erschreckt, weichen einige Schritte zurück, Eugen fällt herunter und die zurückweichenden Räder gehen ihm zweimal, einmal rückwärts und einmal vorwärts, über die Beine. Ihr hättet sein Schreien hören sollen! Ich glaube, die Lust, hinten auf eine Kutsche zu sitzen, wäre euch auf siebzig Jahre hinein vergangen. Die Leute in der Kutsche erschraken natürlich sehr, hoben den Knaben auf, und brachten ihn unter beständigem Schreien und Wehklagen zu seinen Eltern. Man holte den Wundarzt, man holte den Arzt aus der Stadt; im Anfang war sogar die Rede davon, daß ihm beide Beine würden abgenommen werden müssen. Ach ihr habt keinen Begriff von seinen Schmerzen, von seiner Angst! Und zu all dem kam auch noch die Stimme seines Gewissens, die ihm sagte, daß er sich durch seinen elenden Ungehorsam dieses furchtbare Unglück selbst zugezogen habe. Die Eltern brauchten ihm keine Vorwürfe zu machen; er sagte sich alles selbst. „Ach warum hab' ich's nicht bleiben lassen!" rief er sich selber zu, „aber jetzt ist's zu spät. Was wird aus mir werden!"

Nun was ist aus ihm geworden? Ein Krüppel, wie ich ihn im Wildbad sah. Die Beine wurden zwar zur Noth geheilt, daß er an Krücken sich mühselig forthelfen konnte; aber er litt immer Schmerzen, und mußte von Zeit zu Zeit durch eine Badekur in einem warmen Brunnen sich Linderung zu verschaffen suchen. Er war schon in Baden-Baden gewesen, auch in Gastein, und jetzt wollte er die Quelle im Wildbad versuchen.

Etwas Gutes war aber doch auch bei diesem unglücklichen Fall. Sein Eigensinn und Ungehorsam war auch unter das Rad gekommen und abgeknickt worden wie eine gläserne Röhre. Auf seinem Schmerzenslager kam er zur lebendigen Erkenntniß seiner Sünden und suchte und fand Vergebung bei dem himmlischen Vater, der um Christi willen allen reumüthigen Sündern verzeiht, sobald sie ihre Sünde bekennen. Von nun an faßte er in der Kraft Gottes den festen Entschluß, dem Heiland und seinen Eltern gehorsam zu seyn, und er hielt, was er versprach; und als er ein Jahr später zur Confirmation gelangte, so war sie für ihn eine wahrhaftige Bestätigung seines Gnadenbundes. Nun erst hatte der elternlose Waisenknabe den rechten Vater gefunden; und nun erst lernte er auch dankbar die Gnade schätzen, daß ihm Gott als einem verlorenen Kindlein solche Eltern zugeführt hatte, die ihn mit dem Heiland der Sünder und mit dem einzigen Weg zur Seligkeit bekannt machten, den er vielleicht in seiner Heimath nicht gefunden haben würde.

Während uns Eugen diese Geschichte erzählte, merkte ich meinem Freunde an, daß er nachdenklich und unruhig wurde und gern etwas sagen zu wollen schien. Er rückte auf der Bank hin und her, wollte aber doch die Erzählung nicht unterbrechen. Als aber Eugen geendigt hatte, sagte mein Freund: „Ich meine fast, ich werde Ihnen einen Aufschluß über Ihren Geburtsort und Ihre Familie verschaffen können. Mein Vater war Pfarrer in P. auf dem Schwarzwald, und ich erinnere mich dunkel, als Knabe gehört zu haben, daß ein Kind aus seinem Filial auf dem Heimweg von der Taufe verloren gegangen und nachher von einer Krämerin gefunden worden sei. Wenn Sie es wünschen, will ich dorthin schreiben und den jetzigen Pfarrer fragen.“ Eugen war natürlich über diese Hoffnung sehr erfreut und nahm das Anerbieten mit Dank an. Ich wartete das Resultat nicht ab, habe aber späterhin von meinem Freunde gehört, daß Eugen wirklich seine Heimath aufgefunden habe; und da erfuhr ich denn auch die obigen Umstände, die man damals, als Eugen die Geschichte erzählte, noch nicht wissen konnte. Von ihm selbst habe ich seitdem nichts mehr vernommen. Ich hoffe aber, es werde keiner meiner jungen Leser es darauf ankommen lassen, den Gehorsam erst unter einem Kutschenrad zu lernen.









